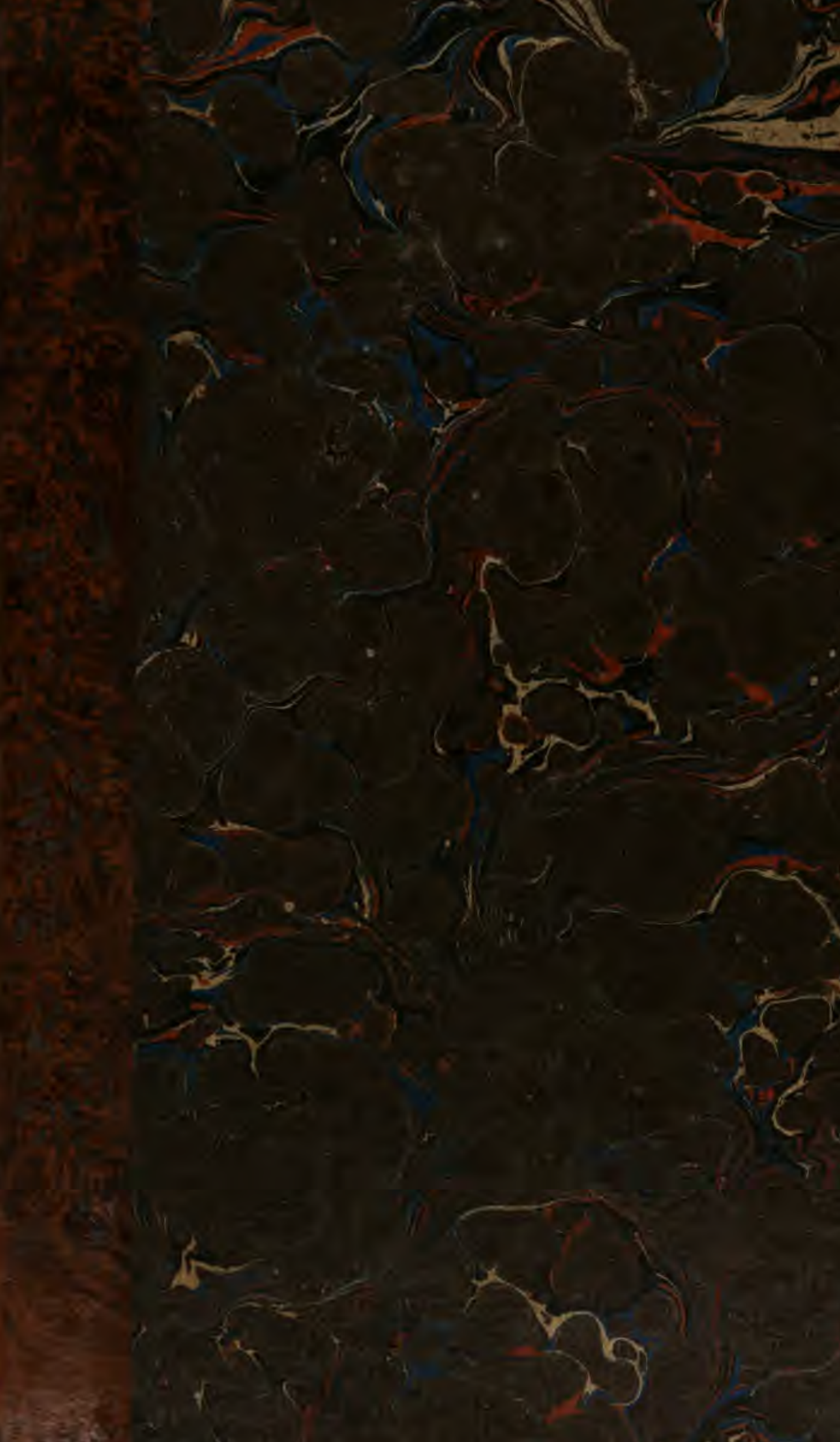
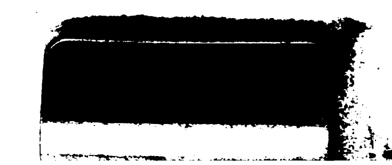
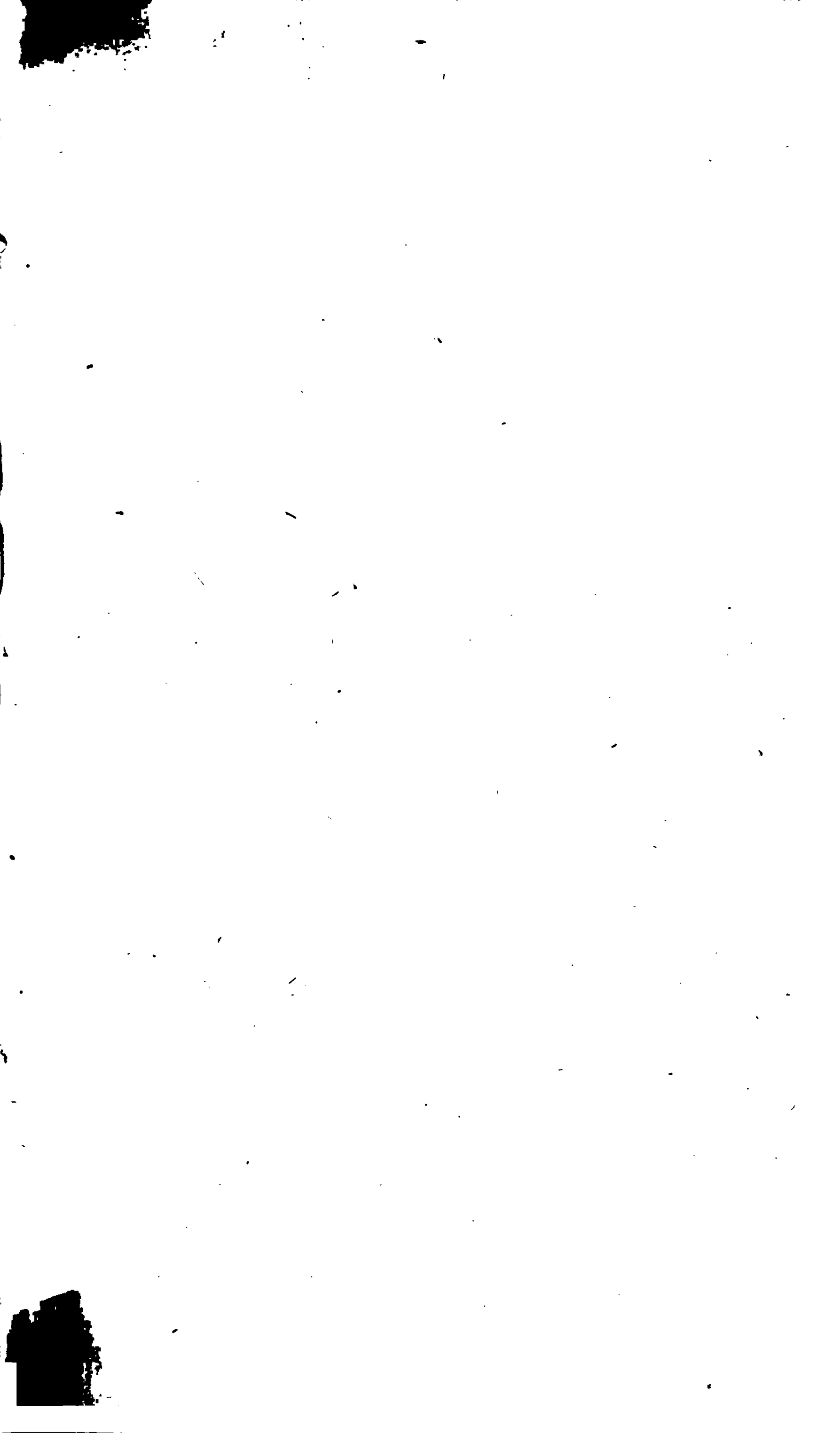
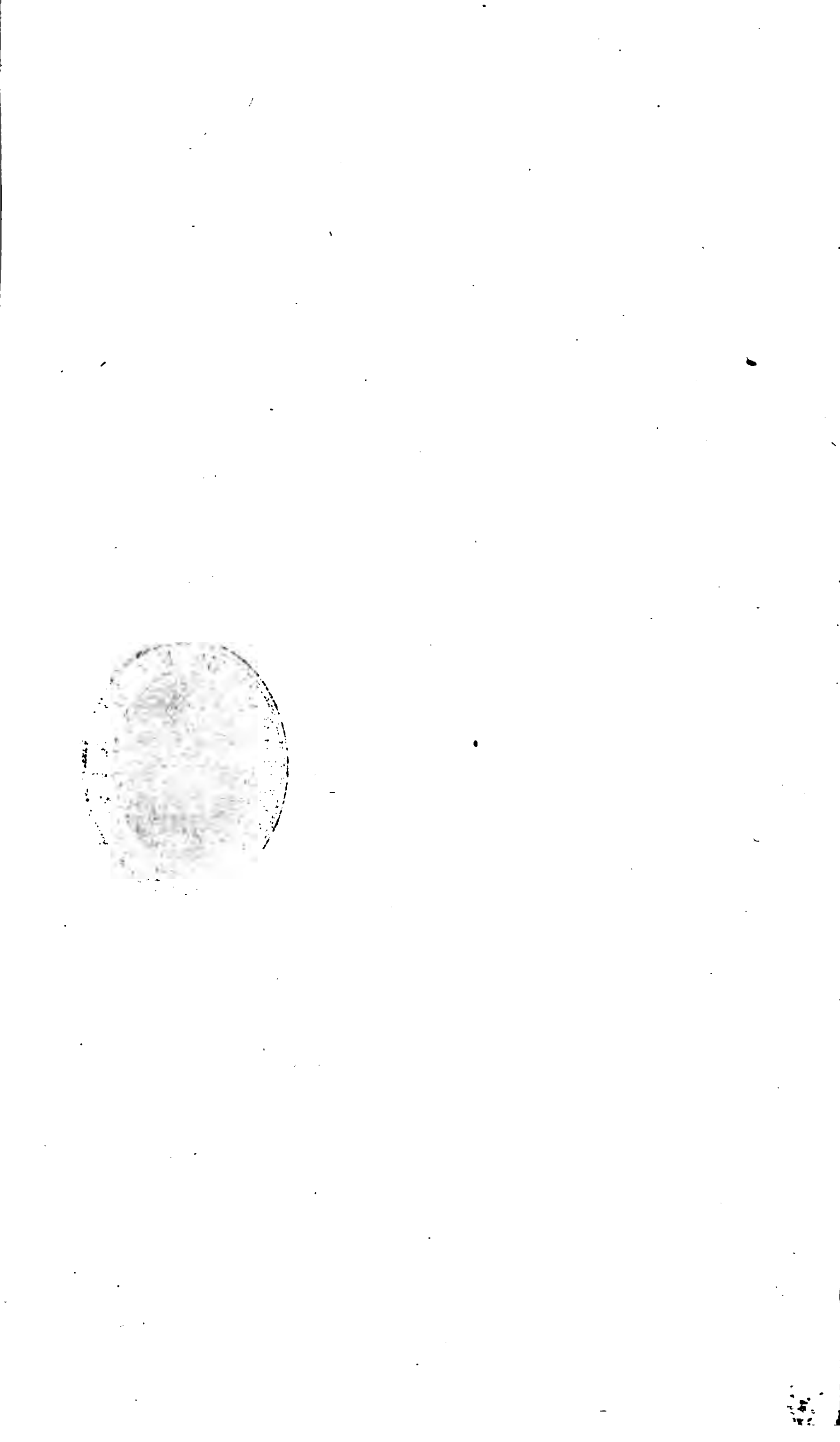








Reise

durch

Italien und Sicilien

von

August Wilhelm Kephalides.



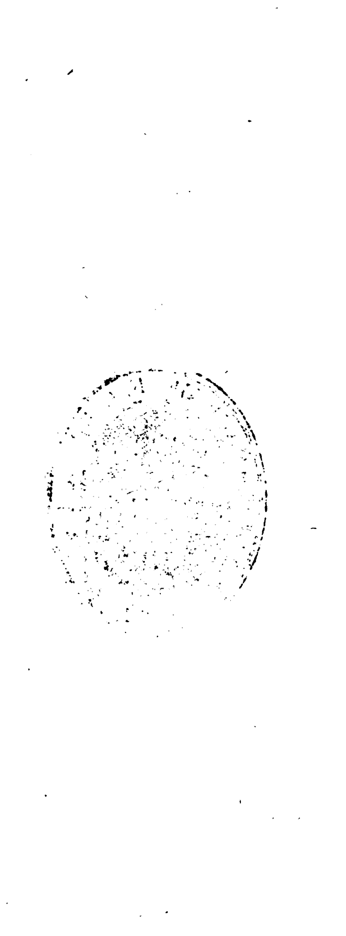
Erster Theil.

Mit zwey Karten.

Leipzig, bey Gerhard Fleischer d. Jüng.

1818.





Reise

durch

Italien und Sicilien

von

August Wilhelm Kephalides.



Erster Theil.

Mit zwey Karten.

Leipzig, bey Gerhard Fleischer d. Jüng.

1818.



Seinem

treuen Freunde und Gefährten

August Wilhelm Förster

zum

Denkmal seiner Liebe.

August Wilhelm Kephalides.

Vorrede.

Wenn nicht die billige Nachsicht teutscher Leser selbst, die so selten etwas, das aus jenen denkwürdigen Fluren Italiens zu ihnen kömmt, ohne ihm wenigstens einen müßigen Blick zu schenken, von der Hand weiset, gegenwärtige flüchtige und zerstreuete Bemerkungen, die auf einer Reise im Jahr achtzehnhundert und funfzehn gesammelt wurden, entschuldiget, so wird ihre öffentliche Mittheilung wohl ohne Rechtfertigung bleiben müssen; wenigstens fühlt sich der Verfasser derselben nicht sehr im Stande, sie zu übernehmen. Denn eben weil ihm das Glück zu Theil wurde, der köstlichen Halbinsel gleichsam in das glänzende Antlitz zu schauen, so ist er vielleicht mehr als mancher andere berechtiget zu fühlen, wie bleich, entstellt und trümmerähnlich die hier mitge-

theilten vereinzelten Züge des herrlichen Landes seyn mögen, davon ihm jetzt nur noch eine trübe, wehmuthsvolle Erinnerung geblieben ist. Und wenn wir gleich behaupten könnten, daß es bisher noch Niemanden gelungen sey, die mächtigen Strahlen des alten wunderreichen Italiens allesammt, wie in einem magischen Spiegel zu vereinigen, und über die Alpen in unser Vaterland zu werfen; obgleich wir gern zufrieden wären, wenn einzelne Lichtadern zu uns in den fernen Norden herüber strömten: so glauben wir doch gern, daß eben unser Auge zu dunkel war, um die blendenden Züge einer so schnell vorübereilenden Erscheinung lebhaft aufzufassen. Sollten daher Kenner behaupten, daß es diesen Bemerkungen an Eigenthümlichkeit, Zusammenhang und überhaupt an Interesse mangele, daß das Wichtigere übergangen, manches schon oft Gesagte wiederholt, vieles Unrichtige mit eingeschlichen, die Beurtheilung ohne Schärfe und einseitig, das Ganze ohne Haltung und die Ausbeute gering sey: so haben wir weiter nichts dagegen, da uns Mangel an Zeit und Mitteln aller Art doch nicht entschuldigen würde, und wollen zufrieden seyn, wenn auch vielleicht ein billiger Beurtheiler in diesem Buche manche nicht ganz überflüssige Nachricht, hin und wieder eine zweckmäßige Bemerkung oder richtige Schilderung findet, und unsere Arbeit als einen nicht völlig unnützen Beytrag

zur Kunde des Landes betrachtet; außerdem sieht jeder von selbst ein, daß, theils um des Zusammenhanges willen, theils um manchen Forderungen zu genügen, vieles längst Bekannte selbst in diesen kurzen Abriß mit verflochten werden mußte, und daß wir deshalb keinen Tadel verdienen, wenn wir, was ja die Pflicht jedes Reisenden ist, die Dinge beurtheilen, wie sie uns vorkamen, unbekümmert, ob wir der großen Heerstraße der Meinungen folgten, die sonst vielleicht öfter, als es eigenthümliche Denker zugeben, die richtigere ist. Auch dürfte wohl, wer die große Mannigfaltigkeit, besonders aber die erstaunliche Proteusveränderlichkeit des Gegenstandes selbst, und die daraus fließenden Widersprüche kennt, in die sich fast alle Reisebeschreiber nothwendig verwickeln müssen, vieles nicht geradezu als falsch oder ungereimt verdammen, was nicht genau mit eigenen Ansichten oder fremden Nachrichten übereinstimmt. Eine vorherrschende Richtung konnten und wollten wir unserer Darstellung nicht geben, da wir weder einen ganz besondern Zweck hatten, noch Künstler von Fach sind, oder für eine Wissenschaft eigenthümlich reiseten. Wir haben uns daher nur bemühet, alles das aufzufassen, was uns überhaupt bemerkenswerth schien, ohne darauf zu achten, welchem Gebiete der Kunst und Wissenschaft es angehörte. Wenn wir von Bibliotheken beynahe gar nichts, von Kunstsammlungen

nur sehr wenig gesagt haben, so wird die Kürze der Zeit und der entfernte Leser einen Layen in der Kunst vielleicht entschuldigen; wenn aber unsere Schilderungen von Land und Gegend die Glutfülle des südlichen Himmels nicht athmen, so wird man bedenken, daß in dieser Hinsicht selbst der kühnste Pinsel nur Gemälde auf Rauch zeichnet, die das Gemüth mehr zerstreuen, als beleben. Dafern übrigens in unserer Beschreibung hin und wieder noch einiges Leben zu verspüren seyn sollte, so verdanken wir dieß blos der Unterstützung unsers theuern Freundes und treuen Gefährten, August Wilhelm Förster, gegenwärtig Professor der Rechte an der Universität zu Breslau, indem seine liebevolle Theilnahme und sein lebhafter Geist das Bild jener glückseligen Halbinsel und des Eylandes der Cyclopen, das immer dunkler zu werden anfängt, in uns allein noch wach und kräftig erhält; und wir betrachten es als den höchsten Gewinn dieser ganzen Reise, daß auch wir, wie einst Telemachos zu seinem Freunde, mit Wahrheit sagen können: „Uns wird diese Fahrt noch inniger Weihe vereinen."

Inhaltsverzeichniß

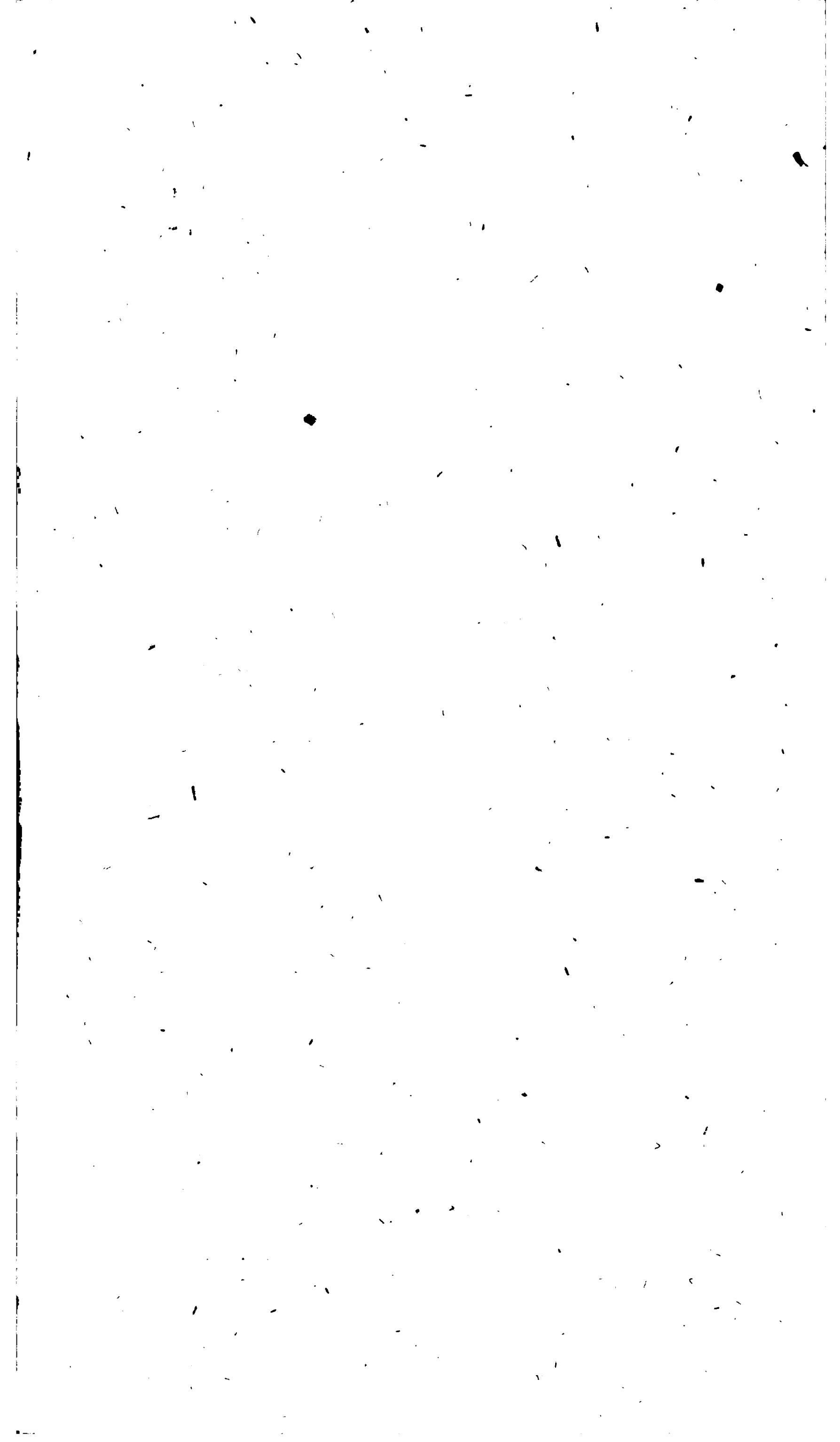
des

Ersten Theils.

Italia mia! benche il parlar sia indarno....

Francesco Petrarca.







Reise

durch

Italien und Sicilien.



Erstes Kapitel.

Triest.

Unser ganzes Glück, glaubten wir, hinge an einer Reise in Italien; deshalb konnte weder das kolossale, durch den Congreß mehr als gewöhnlich belustigte Wien, noch die reizenden Alpen und der tüchtige, schöne Menschenschlag der Steyermark, wie sehr es auch der Mühe verlohnt hätte, unsere Aufmerksamkeit lange beschäftigen. Unsere beschränkte Zeit war für Italien bestimmt und verloren jeder Tag außer den Gränzen desselben. Deshalb freuten wir uns, trotz Wind und Wetter und der schlechten Wege, schon in der dritten Woche Triest erreicht zu haben, das Sprache, Sitten und Charakter der Einwohner zur italienischen Stadt prägen, wenn es auch gleich von den slavischen Krainern umringt ist. Mit großer Zufriedenheit sahen wir von der wilden, mit nakten Steinen, ohne Spur einer Vegetation besäten Anhöhe von Obscina, die sich wohl einst den eindringenden Meereswogen entgegendämmte, hernieder auf den venezianischen Golf, in Meinung vielleicht schon des andern Tages über denselben hin der alten Republik zuzusteuern; allein ein unglücklicher Sirocco zwang uns, zum größten Verdrusse, das Weihnachtsfest in Triest zu feyern. Indeß zerstreute uns einigermaßen das lebendige Gewühl der Schiffer und Kaufleute aller Nazionen; und unter ihnen

zeichneten sich besonders die rothmützigen, in braune Kapotte gehüllten Genueser durch ihr entschlossenes Ansehn aus. Zahlreiche Kauffahrtheyfahrer bedeckten die ruhige Spiegelfläche des Hafens und in der wimmelnden Börsenhalle sah man Asiaten und Americaner, Christen und Barbaresken friedlichen Verkehr treiben. Ueberhaupt hebt sich Triest auf Kosten des unglücklichen Venedigs von Jahr zu Jahr mehr; es hat überdies eine ziemlich sichere Rhede, kein österreichisch Papiergeld und ist ein sogenannter Freyhafen, in welchem ohne Zoll zur See alles ein- und ausgebracht werden kann. Die Kaiserliche, ziemlich strenge, Mauth ist in Obscina, eine Stunde von der Stadt, für die Waaren, welche von Triest nach den Kaiserl. Staaten gehn.

Schon hier trägt das Theater ganz den italiänischen Charakter: das Schauspielhaus ist sehr groß und geräumiger als irgend eins in Wien, obgleich die Stadt nur einige und dreyßigtausend Einwohner hat; zwischen der glanzvollen italiänischen Oper als Zwischenspiel ein Ballet; schöner Gesang, schlechte Musik; alle Logen sind vermiethet und dienen hier, wie in ganz Italien, Besuche anzunehmen, zu spielen und zu plaudern. Denn da man höchstens nur mit zwey Opern abwechselt, oft auch dieselben alle Tage, deshalb ohne Souffleur spielt, so horcht man blos auf die schönsten Arien, sonst ist der Lärm meistentheils so groß, daß man nichts von dem recitativischen Dialog der Sänger vernimmt. Auch wir waren leider mehrere Abende Märtyrer dieses jammervollen Vergnügens. Mißmuthig über unser vergebliches Hoffen auf Nord- oder Ostwind, liefen wir in der lebhaften Stadt verzweiflungsvoll umher, und wünschten, daß uns selbst die allen Triestinern furchtbare Borea nach Venedig schleudern möchte.

Außer dem ganz neuen Totaleindruck eines italiänischen Hafens schien uns in Triest nichts interessanter als eine junge Griechin aus Thessalonich, die wir in dem Hause eines Kaufmannes, an den wir Adressen hatten, kennen lernten. Wir zogen an der Klingel, und zu unserm größten Erstaunen öffnete uns ein wunderschönes Mädchen in türkischer Tracht mit rothem Turban die Thür. Sie antwortete in gebrochenem Italiänisch auf unsere Bitte, daß sie den Herrn rufen wollte, und verschwand. Des andern Tages hatten wir das Glück, sie bey Tische näher kennen zu lernen. Sie war mit ihrer Mutter erst seit einigen Tagen aus Griechenland angelangt, und theils betäubt durch die beschwerliche Fahrt und lange Contumaz, die man den aus der Levante kommenden Schiffen auferlegt, theils weil sie des Italiänischen nicht sehr mächtig war, sprach sie nur wenig, aber ihr ovaler Kopf, mit geradem Profil, ihre ätherische Gestalt war ein Urbild griechischer Schönheit; leise und unmerklich ging die königliche Stirn in die zart gebildete Nase über, während die kühn geschwungenen Braunen zwey schöne Helmaugen überwölbten. Ein fast unmerklicher Anflug schimmerte rosig durch die feine Haut und störte so den Eindruck dieses Marmorbildes nicht.

Zweytes Kapitel.

Im Friaul.

Tages darauf fuhren wir, während ein Sturm, der uns in acht Stunden nach Venedig befördert hätte, unsern Wagen fast umzuwerfen drohete, in hellem Mondschein nach der Höhe von Obscina, um uns zu Lande durchs Friaul

nach Venedig zu begeben. Wir waren über die Mäßen fröhlich, da wir zum ersten Mal das Meer in gleichsam rasender Wildheit an den Felsen von Montefalcone branden sahen; die Gegend glich sonst einer grünen Steppe. Des Abends herbergten wir auf echt italiänische Weise am Kamin in der Küche, während der Wirth kochte, und eine Menge guter Landleute mit verdächtigen Physiognomien um das Feuer herum saßen. Sonst ist der Weg durch das schöne Friaul höchst einförmig. Der hohe Wall der Alpen begränzt in Norden die fruchtbare Ebene dieses Landes, Wein, Orangen und Cypressen sieht man hin und wieder gedeihen; die blaugrünen Alpenströme, der Isonzo und Tagliamento, über den die längste Brücke, die es wohl gibt, führt, durchströmen sehr seicht ihre ungeheuer breiten Betten, die sie zur Regenzeit, oder wenn der Schnee auf den Alpen schmilzt, mächtig füllen. Die Dörfer und Städte sind schön und dem Ansehen nach sehr wohlhabend, die Dächer nach italiänischer Sitte unter sehr stumpfen Winkeln spitz zusammenlaufend; die Kirchthürme zylindrisch und freystehend. Codroipo, die Festung Palma nuova, Valvassone, Pordenone, Conegliano und Sacile sind allerliebste Städte mit lauter lichten Gassen, gegen die Gewohnheit der italiänischen Oerter, die meist eng und finster sind. In Valvassone wurden wir durch einen höchst unbedeutenden Vorfall gewahr, daß wir uns dem Süden genähert hatten. Ein armer verrückter Junge, das Bild des Elendes, der dem lustigen Wirth zum Spott dienen mußte, lief mit einer Schüssel Reis, die wir ihm schenkten, eilends davon, um, wie er sagte, sie mit Aepfelsinen zu verzehren. Den zweyten Januar endlich langten wir in Mestre an, wo wir am Canal echt italiänischen Lärm und Getümmel an-

trafen, gegen welche das Meer nur bescheiden brauset. Ein Dutzend Müßiggänger boten sich an, unsere wenigen Sachen an Bord der schwarzen Gondel zu bringen, mit der wir uns durch die Lagunen nach der Stadt begeben wollten. Gleich einem Feenpalast schwamm Venedig mit seinen zahllosen Thürmen in den Wellen, und frohlockend naheten wir uns dieser unvergleichlichen Stadt mehr und mehr. Rührend ist der Anblick einer kleinen, auf Pfählen mitten unter brausendem Wogengetümmel errichteten Kapelle mit einem Muttergottes-Bilde, zu dem eine Treppe führt, damit man aus der Gondel steigen und hier, über der grünen Fluth schwebend, beten könne. Es scheint, daß wenn die Wogen heftig aufgeregt sind, sie das kleine Heiligthum bedecken müssen. Bald liefen wir im großen Kanal ein und stiegen am Rialto aus.

Drittes Kapitel.

Venedig.

Man möchte in Italien eintreten, wo man wollte, nirgends würde Auge und Phantasie durch neue Eindrücke und alte Erinnerungen so mächtig ergriffen werden, als hier in dieser außerordentlichen Stadt. Sie gleicht, im Profil gesehen, einem unermeßlichen Linienschiff mit zahllosen Masten; durch die Straßen ergießen sich die grünlichblauen Fluthen und bisweilen schlägt die brandende Woge in die Thore der schönen Paläste hinein. Ueberdieß tritt uns hier der reine italiänische Volkscharakter mit der ganzen Kraft seiner Eigenthümlichkeit entgegen; trotz dem politischen Tode des unglücklichen Staates, unbesiegbares Leben in seinen Einwohnern: die Matrosen, Mäkler, Fi-

scher, Verkäufer, Bettler toben auf der Riva der Sclavonier ärger, als die darneben brausenden Wellen des Meeres. Dazu kommt die Erinnerung an die Kraft vergangener, glorwürdiger Jahrhunderte, deren keine Republik der Welt mehr gezählt hat, als diese. Ueberzeugen uns hiervon noch nicht die ehernen Paläste des heiligen Markus, die Procuratieen, Wunder der Baukunst, die Paläste, worin die Dandoli, Grimani, Badoeri, Michieli und alle die uralten Stützen der Republik wohnten, so werden es die ungeheuern ins Meer geworfenen Dämme, die bald meilenweit von der Stadt die Wuth des Elementes abwehren, bald die einzelnen Inseln der Stadt mit einem unverwüstlichen Saume einschließen. Welche unermeßliche Kraftäußerung kostete es, auf den mürben Lagunen, die überall das verderbliche Meer umwogt, einen sichern Fußtritt zu bereiten!

Der Größe wegen darf Niemand den St. Markusplatz *) bewundern; denn die alten Republikaner waren auf jedes Plätzchen der Freyheit geizig, und drängten sich auf ihre Insel so eng zusammen, daß es nicht viel übertrieben seyn wird, wenn man behauptete, man könne mit ausgereckten Armen die meisten Straßen der Breite nach überspannen. Der prachtvolle Platz ist so reinlich und zierlich, da ihn jetzt weder Roß noch Wagen betritt, daß er einem großen Saale gleicht; und es ist keine Frage, daß er noch gewinnen würde, wenn der Markusthurm nicht stünde, wo er steht. Noch viel schöner und an herrlichen

*) Napoleon hat eine von Sansovin erbaute Kirche, der des heil. Markus gegenüber, niederreißen und dafür den Palazzo reale, der die alten und neuen Procuratieen verbindet, erbauen lassen.

Gebäuden nicht ärmer ist die mit dem Markusplatz im rechten Winkel liegende Piazzetta wegen des göttlichen Blicks auf Meer, zahllose Masten und die Insel St. Giorgio Maggiore, aber nichts in der Welt gleicht der eigenthümlichen Aussicht von der Höhe des St. Markusthurms über die meerumflossene Stadt und die vielen Inseln. Unbesiegbar schwimmt die Republik im unterjochten Meer, dem Drange der Wogen zum Trotz.

Auf den beyden Plätzen könnte man unablässig umher irren, und würde am Tage an der unruhigen Menge, des Nachts an der wundervollen Beleuchtung Augen und Ohren nie sättigen können, wenn auch freilich der Anblick vier kaiserlicher Kanonen auf der Piazzetta, die in jedem Augenblick bereit sind, das herrschende Venedig (die Stadt hieß Venezia la dominante), falls es etwa unruhige Träume haben sollte, sogleich auf andere Gedanken zu bringen, und in den politischen Schlaf wieder einzulullen, mit unserm Gefühle einigermaßen streitet.

Obgleich der St. Markuspalast aufgehört hat, der Mittelpunkt der Republik zu seyn, so ist er es dem ungeachtet noch des städtischen Lebens und Getümmels. Am Eingange findet man Leute, die für eine Kleinigkeit bereit sind, Briefe in allen Verhältnissen zu schreiben. Kaum waren wir eingetreten, als auch sogleich ein zerlumpter, hungriger Cicerone, das Bild des Elendes und seines jetzigen Vaterlandes, ohne unsere Aufforderung abzuwarten, aufsprang, seinen Mantel, der die glanzvollen Zeiten Venedigs zu kennen schien, stolz über die linke Achsel warf, nach norditaliänischer Sitte, und sich mit unendlicher Behendigkeit über die königliche Treppe hinauf schob, um uns in die Säle zu bringen, welche einst die Seele der Repu-

blik einschlossen. Der arme Teufel war Thürsteher des letzten Doge gewesen, und der Sturz des vierzehnhundertjährigen Staates hatte auch auf ihn seinen traurigen Einfluß gehabt. Er führte uns in den großen Versammlungssaal, schwang sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit auf den erhabensten Sitz, und rief: „Hier saß der Doge." Straßenbuben nahmen die Sitze der Nobili ein.

Schon ziemlich gegen Abend traten wir in den ehrwürdigen Dom der Markuskirche ein; seine Kuppeln, wenn auch nicht überraschend durch ungewöhnliche Größe, erschüttern doch durch ihre graue Majestät, und wir hörten zugleich die Heiligenlitaney so schön singen, daß wir uns kaum von dem ahndungsvollen Dunkel zu trennen vermochten. Wir fühlten uns unaussprechlich glücklich in Italien zu seyn, besonders da wir gedachten in drey Wochen schon Rom erreicht zu haben.

Die Kirchen in Venedig sind überaus prächtig und weit kostbarer, als die römischen, welche gerade ihre schätzbarsten Kleinode z. B. die prächtigen aus einem Stück gemachten Marmorsäulen dem Alterthum verdanken. Die Kirchen S. S. Giovanni e Paolo, i Gesuiti, i Scalzi, Santa Maria della Salute, San Giubenico, San Moïse, San Stefano, San Giorgio maggiore, il Redentore sind ungefähr die prächtigsten der hundert und sechzig, die Venedig zieren. Sie prangen mit den schönsten Marmorarten, die Säulen, Wände und Fußboden überziehn; oft sind die Dachgewölbe mit Blau und Gold sehr geschmackvoll ausgelegt, und die hohen Säulen mit rothem Damast bekleidet.

Ein vorzüglicher Schmuck dieser Hallen aber sind die schönen Venezianerinnen, die, mit dem weißen Schawl, ihrer Nationaltracht, bekleidet, bald vor den phlegmatischen

Bildern der Heiligen liegen, bald in dem Dunkel der Säulengänge verschwinden. Wir sind indessen zu kurze Zeit in Venedig gewesen, um ein gründliches Urtheil über die durch ganz Italien gepriesene Schönheit dieser Republikanerinnen fällen zu können; überdies war es kalt und meist schlechtes Wetter, so daß wenigstens die vornehmeren, die in ganz Italien die schönsten zu seyn scheinen, nicht zum Vorschein kamen.

An Kunstwerken der venezianischen Schule haben Paläste und Kirchen einen unendlichen Ueberfluß; zahllos sind die Malereyen des Titian, Paul Veronese, Tiepolo, der Palmas, Pordenone, Tintorett u. a. m. Dagegen sieht man höchst selten Gemälde von einem Meister, der allein mehr, nach unserm Bedünken, als alle diese zu bedeuten hat, von Giorgione. Wer indeß Rom und Florenz gesehen, wird Venedig auch schwerlich um seiner Kunstschätze besuchen wollen, eben weil der unschätzbare Pinsel des Giorgione so wenig Monumente hinterlassen hat. Wir erinnern uns hierbey folgenden Vorfalls. Eine der ältesten adeligen Familien Venedigs war durch den Druck der Verhältnisse so herab gekommen, daß ihr nichts mehr übrig blieb, als der gemeinschaftliche Familienschmuck und einige Gemälde des Giorgione, die dieser Meister, als ihn die Familie auf ihrem Landgut an der Brenta gegen die blutdürstigen Verfolgungen seiner Todtfeinde mehrere Monate lang verborgen hatte, zum Zeichen der Dankbarkeit für dieselbe malte. In dieser Noth versammleten sich die Häupter der Familie und beschlossen, lieber den Schmuck als die unersetzbaren Bilder des Giorgione zu veräußern.

Die Gemäldesammlung des Palastes Manfrini, die beste in ganz Venedig, hat ausgezeichnete Meisterwerke,

z. E. ein Portrait des Ariost von Titian und schlafende Kinder von demselben. Das Göttlichste aber sind drey Figuren und ein himmlischschönes, kräftiges Weib von Giorgione, eine Lucretia von Guido, eine Magdalene von Correggio, und eine schöne Kreuzesabnahme von Raphael, deren Echtheit durch das dabey befindliche Kupfer des Marc Antonio belegt wird.

In der Bibliothek, die den ehemaligen Saal (del gran consiglio) einnimmt, sahen wir, außer den gewöhnlichen venezianischen Malereyen, etliche interessante Antiken: eine sehr schöne Leda mit dem Schwan, eine Büste des Fressers Vitellius, eine Kleopatra, einen merkwürdigen gehelmten Merkur, einen schönen Ganymed und Commodus, endlich die berühmten Bassirielivi, angeblich des Phidias und Praxiteles, Amorinen, welche sich unter die Waffen des Mars getheilt haben. Sie schienen uns sehr plump und gar nicht mit den himmlischen Kindern des Alterthums, die wir nachher im Kapitol und dem Vatican sahen, vergleichbar. Die Bibliothek selbst steht bekanntlich unter der Aufsicht des gelehrten Morelli; er kannte die teutsche Philologie zu unserm Erstaunen ziemlich genau.

Am Fondaco der Teutschen konnten wir von den berühmten Frescogemälden des Giorgione nichts mehr entdecken.

Die Theater sind, wie man sich im Voraus einbilden kann, groß und glänzend erbaut; desto elender Spiel und Musik. Im Theater San Benedetto indessen sahen wir eine Tragödie aufführen, die erträglich gespielt worden wäre, wenn die abscheulich einförmige Declamation oder Cantilena nicht die Bemühungen der Schauspieler und besonders eines wunderschönen Weibes vereitelt hätte. Der Phö-

nir ist ein über alle Maßen herrliches Haus mit meistens einhundert vierzig Logen, und wir sahen in demselben ein prächtiges Ballet mit echt italienischem Prunk und Flimmer. Jämmerlich war dagegen die Oper, wenigstens was die Musik anbelangt. In Venedig herrscht die sonderbare Sitte, daß die Platzbedienten mit ihren Fremden umsonst eintreten dürfen; nichts ist aber lustiger, als das Lärmen, Schreyen und Schimpfen der Gondoliere vor den Theatern im Canal; jeder will der erste seyn, seine Herrschaft aufzunehmen, deshalb fahren sie mit den schwärzen Schiffchen, trotz der finstern Nacht, wüthend unter einander, verwickeln sich mit den Rudern und machen einen Tumult, der den unsrer Wagen bey heftigem Gedränge weit übertrift. Es gibt übrigens keine reizendere Fahrt auf der Welt, als ruhend auf ledernen Federbettchen in verschlossenen Gondelhäuschen durch die blauen Kanäle pfeilschnell hin zu gleiten, und schwerlich versäumt es ein Venezianer sein Liebchen irgend einmal auf diese Weise spazieren zu fahren.

Die Riva der Sclavonier gewährt ein nie versiegendes Interesse. An Lebendigkeit übertrifft sie nur der Toledo in Neapel, so wie dieser von jener an Schönheit der Aussicht übertroffen wird. In Neapel wogt das Meer gleichsam nur auf der Straße, hier aber neben und auf derselben: schreyende, ächzende, erinnernde Bettler, brüllende Kleinhändler, Obstverkäufer, Matrosen, Fischer und Köche erheben einen Lärmen, daß die Mauern Jerichos einstürzen könnten. An einer Ecke stand ein Kerl, einen Quadratschuh elender Leinwand mit großem Geschrei zum Verkauf ausbietend, den ganzen Tag im schneidendsten Nordwinde; ein anderer lief wie besessen brüllend durch ganz Venedig mit einer handvoll Kürbiskerne in einem großen Korbe; das ganze

Warenlager hätte man um einige Kreuzer gekauft; er aber trug es unermüdlich in der ganzen Republik umher, in welcher andere Kaufleute die Gläubiger der Könige und Kaiser Europas waren. Um solcher individuellen Züge und der Vereinigung der ungeheuersten Gegensätze willen verdienen eben große Städte überhaupt ein sorgfältiges Studium, vor allen aber die italiänischen, denn außer dem, daß diese Nation vielleicht die reichste an sichern Shakspearcharakteren ist, so treibt sie noch das milde Klima aus den Häusern, so daß es fast keine menschliche und bürgerliche Handlung und Beschäftigung gibt, die die Italiäner nicht unter freiem Himmel verrichten und treiben, und man hat nicht nöthig die Eigenthümlichkeiten zwischen den Wänden zu suchen, sie liegen, so zu sagen, auf freyen Straße. Daher machen alle Residenzen in Europa zusammen genommen nicht den Lärm, den der Toledo in Neapel jeden schönen Tag ertönen lässet; und auf einem venezianischen Fischmarkt scheint beynahe eine Rebellion zu wüthen. Doch liegen fast alle italiänischen Städte, was Verkehr und Handel anbetrift, in den letzten Zügen; ihre Einwohnerzahl ist oft nur die Hälfte oder ein Drittheil der ehemaligen; kaum kann man sich eine rechte Idee machen, was sie in der guten Zeit waren.

Wer die Entstehungsgeschichte Venedigs nicht kennte, würde schwerlich begreifen, wie man so wahnsinnig seyn, und diese unsicheren Inselgruppen zur Gründung einer Stadt wählen konnte, die keinesweges etwa von Natur felsenfest dem Meere trotzen, sondern erst mit ungeheuern Kosten gegen die Kraft des Elementes geschützt werden mußten; und wirklich hatte Venedig schon einen sehr hohen Grad des Wohlstandes erreicht und manches

Jahrhundert existirt, ehe es seine Existenz a priori gleichsam begründen konnte. Diese elenden Lagunen beengten die aufblühende Stadt innerhalb unverrückbare Gränzen und boten den Schiffen nicht einmal eine sichere Rhede an; obgleich es wohl auch niemanden einfallen würde, eine Stadt, um der etwanigen Seemacht willen, an einen Ort zu bauen, wo man keinen Halm Getreide, kein Körnchen Samen gewinnen, keine Klaue Vieh erziehen kann, und sich in ewiger Continentalsperre befindet. Und in der That, da Venedig jeden Tropfen und jeden Bissen Nahrung, die Fische ausgenommen, erst vom festen Lande erwartet, bezahlt es alles sehr theuer; daher es auch hier von jeher eine ungeheure Menge Bettler gab. Es scheint also, daß Venedig keinesweges wie Constantinopel oder Messina durch den Willen der Natur, sondern durch eine seltene Verkettung günstiger Umstände auf den Gipfel der Macht und Zierlichkeit erhoben wurde, von welchem dieses seltsame Kunstwerk auf alle Städte Italiens herab sahe.

Der Charakter der Einwohner soll, wie uns sogar Teutsche versicherten, die sonst mit den Italiänern immer unzufrieden sind, sehr gut und liebenswürdig seyn; auch sind wir, was uns anbelangt, beynahe nirgends so gastfreundschaftlich behandelt worden, als von unserm venezianischen Correspondenten. Er sandte jeden Morgen seine Gondel in Begleitung eines teutschen Comtorbedienten, um uns in der Stadt umher führen zu lassen; denn obgleich man überall auf kürzern Wegen zu Fuß an Ort und Stelle gelangen kann, so ist doch der Gebrauch der Gondel unendlich bequemer.

Die Kanäle sind durch eine große Menge Brücken für Fußgänger gangbar gemacht; die Häuser selbst stehen auf

Kosten. Eines Tages war das Meer ziemlich unruhig, und besonders wüthete es in der Gegend, welche man das Fondamento nennt, aufs heftigste; demungeachtet spürte man in den Kanälen selbst wewig Bewegung; doch hielt es unser Führer nicht für rathsam, hinüber nach St. Giorgio Maggiore zu fahren.

Derselbe versicherte uns, daß zu Zeiten des Abzugs der Franzosen und ehe die Oesterreicher Ordnung geschaft hatten, es unmöglich war ohne sichere Bedeckung durch die engen Straßen zu gehen, indem man sonst Raub und Mord fürchten mußte; uns grauete auch damals noch zuweilen und es war unmöglich, ohne Platzbedienten sich in diesem Irsal zurecht zu finden.

Schon hier fing die italiänische Unwissenheit in der Geographie an. Als wir von der sehr höflichen Polizey unsere Pässe nach Padua stellen ließen, hielt man erst den Namen unserer Vaterstadt Breslau für den unsrigen und registrirte ihn als solchen ein, dann verwechselte man die schlesische Hauptstadt wieder mit Barcelona in Spanien.

Wir schifften uns spät Abends auf dem gewöhnlichen Postschiff, das täglich nach Padua durch den Canal der Brenta geht, ein; und nachdem wir, ohne es gewahr zu werden, die ganze Nacht geschwommen, stiegen wir früh um sechs Uhr in Padua aus.

Viertes Kapitel.

Padua.

Wir brachten einen Tag damit zu, die geistigen Ruinen der in früherer Zeit durch die ganze Welt berühmte

paduanischen Universität zu schauen. Schon die Eintheilung in die drey Facultäten der Medicin, Jurisprudenz und Mathematik (facoltà fisico-matematica), noch mehr aber die Ansicht des magern Catalogs zeigt, daß diese Institute sich mit denen unsers teutschen Vaterlandes gar nicht messen können, und daß diese einseitigen Spezialschulen nichts weniger als die Universität der Wissenschaften darstellen. Die Gottesgelahrtheit ist gar keine Facultätswissenschaft, sondern wird in jammervollen mönchischen Seminarien zusammen geschunden. Die auf unsern Universitäten gerade am reichsten ausgestattete philosophische Facultät, in Teutschland ein Art philosophischer Wälder oder vermischter Schriften, umfaßt hier nichts weiter, als Mathematik und Physik. Von den historischen, philosophischen und philologischen Wissenschaften, wenn man hier und da eine miserable Logik und scholastische Metaphysik ausnehmen will, findet sich auf den italiänischen Universitäten keine Spur. In Padua waren zwar orientalische Sprachen angekündiget, da man aber nicht wußte, wohin damit, so hatte man sie in die Jurisprudenz untergesteckt, und überdieß versicherte man uns, daß der Professor schwerlich Zuhörer haben dürfte. Die einzigen allgemeinen Wissenschaften, Mathematik und Physik, hatten nur sehr wenige Jünger, doch die Experimentalphysik zählte deren zwischen vierzig und funfzig; daher denn eigentlich die ganze Universität nur aus Juristen und Medicinern bestand, die außer ihrer besonderen Wissenschaft vom hellen Tage nichts wußten und auch nicht das geringste Interesse hatten, sich mit irgend allgemeinen Kenntnissen zu befassen. Diese guten Burschen schienen nicht einmal etwas von der materiellen und vulgären, geschweige denn von

der erhabenen, geistigen Studentenfreyheit, wie sie teutsche Pflege der Wissenschaft erfordert, zu ahnden. Sie begafften uns neugierig vom Kopf zu den Füßen, und konnten sich nicht genug wundern, daß Reisende, anstatt blos in der Kirche des heiligen Antonius umher zu laufen, Interesse daran fänden, auch die Universität zu besuchen. Ihre Anzahl soll sich an dreihundert belaufen. Wir hörten ein Repetitorium in der Experimentalphysik mit an. Der Professor brachte die Hälfte der Zeit damit zu, die Abwesenden aufzuzeichnen, und alsdann fing er an über die Elasticität zu examiniren. Es schien fast als ob er selbst wenig oder gar nichts wüßte, und wenn er endlich einmal aus seinen noch unwissendern Zuhörern eine Antwort wie mit Flaschenzügen heraus gewunden hatte, rief er in freudigem Erstaunen: eh ben, da bravi! Wir hospitirten dann in einer Vorlesung über die reine Physik, die etwa nur fünf bis sechs Zuhörer hatte. Es könnte indeß auch wohl kommen, daß ein Collegium, welches sich so sehr wie dieses auf höheren Calcul gründet, auf teutschen Universitäten noch weniger Theilnehmer fände. Die höhere Mathematik wurde von einem gewissen Herrn Franceschini ganz außerordentlich gut vorgetragen. Er hielt seine Vorlesungen nicht vom Catheder herab, sondern saß unter seinen Zuhörern und arbeitete gemeinschaftlich mit ihnen. Freilich hatte er nur wenig Schüler, allein sie glänzten fast alle als außerordentliche Rechner. Dasselbe fanden wir in Bologna wieder und es ist daher keine Frage, daß Physik und Mathematik in Italien oft zweckmäßiger gelehrt werden, als in Deutschland.

Wir verließen hierauf die altberühmten Hörsäle, um von der Sternwarte, dem Thurm, von welchem der

Tyrann Ezzelin seine Schlachtopfer herabstürzen ließ, die ungeheure, einförmige Ebene der fruchtbaren Lombardey zu sehen, und dann das Grab des heil. Antonius zu besuchen. Noch größer ist die Kirche der heil. Justina; alle paduanischen Kirchen aber sind unendlich reich, selbst nach den Plünderungen an Gold, Silber und herrlichen Steinen; sie sind weniger glanz- und prachtvoll als die venezianischen Tempel, aber grauer, ehrwürdiger und heiliger durch das schauerliche Dunkel ihrer hohen Dome.

Fünftes Kapitel.

Reise über Vicenza, Verona, Mantua und Modena nach Bologna.

Bekanntlich ist Vicenza um der architektonischen Meisterstücke willen, mit denen Palladio diese seine Vaterstadt verherrlichet hat, für den Baukünstler eine der wichtigsten Städte Italiens, und in der That wird auch selbst dem Laien das herrliche Rathhaus, mehrere der zwar kleinen aber geschmackvoll erbauten Kirchen und Paläste, und der kühne Bogen der Brücke San Michele, der sich mit außerordentlicher Leichtigkeit über den Fluß schwingt, die höchste Bewunderung abnöthigen; demungeachtet war für uns das bey weitem interessanteste eine Oper, in der wir die Allmacht des italiänischen Gesanges zuerst recht klar fühlten; auch haben wir nachher niemals einen so vollendeten Gesang dieser Art gehört. Tenor, Alt und Sopran klangen Glockenhelle mit unbesiegter Kraft durch alle Chöre. Dieser Ueberfluß an schönen Tenoren in Italien scheint besonders merkwürdig zu seyn, und blos dem war-

men Klima anzugehören, denn man will bemerkt haben, daß, wenn die Sänger nach Norden gingen, sie ihre schöne Stimme verlören, und daß sie im Gegentheil, nach dem Süden zurück kehrend, den lieblichen Ton wieder gewönnen.

Auf dem Wege nach Verona lehrten uns zwey tyrolische Reisegefährten zuerst auf italiänische Weise um unser Mittagsbrot handeln. Drei bis vier Mal wurde ein Stück Fleisch aus dem Topf hervor geholt, ehe wir uns über den Preis vereinigen konnten, und dabei über die Güte desselben, über Suppe und Brühe hin und her disputirt.

Veròna selbst ist eine herrliche freie und lichte Stadt, wir verlebten auf dem Amphitheater des Domitian einige unvergeßliche Stunden. Der klarste italiänische Wintermorgen zeigte uns die große Ebene der Lombardey gegen die Alpenninen zu und im Norden von der beschneiten Alpenkette begränzt. Ueberdieß war es das erste Römergebäude, das wir sahen, denn obgleich die Sitzreihen völlig modern sind, so ruhen sie doch auf kolossalen antiken Bogen. Jetzt sind die Hallen unter den Sitzen voll von Schuster-, Schmiede- und Krämerbuden.

In einer leichten Sedie, einer Art zweirädriger Gabelwagen, bespannt mit einem klingelnden Maulthiere, denn unser lustiger Vetturin versicherte, die Klingel sey durchaus unentbehrlich als ein Zeichen, „daß wir Leute die Welt durchreisen,“ *) verließen wir das schöne Verona, umringt von der gaffenden Menge, die beständig Fragen an

*) „Che noi altri giriamo il mondo.“

unsern Vetturino, „wohin Bruder?“ (dove vai fratello?) und herzliche Glückwünsche ergehen ließ. Bald hatten wir den Mincio erreicht, der auf eine unbegreifliche Weise vom Virgil „ingens,“ d. h. der große, genannt wird; es ist ein kleines Flüßchen nicht viel über dem Rang eines Baches. Bekanntlich haben die Mantuaner die rührenden Worte ihres Landsmannes erfüllt und die Stelle dabey geschrieben *).

Es war sehr kalt als wir uns Mantua näherten, und deshalb dampften die ungeheuern Sümpfe, die diese merkwürdige Festung umgeben, auf eine so gräßliche Weise, daß wir nichts von der Stadt selbst sahen, sondern in den offenbaren Rachen der Hölle einzufahren glaubten. Der Palast del T., in der ganzen Welt durch die Freskomalereien des Giulio Romano berühmt, sey es nun weil unsere Augen noch ganz ungeübt waren, oder uns die rechte Beleuchtung fehlte, befriedigte durchaus nicht unsere hohe Erwartung. Der Gigantenkampf und das Gastmahl der Psyche sind allerdings Schönheiten des ersten Ranges, voll Ausdruck und Kühnheit; leider aber hat selbst später Giulio Romano nicht besonders auf uns gewirkt.

Die Stadt thut sich auf ihren Dichter, der übrigens bekanntermaßen aus einem nah gelegenen Dorfe gebürtig

---

*) „Et viridi in campo templum de marmore ponam
Propter aquam, tardis ingens ubi flexibus errat
Mincius et tenera praetexit arundine ripas.“

„Dort auf grünem Gefild' ersteh' ein Tempel aus Marmor
Nahe der Fluth, wo mächtig in langsamen Krümmen umher irrt
Mincius, und die Gestade mit zartem Rohre verbrämet.“

Voß.

war, ungeheuer viel zu gute, und der dümmste Straßenjunge, wann er auf Virgils Existenz blos durch den nach ihm benannten Platz kommt, behauptet, er sey ein poeta stupendissimo gewesen. Die Kirchen des heil. Petrus und Andreas verdienen gesehen zu werden; sonst hat die Stadt ein düsteres Ansehen. Unser Gasthof glich mit seinen hohen öden Säulen, wie die meisten italiänischen Wirthshäuser, einem verwünschten Schlosse, und nachdem der gewöhnliche Zank über das Abendessen vorüber war, bediente man uns köstlich, und bettete uns auf seidene Matratzen in einem schönen Marmorsaal.

Den folgenden Tag, es war der elfte Januar, gelangten wir in einer Kälte, die das Wasser mehrere Zolle gefrieren machte, zu unserer großen Freude an den Po. Es wäre überhaupt denen zu rathen, welche dem südlichen Klima entgegen reisen wollten, sich vor allen mit tragbaren Oefen zu versehen; und wir pflichten gänzlich dem richtigen Satz bey, daß man den Sommer in Neapel, den Winter aber in St. Petersburg verleben solle. Wir zum wenigsten haben nirgends so bestialisch gefroren, als im Lande der Orangen und Citronen, wo zwar das Eis Zoll dick starrte, und der Schnee auf den Apenninen unsern Maulthieren bis an den Bauch ging, in keiner einzigen Stube aber ein Ofen war, weil die Italiäner behaupten, es schade ihrem Kopfe und Nerven. Indeß würden die Oefen in den ungeheuern hohen Sälen, in denen keine Thür schließt, die Scheiben oft ausgeschlagen und die Fenster nur durch Läden verwahrt sind, der Wind schneidend durch und durch pfeift und der steinerne Estrich die Füße sogleich podagrisch macht, erstaunlich wenig helfen. Das Kamin, welches die Augen verdirbt, die kalten

Füße, die man gewöhnlich beinahe ins Feuer steckt, zu Grunde richtet, uns von vorn brät, von hinten erfrieren, und die ganze Stube kalt wie eine Scheuer läßt, gibt den jämmerlichsten Ersatz für unsere Oefen, und wir können versichern, daß uns während dem Januar nur im Bette warm geworden ist. Feine Handarbeiten während des Winters zu verrichten sind selbst die Italiäner, geschweige denn wir gegen die Stubenkälte weit empfindlichere Nordländer, gar nicht im Stande; die Weiber in Italien pflegen nicht wie die unsrigen gerade in den langen Winterabenden zu häckeln, zu nähen, zu tamburiren, sondern ein Wärmebecken zwischen den Beinen und eines zwischen den Händen sitzen sie da und schwatzen unaufhörlich; und auf den Aemtern, Polizeyen und Regierungen müssen die Räthe und Calculatoren ihre erstorbenen Lebensgeister ebenfalls durch die Kohlenfeuer von Zeit zu Zeit wieder in Schuß setzen.

Trotz dem, daß wir wohl eine Stunde in schneidender Kälte auf die Fähre warten mußten, sahen wir doch den breiten Eridanus, „den König der Ströme," mit Entzücken fließen. Noch ehe wir nach San Benedetto übersetzten, waren wir Zeuge eines Vorfalls, der uns die declamatorische Beredsamkeit der Italiäner und zugleich ihre natürliche Gutmüthigkeit bewies. Ein Frachtführer hatte sich zur Hülfe für seine Maulthiere vom jenseitigen Ufer einige Ochsen mitgebracht, welche den sehr schweren Wagen über die kleine Anhöhe des Poufers hinauf ziehen helfen sollten. Da jedoch am rechten Ufer des Stromes die Rindviehseuche wüthete, so bewachten bewaffnete Bauern das linke, und erlaubten, trotz den beredten Bitten des Frachtführers und vieler Umstehenden, obgleich weit und

heit kein Haus, geschweige ein Dorf zu sehen war, dennoch, ihrer Ordre getreu, nicht, daß die Ochsen die Fähre verlassen und den Wagen die wenigen Schritte über das Ufer hinauf ziehen durften. In dieser Noth stämmten sich sogleich eine große Menge Leute hinter den Frachtwagen, und versuchten so die Maulthiere unterstützend, den Wagen hinauf zu bringen. Allein die überwiegende Kraft des zweirädrigen Karrns schlug die Maulthiere zu Boden, und der arme Führer, der sie todt oder verstümmelt glaubte, warf sich in Verzweiflung zur Erde, riß sich die Haare aus und schrie in den ergreifendsten Ausdrücken Rache über die Urheber seines Unglücks. Die braven Leute indessen, welche sich an den Wagen gestämmt hatten, hoben eben so geschwind den Karrn auf und zogen mit der größten Behutsamkeit und Thätigkeit die unbeschädigten Thiere hervor, ohne daß ihr trostloser Führer einen Finger auszustrecken brauchte, holten dann aus dem nächsten Dorfe des disseitigen Ufers Ochsen und brachten den Karrn über die Anhöhe.

Den Mittag brachten wir in Novi di Modena bei einem ehrlichen guten Wirthe und seiner sehr schönen Tochter am friedlichen Kaminfeuer höchst vergnügt zu. Das Mädchen war sittsam und unbefangen, und erkundigte sich in wohlklingendem Italienisch, wie denn die Leute „in unseren Parti“ aussähen, und that tausend naive Fragen über unsere Frauenzimmer, die man einer armen Gastwirthstochter nicht zugetraut hätte.

In Carpi trafen wir mit einem modeneser Studenten am Kamin zusammen, der, als er hörte, daß wir Preussen seyen, uns eiligst frug, ob unser König, denn ein Christ

sey und an Gott und die heilige Jungfrau glaube. Dieser gute unbefangene Junge hatte einen starken, alten Bauer bey sich, den er bey allem, was er erzählte, immer zum Zeugen aufrief und mit dem er sich auch endlich brüderlich in ein Bette legte.

Tags darauf erreichten wir bei Zeiten, nachdem wir über die Secchia gesetzt hatten, das schöne Modena. Wir erinnern uns kaum eine so freundliche und reinliche Stadt, etwa Turin ausgenommen, in ganz Italien gesehen zu haben; seine Kunstschätze sind jetzt unbedeutend und den geraubten Wassereimer, den Tassoni verherrlicht hat, haben wir, zu unserm Verdruß, gleichfalls nicht gesehen. Mit einem sehr lustigen Vetturino, der uns versicherte, daß das Kind auf italiänisch piccolo, auf toscanisch bambino, auf römisch aber angelino hieße, erreichten wir endlich zu unserer größten Freude die Gränze des Kirchenstaats; bald darauf auch Bologna. Der Apennin wurde immer noch nicht sichtbar.

Sechstes Kapitel.

Bologna.

Von der Bologneser Universität gilt ungefähr dasselbe, was wir von der Paduaner bemerkt haben, nur charakterisirt sie im Ganzen, wie es scheint, ein regerer wissenschaftlicher Geist; auch wurden, außer den physisch-mathematischen Vorlesungen, doch noch einige allgemeine vorgetragen, z. B. eine Geschichte der schönen Litteratur, über welche der Lehrer in dem ausgesuchtesten, reinsten Italiänisch recht sehr gut sprach. Der Mann mußte ganz be-

sonders viel Kenntnisse der englischen Sprache besitzen, denn er führte alle Augenblicke Stellen aus dem Shakspeare an, und verrieth ziemlich genaue Bekanntschaft mit diesem sonst italiänischen Ansichten sehr widerstrebenden Dichter. Die Mathematik hatte hier sehr viele Jünger, und war überhaupt trefflich bestellt. Einer der Professoren, an den wir adressirt waren, nahm uns mit außerordentlicher Freundlichkeit auf, und machte uns noch genauer mit dem Geiste der italiänischen Universitäten, und insbesondere der Bologneser bekannt. Er hatte überdieß die Güte, uns auf die Bibliothek zu führen und uns mit einem interessanten Manne, Abbate Mezzofanti, bekannt zu machen. Zu unserm größten Erstaunen sprach dieser Gelehrte, ohne je in seinem Leben aus Bologna gekommen zu seyn, außerordentlich fertig teutsch; überdieß aber hatte er einen so glühenden Enthusiasmus für die teutsche Literatur, besonders die poetische, daß er ganz Bologna damit erfüllte, und durch unermüdlichen Fleiß nicht allein mehrere junge Männer, sondern auch sogar mehrere Frauen und Mädchen so weit gebracht hatte, daß sie, wie uns der Abbate wenigstens versicherte, Werke des Göthe oder Schiller, fast ohne Anstoß, lesen konnten. Wer die erstaunlichen Schwierigkeiten, die es für einen Italiäner allemal hat, besonders eine Sprache von fremdem Stamme zu erlernen, und die daher fließende gewöhnliche Abneigung gegen fremde Sprachen überhaupt, besonders aber gegen die feinern Organen fast unbezwingliche teutsche, so wie besonders die pedantischen, von den unsrigen so ganz verschiedenen, nach schulgerechter Aesthetik und Rhetorik schmeckenden Forderungen kennt, welche die Italiäner an ein so genanntes klassisches Gedicht machen, indem sie

leider, an der Kleienakademie (academia della Crusca) auch ein souveraines Tribunal haben, das mit allen Kunstprodukten gefährlich hauset, der wird eingestehen müssen, daß der Abbate Mezzofanti ein seltener Mann seyn, und die Frauen, welche die unerhörte Dreistigkeit hatten, den rauhen bis an den Himmel ragenden teutschen Parnaß zu ersteigen, zu den interessantesten ihres Geschlechts gehören müssen.

Wir fanden auch mehrere teutsche Dichter, wenigstens die Koryphäen derselben auf der Universitäts-Bibliothek, wenn man auch freilich hin und wieder einige Irrthümer bemerken konnte, z. B. daß Abällino der große Bandit mit unter Schillers Werken aufgezählt war. Man behauptete indeß mit Zuversicht, er sey ein Produkt dieses Dichters.

Mezzofanti war so gütig, uns durch einen seiner Schüler, dem es sehr große Satisfaktion zu gewähren schien, mit uns etwas teutsch lispeln zu können, zu einem der lebendigsten Greise führen zu lassen, die wir jemals haben kennen lernen. Er war ein geborner Spanier, Mitglied der Gesellschaft Jesu, und in den Geschäften derselben auf den Philippinischen Eylanden grau geworden; sein Name ist Manuel da Ponte. Wir fanden diesen achtzigjährigen Alten in Gesellschaft eines jungen, recht sehr gescheuten Ordensbruders und der Professorin, Signora Tambroni, der man, als einer ausgezeichneten Gräcistin, ein öffentliches Katheder auf der Bologneser Universität zur Zeit der französischen Besitznahme anvertraut hatte. Alle behandelten den ehrwürdigen Greis mit fast sclavischer Ehrerbietung; unser Führer neigte sich vor ihm beynahe auf die Erde und küßte ihm demüthig die Hände, worüber der alte Jesuit keine besondere Freude zu haben schien. Er

empfing uns mit väterlicher Herzlichkeit, und die Professorin Tambroni holte sogleich einen griechisch geschriebenen Brief von Wolf hervor, in dem ihr einige Höflichkeiten gesagt wurden. Don Manuel fing hierauf an mit Eifer und Beredsamkeit die griechische Literatur zu erheben und über die Art und Weise sie zu cultiviren sich auszubreiten, so daß man in diesem lebhaften Greise den Spanier und Italiäner zugleich nicht verkennen konnte. Hier zeigte sich nichts von der pedantischen, verrosteten Dummheit italiänischer Pfaffen; er hätte am liebsten alles revolutionirt und ging, so zu sagen, jeder Wissenschaft sogleich ans Leben, ungeachtet er voll kindlicher Bescheidenheit war. Man sahe es diesem kräftigen Manne an, daß er nie ein Buch geschrieben haben würde, es sey denn, daß er dadurch das Schicksal einer Wissenschaft entscheiden zu können glaubte. Er holte mit zitternden Händen ein ziemlich umfassendes Manuscript hervor, über dem er unablässig arbeitete, und das ihn zu seinem Verdrusse, wie er sagte, der Tod nicht würde beendigen lassen. Es enthielt seine, wie es schien, höchst eigenthümlichen Ideen über die griechische Elementargrammatik; auch hatte er zum Gebrauch der Bologneser Schulen aus diesen Papieren wirklich eine kleine Handgrammatik zusammen drucken lassen, die von seinen Schülern und der Frau Professorin wie das Buch der Offenbarung St. Johannis verehrt wurde. Da die Exemplare ziemlich vergriffen waren, so wollte man uns keines derselben auch nur für einen Abend leihen, weil man fürchtete, wir möchten mit diesem unschätzbaren Kleinode in alle Welt gehen. Wir können daher nicht entscheiden, in wiefern Don Manuel neue und brauchbare Sachen aufgestellt hat. Seine Methode, das griechische Paradigma darzulegen,

schien sehr derjenigen zu ähneln, die durch Thiersch in Teutschland ausgebreitet und mit so allgemeinem Beyfall aufgenommen worden ist. Indeß dem sey, wie ihm wolle, schon eine flüchtige Ansicht lehrte, daß dieses Büchelchen für Italien eine wahre Perle in dem ungeheuern Düngerhaufen seiner Elementarbücher sey. Ueberdieß aber glaubten ten wir deshalb von diesem alten Jesuiten einige Nachricht geben zu müssen, weil durch ihn allein in Bologna, wo man vorher, so wie auf allen andern Universitäten Italiens noch jetzt keine Ahnung von einem gründlichen Studium des Griechischen hatte, eine ganz neue Bahn gebrochen, und wie es scheint, ein so dauerhafter Eifer erweckt worden ist, daß seine Schüler, unter denen sich jener brave Mezzofanti besonders auszeichnet, eine zahlreiche Menge Proselyten dem griechischen Studium zugeführt haben, so daß während der Zeit der französischen Besitznahme auf der Bologneser Universität ein ordentlicher Lehrstuhl der griechischen Sprache nach teutscher Art, was in ganz Italien nicht der Fall ist, errichtet, und eben jener Signora Tambroni sogar eine Professur gegeben wurde. Es mag nun an diesem weiblichen Professor seyn was da will, so beweist dieß alles doch das rege Interesse, das sich in Bologna für diese Wissenschaft zeigt, indeß seitdem Seine Heiligkeit wieder Besitz von Bologna genommen, ist der neu errichtete Lehrstuhl eingezogen, und die arme Tambroni auf mageres Gnadengehalt gesetzt worden.

Bologna ist bekanntlich eine sehr schöne, große und ziemlich volkreiche Stadt, doch hat sie ihre größte Zierde, die vielen Kunstwerke, verloren. Man zeigte uns in der Kunstakademie ein neues, plastisches Produkt in Marmor, Virginius mit seiner Tochter; das Mädchen hängt wie

eine zerknickte Lilie an dem Arm des wilden Republikaners. Das Theater war gleichfalls ein für Italien sehr kleines Haus, sonst recht geschmackvoll verziert. Mehr als dieß überraschte uns ein Maskenball, der, obgleich der Eintritt eine elende Kleinigkeit kostete, selbst von vornehmen Masken besucht wurde. Das Carneval hatte zwar schon in Venedig angefangen, allein wir hatten bisher noch nie die kleinste Probe der Lustbarkeiten dieser Festzeit gesehen. Das Tanzen scheint bey dergleichen Gelegenheit nur Nebensache, der Hauptzweck aber der Scherz, das Intriguiren und das mimische Spiel der Masken. Wer noch niemals die unerhörte Ausgelassenheit verlarvter Italiänerinnen gesehen hat, der meint, daß diese springenden, girrenden, ausschweifenden Mänaden lauter Buhlerinnen seyn müßten, und nichts weniger als dieß ist der Fall; durch ganz Italien glauben die Weiber nun einmal, während dem Carneval könnten sie, maskirt, bacchantisch je toller je besser toben; mit der Maske legen sie alle Unart und Ausgelassenheit bis auf die letzte Spur ab.

Zur Eigenthümlichkeit von Bologna gehören besonders die Anzahl der Bettler und Bettlerinnen, die mit den kläglichsten Tönen das Mitleid der Vorübergehenden anflehen; wir wollen sie späterhin im Allgemeinen mit den römischen zugleich, denen sie sehr ähneln, charakterisiren.

Außer diesen Bettlern brüllten die Gefangenen unaufhörlich um Almosen, wenn man über den Platz der Fontane des Toma Laureti ging. „Dieser Herr Teutscher! dieser Herr Fremder!" tönte es von allen Seiten, denn man mußte uns ohne Zweifel unsere Landsmannschaft gleich anmerken. Wir hätten endlich noch gern genau den Ort gesehen, wo Antonius und Lepidus ihre Zusammenkunft auf der Insel im

Venus hielten, eben die so genannte Triumviratsinsel, allein da die seichten Flüsse, die sich von hieraus nach dem Po ergießen, fast jährlich ihr Bette ändern, so ist längst jede Spur dieses merkwürdigen kleinen Eilandes verwischt.

Siebentes Kapitel.

Reise über Ancona nach Rom.

Wir eilten so schnell als es sich thun ließ durch die schon im Sommer, geschweige denn im Winter einförmige Gegend über Imola, sonst Forum Cornelii genannt, an den Ufern des Santerno und Faënza, nach dem die Franzosen bekanntlich die Majolica Fayance nennen, bis Forli (Forum Livii). Dieser ganze Landstrich gegen das Meer hin bis Rimini trägt, wie die Lombardey, das Gepräge der höchsten Ueppigkeit, vereinigt mit der größten Einförmigkeit. Auf den fruchtbaren Getreidefeldern stehen zahlreiche Obstbäume, an denen sich die Festons und Guirlanden der wuchernden Rebe hinauf schlängen. Der kalte Winter hatte indeß alles mit Schnee und Eise bedeckt, und wir konnten eidlich versichern, daß wir bis jetzt das Land der Citronen noch nicht kannten, dagegen hatten wir in Wien im December paradiesische Frühlingstage erlebt.

Den folgenden Tag erreichten wir bald Forlimpopoli (Forum Popilii) und mittagten dann in Cesena, wo wir das Erstemal Gelegenheit fanden, unsere Rechnung bey der Polizey berichtigen zu lassen. Darauf setzten wir, ohne uns im Mindesten zu bedenken, über den Rubico und langten des Abends mit Kummer und Noth in Savigniano

an, da unser Vetturino sein Pferd den Tag vorher zu nichte getrieben hatte. Man passirt von Cesena bis Savigniano eine Menge kleiner Bäche, davon die Einwohner den einen wirklich Rubicone nennen, ohne daß man deshalb glauben dürfte, es sey der Cäsarische; denn es scheint, daß die Italiäner eben so wenig wie unsere alten Geographen apodictische Gewißheit angeben können; auch pflegen die Gemeinden der einzelnen Dörfer mit dem Knüppel in der Faust archäologische Disputationen darüber zu halten, indem jeder dem Bächlein, das durch seine Feldmark fließt, die Ehre zuschanzen will, den größten Kopf seines Jahrtausends einen Augenblick in Verlegenheit gesetzt zu haben.

Nach Rimini mußten wir, da das Pferd nicht mehr laufen, noch viel weniger den Wagen, und am allerwenigsten uns obendrein ziehen konnte, unsern Gabelwagen selbst hinein schieben. Wir können hierbey nicht umhin die unglaubliche Fertigkeit anzumerken, welche den italiänischen Vetturinen in Fluchen, Schwören und Gotteslästern eigen ist. Obgleich wir auf dieser und andern Reisen schon mancherley verfängliche und zweydeutige Redensarten gehört hatten, so hätte doch selbst einem englischen Matrosen oder teutschen Floßknecht bey den gräßlichen und wüthenden Flüchen bange und, wie man zu sagen pflegt, schwarz um die Augen werden müssen, die dieser Vetturin als ganz landesübliche und gewöhnliche Redensarten gegen sein mattes Thier ausstieß. Das gelindeste Vorspiel war: Gott sende dir einen schlimmen Zufall! — —. Auch darf man gar nicht glauben, daß dieser sonst gute Junge allein ein solcher Heidensohn war; jeder zornige Italiäner gemeinen Standes würde es nicht besser gemacht haben. Es ist überhaupt ein eigenthümliches Unterscheidungszeichen der

italiänischen Fluch = und Schimpfwörter von den teutschen, wie jeder weiß, der beyde Sprachen kennt, daß jene sich niemals wie diese auf Unfläthereyen, sondern gewöhnlich auf natürliche und unnatürliche Wollust und Gotteslästerungen beziehen; sonst nehmen Gebildete, besonders in Gegenwart anständiger Frauen, nicht einmal den Namen Gottes in den Mund.

Der Bischof von Rimini, an den wir empfohlen waren, nahm uns sehr freundschaftlich auf, stärkte uns mit einem substanziösen Frühstück, und wir steckten behaglich unsere kalten Füße bis an die Knie ohne Blödigkeit ins Kamin hinein. Der brave Herr hatte seltene Erfahrungen gemacht, z. B. Friedrich den Einzigen ganz genau als Herzog von Braunschweig gekannt, auch gab er uns über seine Geschichte allerley Aufschlüsse, die uns in Erstaunen setzten. Er trug alsdann einem seiner jungen Pfaffen, die um ihn herum scherwenzten und ihm die Hände küßten, auf, uns in die Bibliothek und die Kathedrale zu führen, welche aus einem alten Tempel, dessen Substrukzionen noch ganz, und dessen Wände noch zum Theil sichtbar sind, erbaut ist. Auch sieht man noch einen Triumpfbogen vor dem Thore, welches nach Pesaro führt.

Ziemlich spät erreichten wir mit Hülfe eines Auxiliarpferdes Pesaro, das alte Pisaurum. Hier, wie überall in der Marc. Ancona, wird man sehr gut bedient, da Land und Leute wohlhabend sind.

Der ganze Weg bis Sinigaglia (Sena gallica) war uns unendlich interessant, indem das Meer durch die Stürme der vorher gegangenen Tage ziemlich aufgewühlt, mit dumpfer Wildheit an das Ufer brandete; die Wogen rollten eine Zeit lang dunkel umher, dann fingen ihre Spitzen

an weiß zu schäumen, und in langen Linien eilten sie dem Ufer zu, sich immer höher und höher hebend, bis endlich das Uebergewicht sie umstürzte, und donnernd bildeten sie dann einen Catarakt. Nicht weit von Fano auf Sinigaglia zu setzten wir über den Metaurus, der damals die Gränze des päpstlichen und des durch Invasion von Mürat besetzten Gebietes machte. Der Fluß ist unendlich bedeutender an Breite und Tiefe seines Bettes als irgend einer der Bäche bey Cesena, welche den Rubico vorstellen sollen. Wer würde sich bey dem Anblick desselben nicht der entscheidenden Schlacht mit Hasdrubal, noch mehr aber des in der ganzen Kriegsgeschichte unerhörten Marsches des Consuls Nero erinnern?

Eine der herrlichsten Heerstraßen, auf unverwüstlichen Substrukzionen ruhend, und durch aufgeworfene Steine vor der Wuth des eindringenden Meeres gesichert, führt zu dem hochliegenden Ancona. Diese feste Stadt hat bekanntlich den besten Hafen am adriatischen Meere und beherrscht ihn durch ihre hochliegenden Bastionen ganz und gar. Die Landspitze, auf der Ancona liegt, schweift nördlich im Halbzirkel gegen das Land zu, und nähert sich demselben so weit, daß nur ein ziemlich enger Eingang für die Schiffe bleibt. Die Aussichten, welche die Stadt über Meer und Land darbietet, sind vortreflich. So hat also Se. Heiligkeit zwey der besten Häfen Europas im Besitz, nämlich diesen und den nach Michel Angelo's Plan angelegten von Civita Vecchia, ohne daß Ihr Land darauf Ansprüche machen könnte, eine Handelsstadt des zehnten oder zwanzigsten Ranges zu seyn.

Die Stadt ist lebhaft genug wie alle Seeörter. In dem sehr guten Wirthshause zum Schweizer genannt, machten

wir eine neue Erfahrung italiänischer Gefälligkeit. Ein junger Kaufmann aus Frankfurt am Mayn bot uns ein Billet für das Festino den Abend an, und obgleich wir unendlich Lust hatten, die schönen Anconitanerinnen in Ballkleidern zu sehen, so würden wir doch dem Vergnügen haben entsagen müssen, wenn nicht unser jovialer Wirth, der übrigens, da wir beym Vetturino verdungen waren, nicht das geringste durch seine Gefälligkeit belauern konnte, uns vom Kopf bis zu den Füßen aufs feinste und zierlichste mit eigener Draperie heraus geputzt hätte, da wir dermalen in unsern kleinen Ränzchen keine Feyerkleider mitführten. Hätten wir es auch sonst nicht gewußt, die Schönheit der Weiber mußte uns überzeugen, daß wir uns auf römischem Gebiet befänden. Die dunklen Partien ihres Gesichts, das schön geflochtene Haar, die bogenförmigen Augenbraunen, die schwarzen Augen, stechen zwar herrlich gegen die frische Weiße ihres Rosenantlitzes ab, geben aber demselben auch ein gewisses maskenartiges Ansehn, das besonders den Teutschen unangenehm ist, die an lichte, klare Gesichter gewöhnt sind.

Tages darauf, nachdem wir mit Mürats giftiger Polizey einigen Streit gehabt hatten, zogen wir in einem höchst bequemen mit vier braven, klingelnden Maulthieren bespannten Wagen auf Loretto zu. Wir fühlten uns in dem Gehäuse, das uns ohne Ruhepunkt dem ersten Ziel unserer süßesten Wünsche näher bringen sollte, unaussprechlich glücklich; doch hatte unsere Ungeduld eine harte Probe zu bestehen, denn wir brauchten wegen des verschneiten Apennins und der so genannten schlechten Wege, die in unserm Teutschlande indeß, das an Straßencultur Italien weit nachsteht, für vortreflich gegolten hätten, sie-

den ganzer Tage bis Rom, nachdem wir schon fünfe auf der guten Straße von Bologna bis Ancona verschwendet hatten.

Sobald man sich von Ancona landeinwärts gegen den Apennin wendet, fängt die Gegend an paradiesisch zu werden; das üppigste Getreideland mit Obst und Weinreben belastet, hebt sich in den schönsten Wellenlinien zu sanften Hügeln empor, und besonders von der Höhe von Osimo herab, ist der Anblick bezaubernd, indem man noch zugleich das Meer erblickt. Wir nahmen hier noch einen vierten Reisegefährten ein, den Arzt dieses Ortes, der nach Velletri, fünf und zwanzig Miglien von Rom, versetzt wurde. Wir haben diesen zwar etwas phlegmatischen, aber unendlich braven Petrini (das war sein Name) nachher sehr lieb gewonnen, dagegen ein bestialischer Teutscher, unser dritter Reisegefährte, ihn, er wußte selbst nicht warum, haßte, und wo er konnte, grob und boshaft behandelte.

Während der Mond an dem dunkelblauen Himmel sonnenhell stralte, gingen wir zu Fuß den Berg nach Loretto hinauf; von fern sahen wir am Horizont das Meer schimmern, und still ruheten um uns her die Oelwälder. Kaum hatten wir unsern Gasthof betreten, als sogleich ein nettes Weib eine ganze Tafel mit Rosenkränzen, Halsbändern, Christusbildern und dergleichen ausbreitete, uns aufforderte, ein Andenken an die heilige Jungfrau von Loretto zu kaufen und dieß dann in der Kirche des heiligen Hauses einweihen und segnen zu lassen; wie es denn auch nicht möglich war, der einnehmenden Stimme etwas abzuschlagen; leider aber sind uns hernachmals alle diese unschätzbaren Kleinodien, als wir nach dem Lande der übermüthigen Cyklopen schifften, abhanden gekommen.

Als wir des andern Tages in die Gegend von Macerata kamen, die, wenn es hell und nicht alles verschneit gewesen wäre, uns entzückt haben müßte, sahen wir eine ganze Menge Rekruten an Stricken zusammen gebunden für den König von Neapel nach Ancona schleppen, die aus dem päpstlichen Gebiete vertragswidrig fast mit Gewalt hinweg geraubt waren.

Tolentino liegt am Eingange in die Apenninen, und ist ein ziemlich elendes Nest. Der Apennin selbst ist übrigens eins der langweiligsten und heillosesten Gebirge, die wir jemals passirt haben. Weder durch kühne Form, noch erschütternde Wildheit, noch durch kolossale Höhe imponirt diese öde, leere Bergkette, und hält doch boshaft den elenden Wanderer auf. Die herrlichen Gegenden bey Osimo, Loretto und Macerata gehören eben so wenig, wie die romantischen Oelthäler der Nera dem eigentlichen Apennin an. Dieser hat durchaus ein elendes, räuberisches Ansehen; hin und wieder ein aus zusammen geworfenen Steinen bestehendes Dorf, das einer Zigeunerhöhle eher, als christlichen Wohnungen ähnlich sieht; darin ein gelbes, verhungertes Völkchen, das eben nicht im Stande ist, diese Vermuthung zu widerlegen. Oft sind die Höhen ganz ohne Bäume, oft wachsen sie nur so spärlich, wie das Haar auf dem formlosen Kopfe des bucklichen Thersites; und doch waren wir in diesem Schneemeere, in welches unsere vier guten Maulthiere besonders bey Colfiorito, zu teutsch Blumenbühl, bis an den Bauch einsanken, trotz der ziemlichen Beyhülfe zweyer Ochsen, nicht weiter, als täglich etwa zwanzig Millien zu waten im Stande.

In Colfiorito sahen wir zu unsrer Freude wieder päpstliche Zollbeamte, welche uns nachdem eine kleine Cortesia

sich schneller den Weg in ihre Tasche, als ihre Hand in unsere Ränzchen gebahnt hatte, mit Höflichkeits- und Segensbezeugungen ruhig ziehen ließen, und wenn wir selbst alle Symbole der Freymaurerey mit uns geführt hätten. Wir übernachteten in einem der besten Dörfer der Apenninen, Serravalle, bey einer sehr freundlichen Wirthin, die uns in der That besser, als es irgendwo geschehen war, bediente. Hier und an mehrern andern Orten sahen wir eine eigenthümliche Art den Braten zu wenden. Auf unsere Frage nämlich, ob das Nachtessen bald kommen würde, hieß es: „das Hündchen arbeitet," und wahrhaftig fanden wir in der Küche einen kleinen Hund in ein Rad gesperrt, der gähnend und sich langweilend immer frisch zu trabte, und dadurch den Braten am Spieße drehte. Andere benutzten sogar noch künstlicher den Rauch zum Bratenwenden.

Den folgenden Tag um Mittagszeit hatten wird endlich den Apennin überstanden, wir sahen eine herrliche Ebene und Foligno in derselben vor uns, und gleich als ob das Gebirge uns versöhnen wollte, entließ es uns mit einer reizenden, echt italiänischen Gegend, wie wir sie nur im Verlauf der ganzen Reise gesehen haben. In einem ungeheuer tiefen Thale, das sich nach der Ebene zu herab senkte, lag zwischen Pinien und Cypressen zerstreut ein allerliebstes Dorf, Belfiore oder Valfiore, wo wir uns nicht irren, genennt; ringsum auf den Höhen die üppigsten Oelwälder; an einem Saume des Thalrandes, in gefährlicher Höhe, wand sich die Heerstraße, auf ihr zogen, das herrliche Gemälde lebendig zu machen, schöne Bäuerinnen mit ihren Kindern zu Esel einher, die Väter führten den Zug, und so sahen wir mehrere Fluchtstücke verwirklicht

vor uns. Dazu schien die Sonne heiter und mit italiänischer Kraft. Wir zogen aufs fröhlichste mit den ehrlichen Bauern und ihren Weibern zu Fuß einher, und noch nie hatten wir Italien so in jeder Nerve verspürt.

Als wir nach Foligno einrückten, fanden wir das Städtchen in gewaltigem Aufruhr; es schoß und schwenkte die Fahne, tanzte und sang, denn es war der Tag des Schutzpatrons dieser Stadt, des heiligen Felicianus, eines der besten Heiligen, wie uns die Einwohner versicherten, auf zwanzig Meilen in der Runde. Und obgleich es noch sehr hoch am Tage war, so konnten wir doch unsern ehrlichen Vetturino nicht bewegen, die fröhliche Stadt zu verlassen. Des Abends wurde in der Cathedrale ein Hochamt vom Bischof von Perugia gehalten, und wir saßen mit bewegter Seele am Chore, denn wir waren nur noch hundert Millien von Rom und dem St. Peter entfernt, nach dessen Muster gerade diese Kirche des heil. Felicianus erbaut war.

In Spoleto entzückte uns, trotz des schlechten Wetters, die kolossale Wasserleitung, welche zwey Hügel verbindet, und die vortreffliche Aussicht nach Toscana; indeß sahen wir dies alles im Augustmonat unendlich reizender wieder. Zu Mittag langten wir in Terni an, wo uns vertragsmäßig Zeit gelassen werden mußte, die bekannte Marmorcascade, so nennen die Eingebohrnen den Velinofall, zu sehen. Man wird gewiß in ganz Italien und Sicilien vergeblich Thäler suchen, die diesem reizenden Thale gleichen, das mit Schwefelwasser die weiße Nera (sulphureâ Nar albus aquâ) durchströmt. Nicht allein ist es dicht angefüllt mit Oliven, Orangen, Weinreben, Blumen und allem Köstlichen, das des Südens Füllhorn über

seine Lieblingsfluren ausgießt, sondern die gigantischen, seltsam geformten Spitzen seiner Thalränder, an denen bald einsame Dörfchen, bald alte Schlösser schweben, der gräßliche Sturz des Velino, der in schauervolle Tiefe mit ungeheuerm Donner herabstürzend, einen Theil des nächsten Thales mit Dampf und Rauch anfüllt, und endlich der milde blaue und goldene Himmel machen dieses Thal zum anmuthigsten Sitze fast göttlicher Schönheiten. Der Mond leuchtete uns vom Thal des Velino nach der Stadt der Interamnaten (so hieß Terni sonst) mit dem lieblichsten Glanze zurück.

Wir setzten des andern Tages unsern Weg, in Gesellschaft zwey anderer Wagen, weiter fort, welche Reisende aus Toscana brachten, unter denen sich auch ein Professor aus Perugia befand, der zu unserm Erstaunen mit der teutschen Literatur nicht so ganz unbekannt war. Von der herrlichen Gegend bey Narni sahen wir diesmal so wenig, als von Augusts Brücke, da es sehr früh und noch Nacht war, als wir von Terni hier anlangten. Es war uns dies noch später vorbehalten. In dem scheußlichen, stinkenden Ocricoli (Olriculi) mittagten wir, und nachdem man uns aus besonderer Freundschaft nur noch jedem ein Ey zu einem Paul, d. h. vier Groschen das Stück, gebraten hatte, eilten wir um Civita Castellana zu erreichen. Da es noch hoch am Tage war, und wir morgen in Rom gern recht zeitig angekommen wären, so setzte die Karavane ihren Marsch bis Nepi weiter fort, wo uns der Gedanke, morgen in Rom einzutreffen, kaum schlafen ließ.

Als wir den letzten Tag früh von Nepi aufbrachen, spürten wir wohl, daß wir uns dem größten, freylich jetzt ausgebrannten Vulkan näherten, der nicht blos wie der

Kotopari vierzig Meilen in die Runde, sondern über den ganzen Erdkreis einstens seinen Donner erschallen ließ; die ganze Luft stank fürchterlich nach Schwefel; verschwunden waren die herrlichen Gefilde der Apenninischen Vorgebirge und die ganze Gegend glich einer öden ausgebrannten Steppe. Wenn sonst, je mehr man sich der Hauptstadt nähert, desto zahlreicher schöne Dörfer und wohlhabende Flecken sich zeigen: so ist bey Rom alles umgekehrt; es gleicht einer Säule in der Wüste, und ist ein zweytes Tadmor und Tschilminar. Es scheint als hätte diese wilde Republik alles um sich her aufgezehrt und weggeätzt.

Auf der Poststation La Storta mittagten wir ohne geprellt zu werden, blos deshalb, weil ein Dutzend Italiäner bey uns waren, in deren Gesellschaft man außerordentlich wohlfeil reiset. Alle rüsteten sich, einen gebührend anständigen Einzug in Rom zu halten. Der Peruginische Professor schabte von seinem runzelichten Gesichte die langen Borsten; unser lieber Gefährte Petrini legte gleichfalls Ferienkleider an, und ein windhundischer, einäugiger Abbate verwandelte sich unter den Händen seines dürren, schielenden Dieners wie eine Raupe, nur wir blieben uns im Aeußern völlig gleich, so stürmisch es auch sonst im Innern aussahe. Bald darauf wurde von unserer ganzen Karavane die Kuppel des St. Peter mit einem Freudengeschrey begrüßt. Wir fuhren über die gelbe Tiber bey Ponte molle, ohne daß uns glücklicherweise, wie den Gesandten der Allobroger, aufgelauert worden wäre, ruhig hinweg, und in einer halben Stunde waren wir an heiliger Stätte.

Achtes Kapitel.

Ankunft in Rom.

Den sieben und zwanzigsten Januar Nachmittags zogen wir zum ehemaligen Flaminischen Thore, heute Porta del popolo genannt, in Roms Mauern ein, am ersehnten Ziele vieljähriger Wünsche und Hoffnungen anlangend. In einem Augenblick waren wir von dem größten Theile der päpstlichen Wache umringt, denn diese braven Leute, denen Se. Heiligkeit damals nicht mehr als einen elenden Kaputrock und ein Paar Kreuzer Sold zu geben im Stande war, schienen fest entschlossen zu seyn, vielmehr den Geldbeutel der Fremden zu belagern, als das ihnen anvertraute Thor zu bewachen. Die Polizey in Rom ist überhaupt eine der humansten und gefälligsten der Welt; kaum hatte man einige unverständliche Worte, die unsere Namen vorstellen sollten, aufgezeichnet, als man uns in Frieden nach der Mauth abziehen ließ. Dieser saure Weg, den bekanntlich jeder Fremde sogleich machen muß, wird dem Ankömmling hier reichlich vergolten durch den neuen Anblick der elf antiken Säulen, die ehedem die Vorderseite eines Tempels, oder, wie einige wollen, des Porticus Argonautarum bildeten, jetzt die päpstliche Dogana oder Mauth zieren. Unsere kleinen Ränzchen waren schnell geprüft und bald befanden wir uns bey dem ehrlichsten, durch ganz Europa gekannten teutschen Wirth Monsu Franz.

Mit beengten, von mancherley Erwartungen erfüllten Herzen betritt gewiß jeder zum Erstenmal Roms alten Boden, und sucht alsbald Spuren kraftvoller Jahrhunderte; auch könnte man wohl den herrlichen, achtzig Fuß hohen ägyptischen Obelisk, der einst Heliopolis, dann durch Au-

guſt verſetzt, die große Rennbahn des alten Roms zierte, und jetzt allein dem Platz del Popolo Ehre und Schmuck gibt, zum ſichern Bürgen annehmen, daß große Dinge hier unſerer warten; demungeachtet aber wäre denen, bey welchen ſehr viel vom erſten Eindrucke abhängt, zu wünſchen, ſie hielten ihren Einzug lieber durch das Thor von St. Johann im Lateran, denn während dich dort ein zwar freyer, doch ganz gewöhnlicher Platz, den drey unbedeutende Kirchen nicht ſehr zu heben im Stande ſind, beym erſten Eintritt empfängt, und ſich nur die lange Zeile einer ſchmalen, durch hohe Paläſte, deren Pracht das Auge beym erſten Blick nicht ahndet, noch mehr verengte Gaſſe vor dir hinſtreckt, während dir dort überhaupt auch nicht die leiſeſte Erinnerung an die ehemalige Herrin der Welt begegnet: bemächtigt ſich hier, nachdem du am älteſten Tempel der Chriſtenheit und der Klaudiſchen Waſſerleitung vorübergezogen, das Coloſſeum mit einem Male aller deiner Sinne, nicht anders, als ſchlüge der Donner vor dir in den Boden; du wandelſt auf der Via sacra hin nach dem Fort Romano, und vor dir liegt des Kapitols unbeweglicher Fels.

Bey unſerm Eintritt war überdieß noch der Platz del Popolo und der Corſo durch Bühnen und Geſtühle für die Carnevalsluſtbarkeiten verengt; Donnerwolken verhüllten uns die Pracht der Stadt, und bald erlaubte uns ſtrömender Regen nicht mehr das Haus zu verlaſſen, und hier, wo wir geiſt- und charaktervolle Italiäner zu finden gehofft hatten, beläſtigte uns nicht wenig die drückende Nähe einiger jungen Engländer, deren platte und fade Exiſtenz nichts anders vermuthen ließ, als daß ſie, um mit ihrem unſterblichen Landsmann zu reden, ein Schneider verfertiget

hätte. So konnte uns nichts als der bloße Gedanke, in Rom zu seyn, vor der schlimmsten Mislaune schützen.

Neuntes Kapitel.

Das römische Carneval.

Die ersten Tage nach unserer Ankunft waren die letzten und also gerade die glänzendsten des Carnevals, und als ob der Himmel sichtbaren Antheil an der Freude so vieler Tausende nähme, pflegte er sich gewöhnlich um Mittagszeit, wenn die Glocke auf dem Kapitol das Signal zur Lustbarkeit gab, auszuhellen. Wie erfreulich ist für einen Nordländer der Anblick so vieler schönen Frauen und Mädchen, die zu einer Zeit, wo bey uns bittere Kälte alles in Wolle und Pelz hüllt, unter der blauen Decke des Himmels, in milder Luft, mit dünnen Ballkleidern geschmückt, voll Heiterkeit, wie im Tanzsaal umhergaukeln.

Der Leser darf nicht fürchten hier mit einer ausführlichen Beschreibung des Carnevals belästigt zu werden, da die Göthische jede andere überflüssig macht; es wird indessen erlaubt seyn noch einige andere Züge dieses Festes, oder kleine Veränderungen, die es erfahren, kürzlich darzustellen.

Vor allen scheint das Betragen der päpstlichen Garde hierbey des größten Lobes würdig und musterhaft für alle diejenigen zu seyn, die an andern Orten bey ähnlichen Gelegenheiten zu Aufrechthaltern der guten Ordnung bestellt sind, deren drückende Nähe aber, weit entfernt, die öffentliche Freude durch Ordnung zu unterstützen, dieser vielmehr unbarmherzig den Hals zuschnürt. Ganz anders in Rom. Ein Meer ausgelassener Zuschauer, zügelloser Masken und vollgepfropfter Kutschen wogt unaufhaltsam

den Corso auf und nieder, unbesorgt um Polizey und Soldaten. Gutmüthige Kriegsknechte Sr. Heiligkeit besetzen die Mündungen der in den Corso einfallenden Straßen, doch nie verwehren sie ungefällig jemanden den Aus- oder Eintritt. Dragoner reiten zwar mit gezückter Harpune im Getümmel auf und nieder, stören aber durch nichts die harmlose Freude des Volkes, sondern wenn sie vielleicht einmal auf den Strand gerathen, rufen sie blos aufs höflichste „Platz ihr Herren! Seht euch vor!" *) und macht man ihnen auch nicht Platz, so warten sie geduldig bis etwa eine Menge Pulcinelle ihre Rollen mit dürren Magistern, Abbatinis oder flinken Gärtnermädchen ausgespielt hat, oder der Haufe einen Volksredner verläßt, und ihnen erlaubt, sich wieder flott zu machen.

Eben so viel Achtung für die öffentliche Freude zeigen die Vornehmern, die, wenn auch zum Theil selbst maskirt, doch mehr als Zuschauer an den Seiten des Corso auf und nieder fahren. Ihre Kutscher bitten aufs Höflichste um einigen Raum, der ihnen dennoch oft lange verweigert wird, so daß sie genöthiget sind ganze Stunden auf einem Flecke halten zu müssen. Aus der Mitte der beyden Wagenreihen aber verdrängt jetzt nicht mehr wie sonst das Volk der Senatore oder ein Herzog von Albanien; wenigstens zogen König Karl IV. von Spanien, und alle die hohen Häupter, die in Rom eine Freystätte gefunden haben, ganz geduldig der übrigen Colonne nach.

Anderer Seits aber ist auch das römische Volk einer solchen Schonung nicht unwürdig. Höchstens der Pulcinell erlaubt sich etwa eine Unanständigkeit; niemals spürt man

*) Luogo Signori! badino pure.

etwas von Diebereyen oder ähnlichem Unfug, trotz dem ungeheuern Gedränge. Man könnte wohl glauben, daß der drohende Wippgalgen (die Corda) die einzige Triebfeder dieser guten Aufführung sey; und in der That vielleicht könnte auch der leicht entzündliche, ans Ammazziren so sehr gewöhnte Italiäner irgend eine ernste Demonstration nicht wohl entbehren; allein seit langen Jahren hat man von diesem furchtbaren Instrument *) gar keinen Gebrauch gemacht, und wenn es ehedem wirklich gebraucht wurde, so geschahe es eben um die heilige Unverletzlichkeit der Masken, die sich ungestraft alles erlauben dürfen, aufrecht zu erhalten, denn auf diese Maskenfreyheit ist das römische Volk so eifersüchtig wie die Quiriten kaum auf ihre politischen, und wir sahen es selbst mit an, wie ein Vetturino, der einer Maske einen Schlag ins Gesicht gegeben hatte, wahrscheinlich weil ihm gar zu arg mitgespielt worden war, sich nur mit Mühe durch Hülfe der herbeyeilenden Wache vor den gröbsten Mishandlungen des wüthenden Haufens retten konnte. Alles ist zu dem gemeinschaftlichen Zweck, sich aus Herzenslust zu vergnügen, versammelt, und da jeder weis, daß niemand etwas anders sucht als Scherz und Unterhaltung, so erträgt man alles mit unglaublicher Geduld und Gelassenheit, läßt sich oft

*) Man bindet den Delinquenten die Hände auf dem Rücken zusammen; zieht sie an denselben etwa zwanzig Ellen langsam empor, läßt sie dann schnell herab fallen, hält sie aber, ehe sie den Boden berühren, an, so daß die Arme sogleich aus den Achselpfannen gerissen werden und verkehrt zu stehen kommen. Diese Operation nimmt man oft drey Mal an einem Menschen vor, der sich während der Karnevalslustbarkeit vergangen. Er bleibt für sein ganzes Leben ein scheußlicher Krüppel und der Mildthätigkeit des Volks, das jeden Uebelthäter in Schutz nimmt, überlassen.

ziemlich unsanft hin und her stoßen, und von den Masken nach Belieben pfoppen und verhöhnen, und es ist nichts angenehmeres zu sehen, als die gutmüthige Duldung, mit der dort einer unbarmherzige Schläge, hier ein anderer einen Hagel von Gypsconfekt erträgt, selbst wenn ihn auch nicht einmal schöne Hände schleudern. So wird oft der eleganteste, vornehmste Herr von einem Heer Pulcinelle oder den sogenannten pazzi oder matti in die Mitte genommen, aufs jämmerlichste zerbläut und sein schönes Kleid mit Gypsstaub angeweißet oder confettirt, wie man sich ausdrückt. Dieser letztern Maske scheint Göthe in seiner Beschreibung nicht zu gedenken, oder war sie zu seiner Zeit nicht so gewöhnlich als jetzt, wo sie bisweilen die größere Zahl ausmachen, und sich oft an zwanzig oder dreyßig zusammen rotten, ihr tolles Wesen zu treiben. Besonders Mädchen oder Knaben bedienen sich dieser einfachen Maske. Ein Hemd wird übergeworfen und ein weißes Tuch um Hals und Kopf gebunden, sonst ist die Kleidung männlich; doch verräth der volle römische Busen gar bald die Mädchen, die diese Maske unvergleichlich schön kleidet; indessen bedienen sich derselben nur die ärmern Stände. Sie führen kleine Beschen, mit denen sie andern im Corso auf und niederwallenden Masken und Zuschauern, oder, ohne Umstände, auf die Tritlinge steigend, den vornehmsten Frauen die Confektflecke mit komischer Geberde abkehren und alles Naserümpfen oder Vorhalten der Schirme hilft nichts. So schonungslos verfuhren sie selbst mit den gekrönten Häuptern, die Wagen Sr. Katholischen Majestät und der Königin von Etrurien waren oft dem wüthendsten Gypshagel ausgesetzt, indeß hatten sie dies eher für ein Zeichen des Wohlwollens, als der Abneigung zu

nehmen. Auch ist es zu verwundern, daß Göthe der Gärtnermasken nicht gedenkt, und doch ist nichts überraschender und niedlicher anzusehen, als wenn sie mit einem Instrument, welches le scaline genennt wird, und einer Menge mit den Enden an einander gefügten Andreaskreuze oder Scheeren gleicht, die sich zusammen ziehen und weit hinaus schieben lassen, schönen Frauen selbst bis in den dritten Stock hinauf mit Blitzesschnelle einen Blumenstrauß überreichen. Wie eine Schlange schießt die Scheere empor und bringt gewöhnlich ein artiges Gegengeschenk zurück.

Das bekannte Pferderennen wird freylich nicht mehr mit dem Glanze der vergangenen Zeit abgehalten, wo Fürst Ruspigliosi allein an zwanzig Barberi rennen ließ, dann gewöhnlich als Sieger mit größter Pracht vom beyfallschreyenden Volke begleitet, triumphirend nach Hause zog; auch klagten die Römer bitter, daß ihr schönes Fest schon seit mehrern Jahren sichtbar in Verfall gerathe, denn jetzt laufen etwa zehn Rosse. Bey dem allen aber hat dies Spiel dadurch sehr viel gewonnen, daß die Wagen nicht mehr zu beiden Seiten im Corso halten, sondern wenn die Mörser zum zweyten Mal an den beyden Enden und in der Mitte des Corso krachen, die Gasse gänzlich geräumt haben müssen, und auch nicht eher wieder einlenken dürfen, als bis das Rennen abgehalten, und die dritte Salve ihnen die Erlaubniß zurück zu kehren ertheilt hat. Herrlich und malerisch ist besonders der Moment, wenn die mit Flittergold ausgeputzten Rosse schnaubend, sich bäumend und nur mit Mühe von der Faust der Barbaresken gehalten unter dem Jauchzen des Volkes in die Bahn treten. Eines dieser edlen Thiere, das Feurigste von allen, wollte den Augenblick des Sieges nicht erwarten, stürzte über das vorgezo-

gene Seil, brach fast auf der Stelle den Hals und erholte sich erst spät wieder.

Wenn auch indeß diese und andere Lustbarkeiten in Venedig, Mailand oder dem volkreichen Neapel, das auf seinem Toledo beynahe immer Fastnacht spielt, vielleicht nicht weniger glänzend begangen werden, als hier, so hat doch Rom eine Zierde hierbey nicht allein vor ganz Italien, sondern auch, sofern wir es zu beurtheilen im Stande sind, vor ganz Europa voraus, nämlich die eigenthümliche Schönheit und Liebenswürdigkeit seiner Frauen. Niemals erscheint diese, unserm Bedünken nach, reizender und entfesselter, als eben gerade zur Zeit des Carnevals. Freylich wer die weibliche Schönheit mit allzulüsternem Auge betrachtet, der wird, wie überall, auch in Rom selten plastische Modelle finden; auch ist es leicht möglich, daß anderswo einzelne Theile des weiblichen Körpers nicht weniger vollkommen anzutreffen sind; allein schwerlich vereinigen an irgend einem Orte der Welt die Frauen so mannigfaltige Reize als eben hier. Die Luft wird in Rom, im Ganzen genommen, für nichts weniger als gesund gehalten, und doch blühen Weiber und Kinder aufs frischeste. Rosen und Lilien färben die zarteste Haut mit dem sanftesten Anflug; ihr dunkles Haar flechten sie auf das allerzierlichste und geschmackvollste, und durch den räthselhaften Schleyer schimmert das schönste Incarnat, und ihre brennenden Augen (occhi assassini). Ihre Kleider und Tücher legen sie meistentheils in wahrhaft antike Falten, ganz besonders aber zur Zeit des Carnevals, wo sie von der Sclaverey der Mode befreyt, nur ihren glücklichen Einfällen folgen. Römisches Gesicht, Brust und Nacken sind anerkannt die schönsten, die es gibt, allein auch Gang und Haltung des

Körpers sind selten bey andern Frauen so leicht und schwebend. Sie tragen sich keinesweges so sehr aufrecht, sondern sie scheinen dem Ausländer sogar etwas gebückt zu gehen; man wird aber bald inne, daß diese Haltung der Schönheit weit angemessener sey, als ein grenadiermäßiges Einherschreiten. Obgleich die römischen Mädchen immer höchst liebenswürdig sind, so bringen doch die äußerst strengen Begriffe der Italiäner über jungfräuliche Zurückhaltung in das Betragen der Unverheyratheten eine ihnen gar nicht angeborne, uns Teutsche besonders zurückstoßende speculative Kälte hinein; sind sie aber allein oder unter dem Schutz der Carnevalsmaske, so achtet ihre nur ungern niedergehaltene Lebendigkeit ferner keine Schranke. Ihre Phantasie, Laune und Witz gewähren dann die reizendste Unterhaltung. Dazu kommt noch, daß die schönern gewöhnlich ohne alle Maske das Auge ergötzen, die andern aber durch die neidische Hülle unsere Einbildungskraft vermuthen lassen, daß den reizenden Alcinenkörper das vermummte Gesicht noch übertreffe. Deshalb gewährt der Corso oder das Theater Aliberti, wo beym Festino auf der Scene, im Parterre und in sechs Reihen Logen so viel hundert solcher schönen Sterne blitzen, einen Anblick, der, so wie der von den Camaldolensern bey Neapel herab, in der Welt nicht zum zweyten Mal zu haben ist.

Zehntes Kapitel.

Kapitol, Forum, Via sacra.

Der Regen versiegte, und die lachendsten Frühlingstage belebten noch mehr unsern Eifer, die zwölf Hügel Roms aufs genaueste kennnen zu lernen.

Die ganze römische Historie vom Spaziergange des Evander mit Aeneas an sammt allen Rebellionen und Mishelligkeiten zwischen Adel und Volk in der erregten Phantasie eilten wir nach dem Kapitol, und siehe ein Haufen Pulcinelle, Matti und dergleichen Gesindel stürzten wie toll von der edlen Burg der Quiriten herab, um sich auf den Corso zu begeben. Wir können indessen nicht sagen, daß dieser und ähnliche schroffe Gegensätze in uns sentimentale und elegische Folgen gehabt hätten, im Gegentheil machen sie das Gemüth lustig, frey und heiter, indem sie es über alle menschlichen Angelegenheiten weit erheben. Denn in der That man glaubt hier in Rom den unaufhaltsamen Schritt der Zeit deutlich zu vernehmen; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dies in gewisser Hinsicht auf den Charakter der Italiäner, und insbesondere der Römer, einigen Einfluß gehabt habe. Schwelgend im höchsten Genuß behandeln sie alles das mit schonungslosem Leichtsinn, was wir nur mit heiliger Scheu von fern zu betrachten gewohnt sind, und deshalb nennen wir sie frevelhafte Barbaren, obgleich wir an ihrer Stelle es nicht um ein Haar besser machen würden. Sie schaffen und betrachten alles Schöne und Große mit derselben Leichtigkeit, mit der sie es gleichgültig untergehen sehn, meinend, daß es ihnen nicht schwer fiele immer ähnliches neu hervorzubringen. Sie vermauern antike Säulencapitelle und zertrümmerte Marmorblöcke, die bey uns in Museen prangen würden, in Pferde- und Sauställe. In vielen Gegenden thut man keinen Schritt ohne auf tausendjährigen Alterthümern herum zu treten. Einmal sahen wir ein antikes Piedestal mit den halb zerbrochenen Füßen der Statue als Eckstein eingemauert; auf dem Platz der Pescaria liegen stinkende Fischtröge auf

den zerstückten Säulen eines Junotempels; am Forum des Nerva klebt zwischen der prächtigen Colonnade eines Tempels der Minerva ein jämmerlicher Schnapsladen, und im goldnen Hause des Nero werden Esel mit Disteln gefüttert. Im Colosseo, wo sich sonst Menschen und Thiere würgten, hält man mit Glöcklein und Rauchfaß heilige Umgänge, und noch vor kurzer Zeit blühten zwischen den Säulen des Concordientempels, wo der beredte Tullius gegen den nichtswürdigen Catilina donnerte, liebliche Blumen am Häuschen einer armen Familie, die sich zwischen die Colonnade eingehistelt hatte. Im Theater des Marcellus, so wie in Domitians Amphitheater zu Mailand treibt man elenden Schacher, und in das Grabmal des tugendhaften Cajus Publicius konnten wir nicht eintreten, weil es voll Würste und Schinken hing *).

Die Römer sind übrigens gar nicht so unwissend, daß ihnen nicht sehr wohl bekannt wäre, unter welchen Gegenständen, und auf welchem klassischen Boden sie umherwandeln; auch müßten sie es schon längst wenigstens von den Fremden erfahren haben, die von allen zwey und dreyßig Punkten der Windrose hier zusammen fließen, und an der unsichern Hand der sogenannten Antiquarier und Cicerone durch alle Ruinen hindurch stolpern. Sie sprechen nur von Wunderwerken (maraviglie), fast nie von Merkwürdigkeiten der Stadt Rom und selbst die gemeinsten Rö-

*) Die römischen Rathsherren erlaubten ihm um seiner Tugend willen, laut Inschrift, sich in der Stadt begraben zu lassen.

Im Flüßchen Almo (acquataccio) badet man statt der Cybele („et parvo lotam referunt Almone Cybelen") räudige Hunde und krankes Vieh.

mer, Bettler und Straßenjungen kennen, wenigstens dem Namen nach, alle die grossen Tyrannen und Kaiser, und geben dir genau den Ort an, wo sie residirten, badeten u. s. w. In Tivoli heißen die Bauern gar selber Horatius, Dionysius, Marcellus u.

Wir stiegen hierauf nach dem Forum hinab, und einige teutsche Künstler, die gerade um Kapitell der Säulen des Jupiter Tonans schwebten, riefen uns zu sich hinauf und hier übersahen wir, in luftiger Höhe, die Wiege und das Grab der römischen Herrlichkeit. Man kann wohl überall über Berg und Thal, Meer und Land gehen, aber wahrlich nur einmal in der Welt über das römische Forum! Wie scheinen doch wenige Augenblicke unter diesen Trümmern und Hügeln verlebt, dritthalbtausend Jahre der Trennung aus der Mitte hinweg zu nehmen! Was dir in den Alten fremd, ausländisch und verschollen war, wird dir hier bekannt, einheimisch und frisch. Die ungeheure Kluft, die alberne Pedanterey zwischen uns und ihnen gewöhnlich aufbaut, wird bald übersprungen; und vielleicht ist dies eben der größte Vortheil, den man von der unmittelbaren Anschauung hier und auch ganz besonders in Pompeji bey Neapel hat, inne zu werden, wie diese alten Völker, bey vieler Verschiedenheit, auch tausend Berührungspunkte in Gedanken, Empfindungen und Handlungsweise mit uns hatten, und uns eigentlich gar nicht so fremd sind, als wir es uns in Prima oder den Collegien gewöhnlich träumen ließen. Ganz besonders klar wird dies in Pompeji, wo man so tief wie nirgends in die Häuslichkeit und das Privatleben der Alten schauet, gerade doch das, was jedes Volk sicherer als alles charakterisirt; und es ist zu vermu-

then, daß wir leicht einen deutlicheren Begriff von dem Thun und Treiben in der römischen Republik gewinnen würden, wenn es uns noch vergönnt wäre einige Zeit in neuitaliänischen Republiken zuzubringen, deren classische Kraft sehr wohl mit dem politischen Leben der Römer in Vergleichung zu stellen wäre, außer dem, daß noch Klima und Boden dieselben Schattirungen im Charakter beyder hervor bringen mußten. Zugleich aber ist klar, warum die Alterthumskunde sich nur im fernen Norden als abstrakte Wissenschaft der jetzigen Welt gegenüber stellen konnte, und nicht wohl in Italien, das noch gleichsam leiblich und geistig zu sehr mit dem Alterthum verwachsen ist.

Eingeengt zwischen dem Kapitolin, den freylich jetzt neue Gebäude belasten und die noch dazu ihre Kehrseite dem Foro zuwenden, und dem Palatin, dessen altes Haupt die ernsten mit Epheu bekränzten Ruinen der Kaiserpaläste trägt, liegt hier, an manchen Stellen schon dreyßig bis vierzig Fuß ausgefüllt, dies kleine Thal, in dem man aus ihren alten Gräbern den Triumpfbogen des Septimius Severus, die Reste der Colonnaden des Jupiter = und Concordientempels nebst einigen andern schwer zu deutenden Säulen hervorragen sieht. Ueberall liegen schöne Kapitelle und Säulentrümmer umher. Am Triumpfbogen des Septimius Severus pflegen sich gewöhnlich Faullenzer zu sonnen; auf der Via triumphalis, die zum Kapitol vom Foro führte, klappert eine Heerde blinder Bettler, die sich für einen halben Kreuzer dem Schutz der heiligen Jungfrau von Loretto und des heiligen Antonius von Padua übergeben. Mitten auf dem Foro steht einsam und verlassen eine wunderschöne Säule, die einst dem Kaiser Phocas zu Ehren

errichtet wurde *). Weiter hin bey Santa Maria Liberatrice erheben sich aus dem Boden drey Säulen, Wunder der Baukunst, die nach einigen der Curia Hostilia, wo sich der Senat gewöhnlich versammelte, nach andern dem Comitium, Versammlungsort der Ritter, angehörten. Schlechte Häuser und Magazine verunstalten die Abendseite des Forums; und auf der südwestlichen Gränze desselben, am Fuße des Palatins, hat auf den Grund eines, wie man muthmaßt, dem Romulus geweihten Tempels, der heilige Theodorus, halb in die Erde versenkt, sein Heiligthum gegründet. Hoch über demselben hängen vom Palatin herab die alten Trümmer der Paläste der Cäsaren, denen die Jahrhunderte einen immer grünenden Epheukranz aufgesetzt haben.

Weiterhin bedecken zahllose Trümmern funfzig Fuß tief die Via sacra, jetzt völlig öde, sonst der römische Toledo **). An ihr wölben sich die drey kühnen Bogen des

---

*) Vergl. Filippo Visconti Lettera sopra la colonna dell' Imperatore Foca al Sign. Marziale Daru. Roma nella stamperia di de Romanis 1813. Nach der Inschrift wurde diese Säule im Jahr 608 den 1. Aug. errichtet und oben darauf die vergoldete Statue des Kaisers gestellt auf Befehl des Patricier Smaragdus, Exarch von Italien. Der scharfsinnige Architekt von Lugano, Pietro Bianchi, welcher auch die neuen Ideen über die Arena und das Podium des Colisey aufstellte, (S. Osservazioni sull' arena e sul podio dell' Anfiteatro Flavio, fatte dal Sign. P. Bianchi, illustrate e difese da Lorenzo Re. Roma, de Romeus 1812 Fol.) hat nach genauer Messung gefunden, daß die Säule 78 römische Palme oder 54 Pariser Fuß Höhe habe, übrigens eine zur Zeit der Antonine verfertigte alte Säule sey, die zu diesem neuen Gebrauch angewandt wurde; aus dem Kapitell schließt er, daß sie immer isolirt gestanden; der Würfel sey schlecht und stamme aus barbarischer Zeit. Risse und mit Bley vereinigte Spalten lehren, daß sie zerbrochen war, als man sie errichtete.

**) So heißt die Tag und Nacht brausende Gasse Neapels.

sogenannten Friedenstempels, die aber wahrscheinlicher einer Basilika angehörten, und tragen auf ihrem festen Rücken einen kleinen Garten lieblich duftender Blumen.

Südlich hinauf vor der Kirche des heil. Cosimus und Damianus, einst, wie es heißt, ein Tempel des Remus, stehen fast bis an die Kapitelle versenkt zwey alte Säulen, und gleich daneben schließt die wunderschöne Colonnade des Faustinentempels die Apothekerkirche des heiligen Lorenzo in Miranda gleichsam mit Widerwillen ein. Wie jämmerlich nimmt sich dieses elende Schreinerwerk neben dem hohen Ernst des Römergebäudes aus. Von hier bis zur Kirche des heil. Lucas, wo sonst eine Menge von Basiliken und anderen Prachtgebäuden die Ostseite des Forums bildeten, begränzen jetzt schlechte Hütten das Campo Vaccino. Sonst ist jetzt der Tummelplatz römischer Parteyenwuth ohne Leben; nur Bettler, selten einige Spaziergänger, treiben sich in der aufs Forum gepflanzten Allee umher, und nichts ist erschütternder, als daß jetzt wiederum hoch gehörnte Stiere hier ruhen, wo Evander und Aeneas Rinder brüllen hörten*). Außer ihnen ziehen klingelnde Maulthiere in großen Haufen darüber; Trauer und Oede überall, so daß das Ganze ein Kirchhof und die Triumpfbogen Tempelruinen und Säulen die Leichensteine der römischen Herrlichkeit zu seyn scheinen.

Das Colosseum gehört eigentlich mit zu der ganzen

---

*) .... passimque armenta Videbant Romanoque foro et lautis mugire carinis.

So im Wechselgespräche den Weg zu des armen Evandrus
Obdach gingen sie fort, und sahn rings brüllendes Hornvieh
Auf dem römischen Markt und im Raum prachtvoller Carinen.

Voß.

Scene, welche das Campo Vaccino darbietet, ob es gleich nicht mehr auf demselben liegt; doch droht es furchtbar nach allen Seiten hin. Jeder schwört beym ersten Anblick, er habe noch kein kolossaleres Gebäude gesehen, und bekräftiget die Worte des alten Scribenten: „daß das menschliche Auge nur mit Mühe seine Zinnen erklimme;“ und doch könnte man es fast zwey Mal in den St. Peter stellen. Ueberhaupt alle alte Gebäude scheinen mehr als sie sind; umgekehrt die neuen.

Auch diese Ruine erhält durch den Epheu, der in lokkenförmigen Gewinden über die ungeheuern Blöcke herab hängt, einen unendlichen Reiz. Unzählige wilde Lackstäucher duften hier. Vögel singen und nisten friedlich wo sonst allein bey Einweihungen an vier tausend wilde Bestien ihr Gebrülle ertönen ließen.

Geht man vom Amphitheater des Flavius am Triumpfsbogen des Constantin vorbey, gegen St. Gregorio hin, so genießt man die prachtvollste Ansicht der Kaiserpaläste, und es wäre jedem zu rathen, sich hinauf an die steinerne Treppe, die zum Convent der Canoniker des heil. Gregorius führt, zu begeben, und daselbst unter dem azurnen Dach des italiänischen Himmels, umgeben von der Fülle südlicher Vegetation, auf die wundervollsten aller Ruinen, ja selbst hinüber bis zu den Pinien des Janiculums nach Herzenslust zu schauen. Hier und auf dem kurzen Wege vom Kapitol bis zum Amphitheater wird, zwischen tausend Trümmern und gewaltigen Scenen dein Auge ein kräftiges Bild des göttlichen Roms einsaugen, und wahrlich, wenn man noch bedenkt, daß die römischen Kaiser häufig selbst mit phantastischem Eigensinn die Werke ihrer Vorgänger zerstörten, um noch ausschweifendere Ideen auszu-

führen; daß Nero geflissentlich, wie wir einen Park, Wüsteneyen (solitudines) in Rom anlegte; daß die teutschen Horden Rom aufs entsetzlichste mishandelten, plünderten, verbrannten; daß Belisar von der Engelsburg, statt Steine, Statuen und Säulen auf die Gothen schleuderte; daß Rom in spätern Zeiten so viele Male der Schauplatz von Tumult und Verwüstung war; und daß nach allem diesen die neuen Römer fortfuhren mit der unglaublichsten Gleichgültigkeit alte Denkmäler zu verwüsten, — man erinnere sich an das unglückliche Schicksal des Pantheons und Colosseums — fortfahren, alle Tage die schönsten Säulen zu zerschlagen, wenn sie Mauerstücke oder Stützen und Schirmpfeiler brauchen; daß sie die schönsten Bassirilievi zertrümmern und wie gemeine Backsteine vermauern; daß man auf Steinen mit antiken Inschriften über Pfützen geht; daß Freunde, wie die Engländer, und Feinde, wie die Franzosen, gleichviel, ob mit oder ohne Geld, aus Rom eine Anzahl der herrlichsten Kunstwerke entwendet haben; daß also Rom seit Christo beynahe fortwährend geplündert und gemißhandelt wird, und daß demungeachtet in ein Paar Säalen des einzigen Vaticans mehr Statuen anzutreffen sind, als z. E. in ganz Paris *); daß trotz allem die unzählige Menge von Kirchen fast allein mit antiken Säulen versehen ist, wie deren die Kirche des heil. Paulus allein an hundert und zwanzig der allerschönsten aus feinkörnigem Bildmarmor hat, die die Baukunst hervorbrachte, und daß überhaupt ein jeder, der eine Säule brauchte, nicht eine machen, sondern aus der Erde hervor-

*) Man gab bey der letzten Aufräumung des Pariser Museums den Bestand der Antiken auf drey hundert und zwölf Stück an.

graben lässet; daß endlich aller Orten noch immer die herrlichsten Columnen theils zertrümmert umher liegen, theils wie aus tiefen Gräbern aus dem Boden halb versenkt heraus schauen, und daß doch bey weitem den größten Theil aller Herrlichkeiten der tiefe Schutt deckt. Bedenkt man dieß, so sollte man fast meinen, ganz Rom wäre nichts als ein Tempel voll Statuen, und das steinerne Volk, wie es Cicero nennt, noch bey weitem zahlreicher gewesen, als das Lebendige, welchen Schatz denn eine achtzehnhundertjährige Plünderung nicht zu erschöpfen vermag.

Eilftes Kapitel.

Ehemalige Gestalt und Lage des Kapitols, des Forums und der Via sacra *).

Wir brachten mehrere Tage damit zu, eine klare Idee vom ehemaligen Kapitol, dem Forum Romanum, der Via sacra und dem was ihr zunächst liegt, zu gewinnen, was durchaus gar nicht so leicht ist; und da wir gern auch in die Seele des Lesenden ein deutliches Bild jener ganzen Gegend, zuvörderst des Kapitols, werfen möchten, so sey es uns erlaubt vorher an die Lage und Beschaffenheit des heutigen Kapitols mit einigen Worten zu erinnern.

Der Hauptaufgang zum Kapitol ist heut zu Tage gegen Norden, da er sonst auf der südlichen Seite des Hügels war. Stellt man sich unten an den Hauptaufgang der nördlichen Seite des Berges, so sieht man links neben

---

*) Man vergleiche den zugehörigen Plan.

demselben eine Treppe, die zu der Kirche Santa Maria in ara Celi führt, und die sonst in einem Tempel des Quirinus auf Monte Cavallo, d. h. auf dem Quirinal, lag. Rechts vom Hauptaufgange führt ein anderer Weg für Roß und Wagen aufs Kapitol. Den Hauptaufgang zieren unten zwey Löwen in ägyptischem Styl, die, als Fontäne dienend, aus ihrem verbissenen Maule einen dünnen Strahl Wassers lächerlich genug heraus spritzen. Ist man hinauf gestiegen, so sieht man auf einem viereckigen Platze rechts und links an der Treppe die kolossalen Bildsäulen der Pferdebändiger, und neben denselben zu beyden Seiten die bekannten Tropäen des Marius, welche sonst auf dem Castell der Acqua Maria standen, und ihm entweder wegen Besiegung des Jugurtha oder der Cimbern und Teutonen errichtet wurden. Es sind römische Kriegskleider mit Helm, Schild und Schwert, der Helm aber ist nicht oben, wie bey uns gewöhnlich, angebracht. Im Hintergrunde steht der Palast des Senatore von della Porta erbaut, und unter selbigem die öffentlichen Gefängnisse; gegen die Tiber d. h. rechts, der Palast der Conservatoren, und links gegen Morgen das kapitolinische Museum, wo sich die Antiken befinden, beyde von Michel Angelo erbaut. Hinter diesen Seitenpalästen hat der Kapitolin zwey Spitzen; auf der östlichen steht die Kirche Santa Maria in ara Celi, auf der östlichen gegen die Tiber zu der Palast Caffarelli und eine ganz kleine Straße von Häusern. Auf dem freyen Platze in der Mitte zwischen den drey Palästen und dem Aufgange steht die herrlichste Ritterstatue, die es vielleicht gibt, die des Marc Aurels, denn auch das Pferd, was im Alterthum selten war, ist sehr schön, wenigstens voll Feuer und Ausdruck, daher das bekannte „ricorda

tiche sei vivo e cammina.“ Sonst pflegten die Alten immer*), was hier nicht der Fall ist, die menschlichen Figuren auf Kosten der thierischen zu heben.

Diese Gestalt hat das heutige Kapitol, ganz verschieden von der des alten. Die Hauptseite, an der die Hauptaufgänge lagen, war die südliche, jetzt nach dem Campo Vaccino, ehedem nach dem Foro gewandt. Die östliche Spitze, welche heut Santa Maria in ara Celi trägt, war das eigentliche Kapitol, wo der Tempel des Jupiter Kapitolinus stand; die westliche Spitze war die Arx oder Citadelle. Manche kehren die Sache um, wider alle Wahrscheinlichkeit, da die Citadelle sich mit allem Recht die weit größere östliche Spitze zueignet, allwo sich z. B. in dem unglücklichen Kampfe mit den Galliern bey weitem mehr Römer bergen konnten; sie ist überdies weit stärker, und war dem Andrange des Porsenna vom Janiculum aus, so wie auch den Galliern mehr ausgesetzt; die östliche Spitze faßt nur eben Santa Maria in ara Celi und einige unbedeutende Gebäude, während auf der andern eine ganze Gasse liegt. Auf dieser westlichen Spitze mag ferner die berüchtigte rupes Tarpeja zu suchen seyn. Steigt man gegen Westen die Treppe zwischen dem Palast der Conservatoren und des Senatore hinauf, so tritt man eben in jene Gasse, die voll nichtswürdigen Lumpengesindels steckt. Ein altes Weib, die nicht anders aussahe, als ob sie zu Macbeths Hexen gehörte, nahm uns sogleich in Empfang und schrie uns an, ob wir den tarpejischen Felsen sehen woll=

*) Auch im Museum des Vaticans beweisen viele Thiere, und in Florenz die herrliche Sau am Eingange, daß die Alten auch Meister dieser Formen waren.

ten, dabey erinnerte sie uns in einer Minute an alle besonders merkwürdige Todesurtheile, die hier vollzogen worden wären, und sprach vom König der Sabiner Tatius, allen Consuln und Kaisern so vertraut, als ob sie ihre Vettern gewesen wären. Am Ende der Straße wurden wir über eine Treppe hinauf durch den Söller eines Hauses in ein kleines Gärtchen geführt, von dem eine himmlische Aussicht auf die Tiber und die Ruinen umher uns erfreute. „Sehet hier den Tarpejischen Fels,“ rief die Alte, und in der That, an Gelegenheit zum Halsbrechen fehlt es auch jetzt hier durchaus nicht, noch weniger ehedem, wenn man bedenkt, daß durch Schutt das Thal bedeutend ausgefüllt worden und dieser Fels dennoch jetzt weit über die Giebel der untenliegenden Häuser hinweg sieht. Da es übrigens erwiesen ist, daß vom Forum ein Weg auf den Tarpejischen Felsen führte, und eben am Fuß dieser Terrasse das alte Forum liegt, so ist sie allerdings höchst wahrscheinlich die wirkliche rupes Tarpeja, von der die Uebelthäter herabstürzten. Andere setzten sie, ohne besondern Grund, auf den nördlichen Theil dieser Westspitze hinter den Palast Caffarelli, am Ende der Gasse, welche vom Platz des Marc Aurel an der Nordseite des Palastes der Conservatoren vorbey führt, und von wo aus man nach St. Peter sieht. Auch hier konnte man die Delinquenten auf die bekannte Manier abthun, sie mußten sich sicher zu Tode fallen.

Das noch heute nicht ausgefüllte Thal endlich, welches zwischen diesen beyden Hörnern des Kapitolins liegt, und wo eben heute jene drey Paläste stehen, hieß das Intermontium. Es ist dieses der eigentliche Clivus Kapitolinus, auf dem rechts und links jene beyden Kuppen standen,

denn daß der Clivus Kapitolinus vom eigentlichen Kapitolium verschieden war, ist daraus klar, daß, wie die Alten sich häufig ausdrücken, ein Weg vom Forum über den Clivus nach dem Kapitol führte, welches die westliche Spitze des Kapitolins war, zu der die Triumphirenden zogen; und wenn die Schriftsteller des Alterthums das Kapitol, den Kapitolin, und die Burg nicht sorgfältig unterscheiden, so kommt dies theils von dem engen Raum her, auf den diese Gegenstände zusammen gedrängt waren, theils von der unendlichen Unbestimmtheit, mit der sie sich über topographische und geographische Gegenstände gewöhnlich auszudrücken pflegen.

Will man es übrigens erklärlich finden, wie auf einem so kleinen Raum, denn mehr als etwa hundert Schritt Breite, und drey hundert und funfzig Schritt Länge faßte der Kapitolin mit den beyden Spitzen keinesweges, eine solche Menge von Gebäuden Platz haben konnte, denn, wie alte Schriftsteller und neue Antiquare behaupten, sollen hier noch außer den Tempeln des Jupiters Vejovis, der Juno und anderer Gottheiten auch das Archiv, ein Athenäum, eine Bibliothek, andere öffentliche Gebäude und zwey Triumphbogen gestanden haben, so muß man bedenken, daß erstlich mehrere dieser Gebäude nicht gleichzeitig existirten, und daß sie zweytens alle höchst wahrscheinlich nach einem sehr kleinen Maßstabe gebaut waren. Dies beweisen die noch übrigen Reste von römischen Tempeln und ähnlichen Gebäuden. Die drey großen Hallen an der ehemaligen Via sacra, sie mögen nun dem Friedenstempel, den Vespasian, nach Aussage der alten Scribenten, zum größten und prächtigsten Roms machte, oder einem andern öffentlichen Gebäude angehört haben, bilden eine der größten

Ruinen ihrer Art, und dessen ungeachtet sind sie kaum so groß, wie eine der Kapellen, die am St. Peter im Vatican hängen. Ferner, würde z. B. die noch stehende Ecke des Jupitertempels am Kapitolin nur etwa zehn Schritt fortgeführt; so müßte dieser Tempel mit der Colonnade des Concordientempels zusammen stoßen. Die Kirche des heil. Lorenzo in Miranda, eine der kleinsten und unbedeutendsten von ganz Rom, ist dennoch ganz so groß, als der berühmte Faustinentempel; die große Wirkung, die alle alten Gebäude auf Phantasie und Auge machen, ist wohl Ursache gewesen, daß man auch von ihren Maßen eine viel zu hohe Idee verbreitet hat. Der Tempel des Olympischen Jupiters in Girgenti (Agrigentum) war der kolossalste des Alterthums und so groß, daß er zwar nie fertig gebauet wurde, dessen ungeachtet aber alles zusammen strömte ihn zu sehen, und wie klein ist er gegen die größeren Kirchen Europas, des S. Peter gar nicht zu gedenken! Noch weit kleinlicher als die öffentlichen Gebäude müssen die Wohnhäuser gewesen seyn, welches wir bei Pompeji am deutlichsten sehen. Die Alten müssen zu Hause so zu sagen wie Schweine über einander gelegen haben. Man sollte deshalb vor Besichtigung der Alterthümer allen ausschweifenden Ideen sorgfältig die Flügel beschneiden. Uebrigens befindet sich noch eine sehr bedeutende Menge Häuser, die drei öffentlichen Paläste, der Palast Caffarelli, eine ganze Gasse, die Kirche Santa Maria in ara Celi, nebst einigen kleinen Gärtchen auf dem Kapitolin und machen so die Menge aller kleinen Gebäude, die hier gestanden haben sollen, wahrscheinlich.

Man behauptet, daß die antiken Säulen, welche in der Kirche S. Maria in ara Celi stehen, dieselben seyen

die Sylla aus Athen, den Tempel des Kapitolinischen Jupiters zu zieren, habe bringen lassen. Dies aber scheint nicht wahrscheinlich, da die Pracht des Perikleischen Zeitalters die athenienſischen Tempel reichlich mit Marmor ausgestattet hatte, und Sylla dagegen nicht bloße Granitsäulen so weit hinweg geführt haben würde. Die Römer waren um diese Zeit schon viel zu gut mit den Griechen bekannt, als daß sie nicht selbst in Rom Meister gehabt haben sollten, die solche Säulen hätten verfertigen können. Ihre Länge und Dicke ist übrigens sehr ungleich; einigen hat man das Fußgestell abgeschlagen (oder sie hatten auch vielleicht gar keines) allen Kapitelle aufsetzen müssen; einige sind durchbohrt, zu welchem Ende, ist schwer zu sagen; um des Transports willen, wie manche behaupten, wahrlich nicht. Zwey sind gerieft.

Die berühmte Columna rostrata, durch welche der entscheidende Seesieg des Duilius verherrlicht wurde, steht im Palast der Conservatoren, ist ohne das Fußgestell höchstens drey Ellen lang, und die Schiffsschnäbel sind ein Paar Spannen groß. Weder sie selbst, noch das Fußgestell ist, wie man allgemein behauptet, echt. Das Latein der Inschrift und die sehr ausgebildeten Schriftzüge beweisen dies: denn während man diese Inschrift sehr bequem lesen und verstehen kann, hält man die auf dem Scipionischen Grabe im Palast Barberini, die also jünger wäre, eher für arabisch, als für Latein, bis man vertrauter mit Schrift und Sprache geworden ist. Auch sind Säule und Gestell von verschiedenem Alter; und jene wurde schon einmal zu Ciceros Zeit, da die rechte verloren war, nachgemacht.

Die Süd = oder eigentliche Hauptseite des Kapitolins muß gegen das Forum hinab sehr steil gewesen seyn, da

die stehenden Säulen des Jupiter = und Concordientempels, auf dem Abhange des Kapitolins, selbst noch heute hoch liegen, während der schon auf dem Forum stehende Triumpfbogen des Septimius Severus, welcher von jenen Tempeln keine zwanzig Schritte entfernt ist, tief in den Boden versenkt steht. Es ist daraus erklärlich, warum der Hauptaufgang auf den Kapitolin eine Treppe seyn mußte, wenn er bequem seyn sollte, und warum der Aufgang zum Tarpejischen Felsen dagegen sehr steil und beschwerlich war.

Steigt man gegen den Triumpfbogen des Septimius Severus herunter, so trift man links auf die Kirche St. Giuseppe, unter der St. Pietro in Carcere liegt. Kaum hatten wir uns der Kirche St. Giuseppe genähert, als uns schon ein kleiner fixer Junge entgegen schrie: Meine Herren, wollt ihr etwa das Tullianische Gefängniß sehen? und sogleich erfolgte die Historie von der Strangulirung der Catilinarischen Verschwornen. Wir traten in St. Giuseppe ein, und ein Bild der höchsten Toleranz zeigte sich unsern Blicken: ein alter Mann schlief in einem Beichtstuhl, ein Hund lag wedelnd auf einem Betstuhl, und eine Katze lief knurrend auf dem Altar umher. Unser kleiner Cicerone sprang leichtfertig auf den Altar, nahm, uns zu leuchten, zwey Kerzen herab, und nun stiegen wir in das schauervolle Loch, wo der heil. Peter gefangen saß, und sahen den Block, an den er geschmiedet war, so wie die Quelle, die er hervor gebracht haben soll. Diese Gewölber sind aus ungeheuern Werkstücken ohne Mörtel gemacht. Tullus Hostilius soll bekannter Maßen diese Gefängnisse angelegt haben, und in ihnen wurden eben die Mitverschwornen des Lucius Catilina erdrosselt, und dann ihre Leiber in ein anderes Loch, die Robur, gestürzt, und wirklich gibt es un=

ter St. Pietro in Carcere noch ein zweytes unterirdisches Geschoß, in welches aus dem obern herab ein kleines rundes Loch führt, durch das allenfalls ein menschlicher Leichnam geschoben werden könnte; doch mag es auch zum Darreichen der Speise gedient haben, auf alle Fälle ist es schwerlich neue Arbeit. Vielleicht machte man es eben so klein, damit man es leicht verdecken konnte, um das obere Geschoß vor dem Gestanke der verwesenden Delinquenten zu sichern. Ist es wirklich der Carcer Tullianus, dann ist es beynahe die älteste Antiquität Roms. Vielleicht ist es renovirt und dann zu Ciceros Zeiten bey Gelegenheit der Verschwörung des Catilina gebraucht worden.

In dieser Gegend des Kapitolins soll auch die Seufzertreppe, scalae gemitus oder gemonianae, gelegen haben. Allein weder ihr Zweck noch ihre Lage sind uns klar geworden. Sollten sie nach den schweren Seufzern benannt seyn, die die vom Tarpejischen Fels herab zu stürzenden, wenn sie den letzten Weg erklimmen mußten, ausstießen, so können sie natürlich nicht hier gelegen haben, sondern auf der Westseite des Kapitolins. Nach andern dienten sie blos dazu, die Körper der Hingerichteten zur Schau hinzuwerfen; da dies aber auch auf der Seite, wo sie den Tod erlitten, geschehen konnte, und sich wohl nirgends eine entscheidende Spur derselben wirklich vorfindet, so scheint man sie mit mehr Grund auf der Westseite gegen den Tarpejischen Felsen suchen zu müssen.

Was die alten Aufgänge vom Forum auf den Kapitolin betrift, so möchte es sehr schwer seyn, sie alle auf sichere Punkte fest zu legen. Noch heute gibt es deren mehrere, fast alle aber laufen rechts und links vom Palast des Senatore auf das Intermontium, d. h. den Platz

hinauf, auf dem die Ritterstatue des Marcus Aurelius steht. Der östlichste war die Via triumphalis, deren Lage wohl unzweifelhaft ungefähr dieselbe war, welche die heutige Straße dort einnimmt; der Triumpfbogen des Septimius Severus, der gerade vor derselben lag, und von welchem man dann wieder, in gerader Richtung über das Forum weggehend, in die Via sacra, die nach dem Amphitheater führte, eintraf, setzt jene Vermuthung außer Zweifel. War der Triumphirende durch jenen Weg auf dem Rücken des Kapitolins angelangt, so wendete er sich rechts hinauf aufs Kapitol zum Tempel des Jupiter Capitolinus.

Wir wissen ferner gewiß, daß ein anderer Weg gerade vom Forum nach der Citadelle führte, der also der westlichste von allen war. Da nun dieser Steg nicht unmittelbar über den steilen Abhang des Kapitolins gegen die Tiber zu hinauf gehen konnte, doch aber noch vom Forum ausging: so muß er nothwendig in der Gegend von St. Maria della Consolazione angefangen, und von da, ungefähr wie der jetzige schlechte Pfad, der sich zwischen den Häusern durchwindet, gerade nach der Arx geführt haben. Alles ist jetzt hier mit Häusern und Baraken bedeckt, und schwerlich läßt sich seine Lage ganz genau angeben.

Zwischen beyden ging ein dritter Weg. Es fragt sich, wo dieser ungefähr hinzulegen sey. Die Stellung der Colonnade des Concordientempels und die noch existirenden Stufen zum Aufgange desselben, zeigen deutlich, daß dies die Vorderseite des Tempels, dieser also gegen Osten gerichtet war, und sich folglich nach Westen hinaus dehnte; ferner zeigen die drey Eckſäulen des Jupitertempels, daß derselbe eine Seite gegen Morgen, die andere gegen Mit-

tag zu hatte, und dem gemäß seine süd-westliche Ecke gegen die nordwestliche des Concordientempels anstieß. Wollte man nun annehmen, daß jener dritte Weg östlich beym Jupitertempel vorbey gegangen wäre, so fiele er beynahe ganz mit der Via triumphalis zusammen; da er nun aber auch nicht zwischen dem Jupiter- und Concordientempel, als welche zusammenfließen und durchaus keinen Raum für einen Weg übrig ließen, mitten hindurch gehen konnte, auch immer nur wenige Schritte von der Via triumphalis entfernt gewesen seyn würde: so lag der dritte Weg offenbar hinter dem Concordientempel, d. h. westlich von demselben, wo noch heut ein Weg hinauf geht; daraus folgt aber nicht, daß es gerade derselbe sey. Indessen kann er doch nicht viel westlicher gelegen haben, da ausdrücklich gesagt wird, er wäre über den Clivus Capitolinus gegangen, und dann war er doch ohne Zweifel eine Strecke von dem Wege nach der Citadelle entfernt.

Ist man vom Kapitolin herab gestiegen, so tritt man auf das Campo Vaccino, welches gewöhnlich das Forum Romanum genannt wird, eine Benennung, die etwas unpassend ist, indem sich das heutige Campo Vaccino gegen Süden weiter erstreckt, als das ehemalige Forum; gegen Abend dagegen ein Stück schmäler ist. Beyde waren längliche Vierecke, nur liegt jetzt das Campo Vaccino in Bezug aufs Forum gerade verkehrt, so daß die lange Seite des heutigen Platzes in der Richtung der breiten Seite des Forums liegt.

Wir wollen zuerst einige Punkte zu gewinnen suchen, um die Gränzen des ehemaligen Forum mit einiger Sicherheit angeben zu können. Zwischen St. Pietro in Carcere und Santa Martina geht eine Gasse, gegen Nord-Ost,

heut Strada die Marforio. Man hält sie mit Recht ungefähr für die Via Mamertina, die aufs Forum ging, da sie bey dem Carcer Mamertinus oder Tullianus vorbey geht, denn es scheint beynahe keinem Zweifel unterworfen, daß eben jene Ruine unter St. Giuseppe dem alten Gefängnisse angehört. Hier also war die nordöstliche Ecke des Forums, denn der ganz nahe dabey stehende Triumpfbogen des Septimius Severus stand schon auf dem Foro.

Geht man in gerader Linie gegen das Amphitheater fort, so trift man auf die Apothekerkirche des heil. Lorenzo in Miranda, die von dem noch stehenden Porticus des Faustinentempels eingeschlossen wird. Dieser Tempel stand, wie wir wissen, nicht mehr auf dem Forum, sondern demselben sehr nahe in der Via sacra. Ferner hat die Kirche, welche neben Santa Martina liegt, und St. Adriano heißet, noch eine antike, aufs Forum zu gewandte Vorderseite, weshalb manche Alterthumsforscher in ihr den Saturntempel oder gar sehr kühn die Basilica des Paulus Aemilius, die beyde am Foro lagen, zu entdecken glauben; und da nun endlich das Forum des Augusts und Cäsars beyde dem Forum Romanum sehr nahe waren, und wir ihre wenigen Reste ganz nahe hinter den Häusern zerstreut finden, die die Ostseite des Campo Vaccino ausmachen: so ist wohl kein Zweifel, daß eine von St. Pietro in Carcere bis zum Faustinentempel gezogene Linie die östliche Begränzung des alten Forum ziemlich genau angeben wird.

Stellt man sich nun mit dem Rücken gegen den Faustinentempel und sieht gegen den Palatin hin, so wird man finden, daß diese Linie gerade noch nördlich am Fuß des Palatins vorbey läuft. Dies ist, nothwendiger Weise, die

wahre Südgränze des Forum, und kann deshalb nicht südlicher gelegt werden, da das Forum eben zwischen dem Kapitolin und Palatin lag, keinen von beyden Hügeln aber mit einschloß. Aus demselben Grunde ist klar, daß die drey Säulen, welche vor St. Maria Liberatrice stehen, unmöglich in der Mitte, wie Volkmann und andere behaupten, sondern an der südlichen Gränze des Forums gestanden, und daß sie dem gemäß, wenn nicht der alten Curia Hostilia, doch wohl etwa dem Tempel des Jupiter Stator, wie einige wollen, oder dem Comitium, Gebäude, die nach Aussage der alten Scribenten an jener Ecke des Forum lagen, angehört haben. Die Höhe, Pracht und Lage dieser Säulen bekräftiget das Gesagte. Die nach dem Kapitolin zugewandte Seite der Kapitelle zeigt, daß das Gebäude seine Vorderseite eben dahin richtete, und sich nach dem Colosseum zu ausdehnte; ferner ist klar, daß die Säulen nicht Ecksäulen waren, sondern das Gebäude zu beyden Seiten fortlief. Da nun überdies ihre Höhe und Schönheit auf die Größe und Pracht des Gebäudes, dem sie angehörten, schließen läßt, so kann man wohl annehmen, daß sich dasselbe so weit gegen den Faustinentempel herüberzog, daß die östliche Ecke desselben mit dem westlichen Rande des Severischen Triumpfbogen in eine Linie fiel. Oder wenn man dieß nicht annehmen will, so konnte zwischen diesem Punkt und jenem Gebäude noch Raum für die so genannte Gräcostasis übrig bleiben, die in dieser Gegend des Forum gelegen haben muß. An jenem Punkt aber, d. h. am Durchschnitt einer von der westlichen Kante des Severischen Triumpfbogens südlich gezogenen Linie, und der nach dem Faustinentempel zugekehrten Ecke des großen Gebäudes, zu dem die drey Säulen gehörten, oder der

Gräcostasis bis herüber zum Faustinentempel, lag die Mündung der Via sacra, die vom Colosseo nach dem Forum ging. Hier muß auch der Triumpfbogen des Fabius gestanden haben, durch den man, wie die Alten berichten, aus der Via sacra ins Forum eintrat, und diesem gegenüber, in gerader Richtung beym Aufgange auf den Kapitolin, lag dann der Triumpfbogen des Septimius Severus. Dies scheint also die Südgränze des Forum gewesen zu seyn.

Leichter ist die Nordgränze zu bestimmen, da sie von St. Pietro in Carcere ausgeht, zwischen dem Triumpfbogen des Septimius Severus, der auf dem Foro lag, und dem Tempel der Concordia, der schon auf dem Kapitolin stand, hindurch laufen mußte, und sich nicht wohl über S. Maria della Consolazione oder delle Grazie hinaus erstrecken konnte, da diese Kirchen gerade unter die Gegend des Tarpejischen Felsens treffen, zu welchem, wie wir gesagt haben, noch ein steiler Weg vom Forum führte, der also ziemlich gerade gewesen seyn muß. Zöge man nun von hier aus rechtwinklicht eine Linie gegen den Palatin, so würde sie sich mit der vom Faustinentempel herüberkommenden Südgränze etwa bey San Teodoro schneiden. Weiter hinaus läßt sich die Gränze nicht legen, denn diese Kirche, deren antike Substrukzionen einem Romulustempel angehören sollen, steht schon auf dem Palatin. Zugleich aber läßt sich denken, wie von hier auf der südwestlichen Ecke des Forum bis zur Mündung der Via sacra die große Curia Hostilia, das Comitium (zu einem dieser Gebäude gehörten also vermuthlich jene drey Säulen vor S. Maria Liberatrice) die Rostra und die Gräcostasis Raum haben konnten.

So bildete dem gemäß das Forum ein Oblongum zwischen den vier Gränzpunkten S. Pietro in Carcere, S. Lorenzo der Apotheker, S. Teodoro und S. Maria della Grazie oder della Consolazione. Die Länge dieser Fläche von Osten nach Westen beträgt ungefähr zwey hundert und funfzig, die Breite von Norden nach Süden ein hundert und funfzig gute Schritte; also hat das heutige Campo Vaccino, dessen Länge von Norden nach Süden geht, gerade die entgegengesetzte Lage. Alles wird verwirrt, wenn man, wie Volkmann und andere, die Kirche Santa Maria Liberatrice unzulässiger Weise in die Mitte des Forum stellt.

Noch bleibt uns der Theil des Campo Vaccino und der anstoßenden Gegend übrig, welcher zwischen dem Fuß des Palatin und Esquilin hin bis ans Colosseum geht. Er faßte im Alterthum zwey Gassen, die Via sacra und den Vicus sandalarius, die ziemlich parallel neben einander her vom Foro nach dem Colosseo zu liefen. Letztere ist ziemlich leicht zu bestimmen. Der Palatin und Substrukzionen deuten die westliche Linie derselben genau an, so wie andere Ruinen die östliche; zwischen beyden bleibt gerade Raum für eine Gasse; Breite und Richtung wird durch den Triumpfbogen des Titus angegeben, doch ging sie noch jenseit desselben gegen das Forum zu, nur nicht, wie es scheint, bis ganz an dasselbe an, wie die Via sacra, sondern das Vulcanale ein kleiner diesem Gott geheiligter Platz, machte erst den Uebergang aus dem Vicus sandalarius ins Forum. Die Meta sudans lag folglich gerade am Eingang dieser Gasse, und durchaus nicht vor der Via sacra, wie einige unüberlegt angeben.

Die Via sacra muß ohne Zweifel von dem Faustinentempel oder S. Lorenzo in Miranda vom Forum aus,

bey S. S. Cosimo und Damiano, dessen vorderer, runder Theil und halb versenkte Säulen römischen Ursprung beurkunden, und dem so genannten Friedenstempel vorbey, zwischen Santa Francesca Romana oder S. Maria nuova und dem Fuß des Esquilin hindurch, gegen das Colosseum zu gegangen seyn. Unzählige Ueberreste von Mauern, Säulen und Gewölben, deren Spitzen hier hervorragen, denn ihr Fuß soll dreyßig bis vierzig Schuh tiefer, als die heutige Gasse auf dem alten Boden der Via sacra ruhn, liegen zwischen dem Vicus sandalarius und dieser Linie der Via sacra, besonders aber hinter der Kirche Franzesca Romana nach dem Colosseum zu, ferner die Reste des Doppeltempels, den einige der Venus und der Roma, andere dem Sol und der Luna, noch andere dem Serapis und der Isis zuschreiben, und sondern so beyde Straßen unverkennbar von einander ab. Daß aber die östliche die Via sacra war, beweiset außer der größern Breite der Gasse und der Pracht der Ruinen, besonders der Faustinentempel, der an ihr lag, und auch die drey Bogen, wenn sie dem Friedenstempel des Vespasian angehörten. Die Via sacra war demgemäß keine ganz gerade Straße, sondern wandte sich vom Colosseo bis zum so genannten Friedenstempel etwas von Osten nach Westen und lief dann erst in gerader Richtung aufs Forum. Sie war auch eben nicht lang, denn ihre Länge vom Faustinentempel bis zum Colosseo beträgt höchstens drey hundert und dreyßig Schritt. Der am Ende der Via sacra liegende Doppeltempel des Sol und der Luna dient sehr dazu die Mündung dieser Gasse zu unterscheiden. Seine Lage trift auf ein Haar mit der Aussage der alten Scribenten überein, daß er nämlich an derselben liege und man von ihm herab,

auch liegt er wirklich sehr hoch, das ganze Colosseum übersehen könne. Diese Straße war mit dem Vicus sandalarius durch eine Quergasse, Sacriportus genannt, verbunden, die nothwendig vor Santa Franzesca Romana gelegen haben muß.

Zwölftes Kapitel.

Die Kaiserpaläste.

Keiner von allen zwölf Hügeln Roms gewährt so unendlich malerische Aussichten als der Palatin. Man mag ihn besteigen von welcher Seite man will, überall ist man von den erhabensten Trümmern des alten Roms umringt. Das Kapitol, das Forum, die Via sacra, die Thermen des Titus, das furchtbare Colosseum, Konstantins Triumpfbogen, die Klaudische Wasserleitung, selbst von ferne die Antoninischen Bäder, die Erinnerung an die große Rennbahn, die gelbe Tiber und das Janiculum umgeben uns mit einem unsterblichen Kranze wundervoller Denkmäler, und war es daher nicht natürlich, daß August seinen väterlichen Hügel zu verschönern anfing?

Wir stiegen unfern Madonna de' Cerchi, der großen Rennbahn gegenüber, auf eine hohe Terrasse der Kaiserpaläste, die sich über die kühnsten Bogen der Architektur leicht hin legt. Noch ist der alte aus kleinen Steinchen zusammen gesetzte Fußboden kenntlich; vielleicht ging Nero von hier aus nach dem Circus, oder gab von hier das Zeichen zum Anfang der Kampfspiele. Die Epheuumrankten Ruinen von Nero's goldenem Hause um uns her, durchwachsen von tausend duftenden Lack- und Levkojensträuchern und andern

Blumen, die niemand hierher gepflanzt hat; Pinienhaine und Orangegärten in der üppigsten Fülle südlichen Wuchses unter uns; von ferne die blauröthlichen Sabinergebirge, jenseits die Königin Roms, die Kuppel vom St. Peter mit unglaublichem Stolze in den Lüften prangend, und alle diese Herrlichkeiten unter dem blau und goldnen Dache des italiänischen Himmels — wir schwammen gleichsam, wie Ruggieri im Palaste der Alcina, in einem Meer von Wonne bis an die Lippen versenkt. Da, wo sonst die römischen Imperatoren gewandelt hatten, lagerten wir uns voll Lust, breiteten unsere Charten aus, und waren bald in der ganzen Gegend heimisch geworden.

Nirgends ist es möglich, alle Ruinen der Kaiserpaläste mit einem Blick zu übersehen; der Palatinische Hügel ist mit ihnen bedeckt. August, der hier geboren war, (noch zeigt man die angeblichen Reste seines väterlichen Hauses) Nero und die spätern Kaiser bis auf Theodorich verschwendeten hier unermeßliche Summen. Neros goldnes Haus, das sich nicht mit diesem Hügel allein begnügte, ist bekannt genug; Tacitus nennt das übrige Rom ein Anhängsel zu diesem Palaste. Noch heute, da alles in dem verworrensten Ruin durch einander liegt, zeigen die enormen Substrukzionen, die Ruinen hoher Hallen und unzähliger Gemächer, daß diese Gebäude mit zu den größten der Welt gehörten. Es ist übrigens wohl völlig unmöglich, sich von dem Zusammenhang und Plan des Ganzen eine nur irgend klare Idee zu machen, auch muß man zweifeln, ob überhaupt die Alten selbst bey diesen Bauten einen allgemeinen Plan hatten, oder ob sich die verschiedenen Pläne, bey so vieler Zerstörung, nicht labyrinthisch durchkreuzten. Sollte einst der Vaticanische Palast mit seinen eilf tausend Ge-

mächern in solchem Graus durch einander liegen, wer würde sich in den Plan desselben finden? So viel scheint indeß klar zu seyn, daß man sich unter dem Kaiserpalast nicht ein ununterbrochenes, sondern von vielen Höfen, Gärten und freyen Plätzen durchschnittenes Gebäude denken muß. Dies beweisen die Ruinen selbst, die bald in ungeheuern Massen und Klumpen zusammen liegen, dann wieder ganz freye Plätze liegen lassen, wo jetzt Häcke und Grabscheit walten, ohne auf Trümmern zu stoßen.

Ferner ist ohne Zweifel ein Theil dieses Gebäudes unter der Erde gewesen. Die Substrukzionen nämlich gehen so tief herunter, daß es undenkbar ist, der Schutt hätte sich, dazu auf einem Berge, erst nachher so ungeheuer gehäuft und alles bedeckt. Im niedrigsten Theil der Stadt, auf dem Foro und dem Colisseo, ein Theil, der wie keiner so unerhört durch Feuer und Verwüstung aller Art gelitten, wo Neros goldnes Haus zum Theil begraben liegt, wo sogar zur Zeit der Päpste, man erinnere sich des Cola Rienzo, und seiner Anhänger, die aus dem Colisseo eine Festung machten, förmlich geschlagen, gesengt und gebrannt wurde: hier liegt der Schutt nicht höher als etwa dreyßig bis vierzig Fuß. Dazu kömmt, daß Höhen sich eher durch die Tagewasser abgespühlt verflachen; und wie sollte nun hier auf einem Berge, der nur diesen einen Palast trug, den auch noch Theodorich, der Ostgothe, ausbessern ließ, sich das Erdreich an ein Paar hundert Fuß erhöhet haben? Die Beleuchtung dieses untern Geschosses mußte freylich blos künstlich seyn, indessen war dieß, wie wir bald sehen werden, in den ungeheuren Thermen Roms auch nothwendig der Fall.

Die noch am besten erhaltenen Ueberreste sind die Bäder der Livia in der Villa Farnesiana und die des August oder Nero in der angränzenden Villa Magnani, ehedem Spada. Diese Bäder der Livia bestehen in zwey unterirdischen mit Gold getäfelten und mit Gemälden ausgezierten Kammern, wie noch die Reste zeigen. An den Wänden gehn senkrechte Röhren herab, die vielleicht das Wasser in die Wannen leiteten. Das Getäfel ist das gewöhnliche achteckige, wie wir es auch in der Rotonde, dem Friedenstempel St. Bernhardin, sonst das zu Diocletians Bädern gehörige Caldarium und an vielen andern Orten sahn.

Weit interessanter sind die sogenannten Bäder des Augusts oder Nero, denn es scheint nicht auszumitteln zu seyn, nach welchem Kaiser sie eigentlich benannt werden sollten. Sie scheinen aber sicherlich keine Bäder zu seyn; die römischen Ciceroni geben sie für die academia delle belle arti des Nero aus; mit welchem Grunde, ist uns nicht klar geworden. Auf einer modernen Treppe steigt man tief in die Erde hinab, und tritt dann sogleich in ein wunderschönes und sehr wohl erhaltenes Gemach ein. Es ist eine achteckigte Rotonde, so wie mehrere Säle im Vatican, die nach antiken Mustern erbaut sind; vier Ecken bilden Hallen mit hohen Bogen überwölbt, die bis zum Boden herab gehen, der wohl nicht viel tiefer, als etwa der heutige war. Aus jeder dieser vier Nischen gehen Thüren, — es können also nicht, wie man leicht glauben dürfte, Statüen darin gestanden haben, theils nach anderen Gemächern, theils nach den diese Rotonde umgebenden Gängen. In den vier andern geraden Ecken des Gemaches sind auch Vertiefungen, die ohne überwölbt zu seyn, geradlinigt

zurücktreten, ausgenommen jedoch die eine Seite der Rotonde, an welcher man zur Unterstützung des alten Gemäuers eine halbcirkelförmige Mauer angesetzt und also dadurch die geradlinigte Nische bedeckt hat; die Decke ist ein einfaches Gewölbe mit einer runden Oefnung, wie im Pantheon; das Ganze trägt den Ausdruck stiller Einfachheit und hoher Majestät, wie selten ein Gebäude.

Weniger gut erhalten sind die beyden anstoßenden Säle, auch ist die Decke fast ganz eingestürzt. Die Bauart ist sonst dieselbe, wie im vorigen Gemach. Spuren von Fenstern oder sonst einer lichtbringenden Oefnung, außer der im Deckengewölbe, wie man doch viele in den obern Ruinen findet, trift man hier nicht. Ohne Zweifel liegen noch mehrere ähnliche Säle hier, denn um diese Hallen herum geht ein Corridor, der am Ende der drey Säle noch keinesweges zu Ende ist. Es scheint, daß da, wo heut die moderne Treppe liegt, ein anderer Saal und dahin zu vielleicht noch mehrere waren, wenigstens geht nach dieser Richtung der Corridor, der die Zimmer umfängt, weiter fort, ist aber gänzlich mit Schutt ausgefüllt.

Dreyzehntes Kapitel.

Ueber die Ruinen der drey römischen Thermen im Allgemeinen.

Es ist allerdings sehr nothwendig bey Bereisung der Stadt Rom einem gewissen Plan zu folgen und eine Region nach der andern zu studiren, um ein topographisch richtiges Bild zu gewinnen, doch wäre keinem zu rathen, die höchst verworrene Eintheilung in die einzelnen Quartiere

oder Rioni, die auch unglücklicher Weise Herr Volkmann in seinen Nachrichten über Italien beybehalten hat, als Norm anzunehmen; viel klarer scheint es, die Bezirke der zwölf Hügel sich selbst einzutheilen, und nach einander kennen zu lernen. Die Mauern des heutigen Roms umfassen nämlich, außer den bekannten sieben Hügeln des alten Roms, noch den Monte Citorio, mons citatorius, Monte Pincio, oder collis hortulorum, Monte testaccio, oder mons testaceus, das Janiculum und den Vaticanischen Hügel. Es dürfte indeß bisweilen nöthig seyn, aus einer Region in die andere überzuspringen, und Ruinen, die einander wechselseitig erklären, zusammen zu sehen. Ganz besonders ist dies mit den drey Thermen des Titus, Caracalla und Diocletian der Fall. Das Schicksal hat in dem einen erhalten, was die Zeit in dem andern zerstört hat und aus der Vergleichung und Zusammenstellung aller drey kann man sich einen ziemlich deutlichen Begriff vom Umfang, Einrichtung und Zweck römischer Thermen machen.

Diese Bäder scheinen, so viel man aus allen Ruinen überhaupt schließen kann, im Allgemeinen folgende Einrichtung gehabt zu haben. Ihr Grundriß stellt ein Viereck dar, an dessen Seiten die kleinen Badstuben lagen und zwar gewöhnlich in einem unterirdischen Geschoß wie Souterrains, oft weit hinein, wie in den Antoninischen Bädern, durch Gänge, wie Bergwerksstollen, verbunden, und ohne alles Licht. Wir finden auch, daß fast alle Privatbäder der Alten Souterrains waren, wie wir denn dergleichen auch häufig in Syracus und Catanien gesehen haben, die offenbar unter dem Nivell des übrigen Bodens liegen und nicht erst durch Erhöhung des Erdreichs unterirdisch geworden sind. Dies gilt auch von den Bädern der Livia

auf dem Palatin, sie mögen nun angehören wem sie wollen. Vor diesen Badstuben aber zog sich bisweilen ein Säulengang oder Corridor der Länge nach hin, wenigstens zeigen dies in den Antoninischen Bädern deutliche Spuren an der östlichen Seite, der einzigen, an der man Ruinen von Badstuben findet. Da nun aber diese Thermen in einem ungeheuer weitläuftigen Style angelegt waren, so blieb natürlich in der Mitte des Vierecks, an welchem die Badegemächer lagen, ein sehr bedeutender Zwischenraum übrig. Diesen füllen Hallen und gewölbte Gänge aus, die parallel mit einander laufen, und von parallelen, transversalen Gängen durchschnitten werden. Hier ging man spazieren, besonders wohl das gemeinere Volk, welches nicht mehr als seinen *) Quadrans für das Bad zahlen konnte. Eine Inschrift, die man in einem solchen Gange in den Bädern des Titus liest, und die den Zorn der zwölf erhabenen Götter auf den herab wünscht, der diesen Gang verunreinigen würde, scheint dies anzudeuten; dazu kam noch, daß diese Gänge ganz finster waren und zur allgemeinen Verbindung dienten. In ihnen mögen denn auch reinlichere und prunkvollere Gemächer für die Reicheren angelegt gewesen seyn, wie sich denn eins derselben in den Bädern des Titus vorfindet. Diese Gänge nun sammt den Badstuben bilden das in der Erde als Souterrain angelegte Geschoß. Allein nichts ist sonderbarer, als daß man in keinem einzigen dieser Gemächer und Gänge, wenigstens in den Bädern des Titus, in welchen man noch am meisten von diesem Erdgeschoß sehen kann, nur eine Spur

*) dum In quadrante levatum ibis.

Horat.

von Fenster oder Licht bringender Oeffnung bemerkt, denn alles dergleichen, was man jetzt sieht, ist neugemacht. Sollten diese ungeheuern Gebäude blos künstlich erleuchtet worden seyn, so würde dies enorme Summen gekostet haben, und am Ende hätte man doch nicht viel gesehen, wenigstens nichts von den kleinen Gamälden und Landschaften, die auf eine unbegreifliche Weise, manchmal freylich etwas niedriger, manchmal aber auch so hoch am Gewölbe dieser stockfinstern Gänge und Säle gemalt sind, daß nur die flammende Fackel der Cicerone ganz nahe an dieselben gehalten, sie mit einigermaßen hinlänglichem Lichte begießet. Das ganze unterirdische Geschoß sich taghell erleuchtet zu denken, scheint höchst chimärisch. Demungeachtet aber nöthigen uns nicht allein die unterirdischen Privatbäder der Alten, sondern auch die Bauart dieser Thermen, über denen eine ungeheurer Palast und Gemächer ohne Zahl aufgeführt waren, so daß in die mittlern Gänge durchaus kein Licht zu bringen war, endlich auch der völlige Mangel lichtbringender Oeffnungen dennoch künstliche Beleuchtung anzunehmen. Sie mag oftmals nicht besonders glänzend gewesen seyn, wenigstens nicht in den Gängen, die zu den Badstuben derer führten, die um einen Quadrans alle Bequemlichkeiten dieser ungeheuern Anstalten genießen wollten.

Ueber diesem unterirdischen Geschoß war gleichfalls im Quadrat, jedoch in einem kleinern, dessen Seiten mit denen des unterirdischen Stockwerkes zwar parallel liefen, indeß doch noch einen großen Zwischenraum übrig ließen, ein oberes Geschoß aufgeführt, das aus einer großen Menge von Sälen, Gängen, Zimmern und allerley Gemächern bestand, in welchen der Sammelplatz aller Zerstreuungen

und Uebungen war, die mit dem Baden nach römischem Brauch verknüpft waren. Mit ihnen hingen Gärten und freye Plätze, Ringschulen und Rennbahnen und dergleichen zusammen. Hier also war es, wo man spielte, las, spazierte, gymnastische Uebungen anstellte und sich auf tausend andre Arten die Zeit vertrieb. Der ungeheure Styl, in dem diese Gebäude angelegt waren, und die große Menge der herrlichsten Bildsäulen, die man hier ausgegraben hat, zeigen deutlich, daß diese Anstalten der Mittelpunkt römischer Pracht und Zerstreuungen waren, wie denn Constantin die hundert und zwanzig prächtigsten Marmorsäulen aus einem Stücke, mit denen er seine Basilica des heil. Paulus schmückte, alle aus diesen Bädern nahm. Das Baden selbst scheint nur Nebensache gewesen zu seyn, wenigstens sind die Badegemächer nicht allein am nachtheiligsten angebracht, sondern auch an Zahl und Pracht hinter allen übrigen Sälen und Gängen weit zurück. Daß aber den Römern diese Anstalten durchaus unentbehrlich waren, zeigt die Menge der Thermen, denn von vielen zerstörten sind nur noch drey in halb unkenntlichen Trümmern übrig, die oft gleichzeitig vorhanden waren, und die die Römer doch alle füllten!

Noch ist aber zu merken, daß so wohl im innern als auch im äußern Viereck, und zwar besonders an den Kanten mehrere halbrunde Hallen heraustreten, die nach innen zu geöffnet waren. Manche dienten vielleicht zu Unterhaltungssälen, wie die Nischen für Statuen zeigen. Theater sind es wirklich nicht gewesen, wie manche, z. B. von den Rundelen in den Bädern des Titus, vermuthen; denn sie sind sehr klein, und es findet sich keine Spur der Scenen und der Sitze. Sie mögen Kaldarien und Wasserbe-

hälter gewesen seyn, welches besonders einige solche runde Kostele in den Bädern des Titus wahrscheinlich machen, zunächst den so genannten Sette Sale. Aus diesem obern Geschoß führten Treppen in das Erdgeschoß herab, besonders nach den Badestuben was man deutlich aus den Thermen des Titus ersieht. Daß aber noch besondere Treppen, die heute allerdings nicht mehr vorhanden sind, aus dem obern Palast in die Hallen und Säle des unteren führten, ist an sich deutlich, da man sonst die Badenden sehr belästiget haben würde.

Man badete bekanntlich in Wannen, deren man sehr viele gefunden hat. Nur fragt sich, wie sie gefüllt und geleert wurden. In den ausgegrabenen Badestuben der Bäder des Titus sieht man noch heute die am Boden liegenden Ruinen, welche das gebrauchte Wasser bey Seite schaften. Nirgends aber entdeckt man noch eine Spur einleitender Kanäle, und doch versteht es sich von selbst, daß die Füllung so vieler Wannen nicht wohl durch Menschenhände bewirkt werden konnte. Deshalb legte man eben die Badestuben so niedrig an, um sie aus den hochliegenden Aquädukten zu versorgen. In den sogenannten Bädern der Livia sieht man noch jetzt die Einfüllungskanäle von oben herab kommen.

So viel kann man sich ungefähr aus den Ruinen der drey Thermen des Caracalla oder Antonin, des Titus und des Diocletians zusammen setzen; den Zweck und die Form der einzelnen Zimmer besonders angeben zu wollen, ist, wo nicht ganz unmöglich, doch allemal sehr gewagt. Wir erinnern uns nicht Reste solcher dreyeckigen Zimmer gesehen zu haben, in welchen die pila trigonalis beym Baden gespielt wurde.

Vierzehntes Kapitel.

Die Thermen des Antonin oder Caracalla.

Nach diesen allgemeinen Ansichten wollen wir nur noch weniges über die einzelnen Thermen insbesondere sagen. An der Ostseite der Thermen des Antonin oder Caracalla liegt eine Reihe halb verschütteter Gemächer, die, wie ein berühmter Antiquar Roms behauptet, Soldatenquartiere waren; da man indeß in einigen dieser Gemächer noch ganz deutlich die ableitenden Rinnen sieht, so zweifeln wir, ob es nicht die gewöhnlichen Badestuben seyen, die in den Bädern des Titus eben so in der äußersten Linie liegen. Der Eingang zu den Bädern soll in der Ründung gegen Norden gewesen seyn; allein es scheint nicht sehr wahrscheinlich, daß ein solches Loch der einzige Eingang zu so vielen Stuben und Gängen gewesen sey. Vor dieser östlichen Seite lief höchst wahrscheinlich ein Porticus oder Säulengang, oder etwas dem ähnliches, hin, weil der überstehende Rand an dem Deckengewölbe der Badezimmer, wie auch auf dem Boden liegendes Mauerwerk darauf hindeuten, und zweytens, weil in den Bädern des Titus, wo sich keine Spur einer solchen äußern Colonnade findet, die Badestuben sich nach innen öffnen, so daß man erst in einen Corridor hineintreten muß, um zu den Badestuben zu gelangen, denn von diesem Corridor aus gehn die Thüren in die Stuben hinein, so daß die Rückwand derselben einerley mit der äußern Mauer der Therme ist. Auch ist es bey der Pracht, mit der die Bäder des Caracalla angelegt waren, unglaublich, daß man sogleich in das Badegemach eingetreten wäre.

An der Nordseite des Untergeschosses bezeichnen eine Menge fortlaufender Trümmer die Form des Ganzen, so wie wir sie im vorigen Kapitel beschrieben haben. Besonders merkwürdig ist darunter ein ziemlich langer, prächtiger Saal, der oben und unten mit einer Rundung schließt. Eben so kann man sehr gut die Spur der westlichen Begränzung verfolgen. Von der Südseite hingegen hat sich fast nichts erhalten, als ein ganz rundes, hochgewölbtes Gemach. Das Obergeschoß, wie schon erinnert, nicht eigentlich zum Baden, sondern zu Vergnügen und Zerstreuung bestimmt, hat sich sehr wohl erhalten. Man unterscheidet recht gut den großen Eingang an der Ostseite und einen ihm auf der Westseite entsprechenden Thorweg. Die runden Kostele aber stehen nicht in den Ecken, sondern in der Mitte der Nord- und Südseite je eines; daß übrigens an den Seiten des Gebäudes nichts fehlt, beweist, daß diese Rundeke gerade in der Mitte stehn. Man unterscheidet hier eine ganze Menge von Sälen, Gemächern, Hallen, Corridoren, und obgleich es wegen der eingestürzten Zwischenwände schon unmöglich ist nur die Form derselben zu bestimmen, so ist es dessen ungeachtet vielen Antiquaren ein Leichtes gewesen, den Gebrauch eines jeden genau anzugeben. Der große von Trümmern ganz entblößte innere Raum zwischen den beyden westlichen Seiten der Thüren mag vielleicht ein Garten oder Ringplatz gewesen seyn. Die große Rundung im äußern Gebäude gegen Abend hält man für ein Theater, nichts als die abgerundete Form zeugt dafür. Alles ist in einem ungeheuern Style erbaut, und die Bogen sind von außerordentlicher Kühnheit. Ihr Wasser erhielten diese Bäder wahrscheinlich von der Aqua Appia, die von Präneste, heut Palestrina, kam, und

zwischen dem Cölius und Aventin hier durch, an dessen Fuß die Bäder liegen, bis in die Gegend von St. Maria (Egiziana) ging.

Funfzehntes Kapitel.

Die Thermen des Titus.

Von dem untern Geschoß der Thermen des Titus ist seit einigen Jahren ein Theil, der uns gerade über das an den übrigen Thermen fehlende, d. h. die Badestuben, unterrichtet, von den Franzosen ausgegraben worden; indeß steht dies mit der enormen Ausdehnung dieser Bäder beynahe in gar keinem Verhältniß, und vom obern Geschoß sind so zerstückte und chaotische Trümmer übrig geblieben, daß es fast unmöglich seyn dürfte, sich eine Idee von der Anlage römischer Thermen überhaupt zu verschaffen, wenn man nicht die Bäder des Caracalla früher gesehen hätte. Ihre größte Ausdehnung geht vom Platz des Colisео bis zu der Straße, welche von S. Maria Maggiore nach St. Johann im Lateran führt. Eben an dem Theil, welcher dem Colosseum zunächst steht, hat man mit dem Aufgraben angefangen, und einige Badestuben nebst den anstoßenden Corridoren und Sälen zu Tage gefördert. Die Gewölbe sind von ungeheurer Stärke und Kühnheit. Tritt man in den Weingarten ein, so sieht man mehrere Eingänge von Sälen vor sich, die alle so neben einander liegen, daß sie zwar parallel in das Gebäude hinein laufen, ihre Mündungen aber einen Bogen bilden. Sie sind alle Souterrains. Geht man auf die südwestliche Seite herum, so tritt man in einen Corridor, von dem aus man in einigen

Badestuben, die sich nach diesem Corridor zu öffnen, hineingehen kann; die Rückseite dieser Badegemächer fällt in die äußere, runde Mauer der Thermen. An jedem dieser Badezimmer sieht man einen würfelförmigen Absatz, auf welchem die aus dem Obergeschoß herunter leitende Treppe auflag; es zeigen dies die unverkennbarsten Spuren; dann ist in jedem Gemach eine Rinne zur Ableitung des gebrauchten Wassers angebracht; von einem füllenden Kanal sieht man nichts. Aus jedem Corridor, der vor den Badestuben hin läuft, tritt man in einen großen gewölbten Gang, der die andern in östlicher Richtung durchschneidet. Er ist hoch und oben höchst lächerlich mit ganz kleinen Figuren, die beym sonnenhellsten Licht ziemlich undeutlich bleiben mußten, bemalt. Er war, wie einige Reste zeigen, mit Marmor ausgetäfelt, und zum allgemeinen Durchgang bestimmt, was die hier noch in der Mauer zu lesende Inschrift „duodecim deos iratos habeat qui huc cacarit aut minxerit“ beweiset. Von den Gängen, die sich mit diesem unter rechtem Winkel in südlicher Richtung schneiden, ist besonders einer merkwürdig; er muß sehr schön bemalt und mit Marmor ausgetäfelt gewesen seyn; von beyden sieht man in den Ecken prachtvolle Reste. In der Mitte sind Anstalten zum Baden, wie es scheint, daher die Antiquare dies für das kaiserliche Bad selbst ausgeben; wenigstens ist es sicher nicht für die bestimmt gewesen, die um einen Quadrans badeten. Die Malereyen sind ganz erstaunlich frisch, und die Garnirungen und Verzierungen der Zimmer mit großer Regelmäßigkeit und Fleiße gemacht. Selbst in den gemeinen Badestuben entdeckt man Spuren von Gemälden; sie sind aber überhaupt außerordentlich klein, und stehen in gar keinem Verhältniß zur

Höhe und Größe der Gemächer und Säle. Oft findet man kleine Landschaften, gewöhnlich stellen sie Tempel oder Häuser dar, an den Wänden in Mannshöhe gemalt, die nur eine Handbreit hoch und eine Spanne lang sind, während der Saal wenigstens zwey unserer Stockwerke hoch ist. Es ist deutlich eine Idee von Perspektive und Verkürzungen in ihnen, so gut wie in den bey Neapel gefundenen antiken Gemälden zu Portici. Die Stubenmalerey ist höchst einförmig und steif, besteht in nichts, als aus geraden sich rechtwinklich durchkreuzenden Strichen.

Die Ruinen des Obergeschosses liegen zu chaotisch durch einander, als daß man den ehemaligen Plan des Gebäudes aus ihnen entziffern könnte. Mauern durchkreuzen sich ohne Ordnung, und halbrunde offene Hallen stehen da, ohne daß nur zwey einander in gerader Richtung zugekehrt wären: sie waren nicht zum Baden bestimmt, wie wir schon bemerkt haben. Eine solche Rundung giebt man, Gott weiß warum, für ein Theater aus, und doch hat sie Nischen für Statuen, da wo die Gradus, von denen keine Spur zu sehen, gewesen seyn müßten. Am weitesten gegen Morgen zu liegen zwey solche runde Behältnisse, die wahrscheinlich, da sie den sogenannten Sette Sale, einer Cisterne, zunächst stehen, auch eine Mauer nach selbigen führt, mit eben diesen in Verbindung standen und das Wasser zuerst aufnahmen. Vielleicht war auch einst daran das Kaldarium.

Sechszehntes Kapitel.

Die sieben Säle.

Eine höchst interessante Ruine sind die sogenannten „Sieben Säle" unfern der Bäder des Titus, für welche sie die Wasserbehälter ausmachten. Es sind eigentlich acht parallel laufende neben einander liegende lange Säle, da aber der nördlichste verschüttet ist, nennt man sie gewöhnlich die sieben Säle. Sie bilden alle zusammen ein längliches Viereck, allein die Rückseite, d. h. die östliche, ist an beyden Enden nicht gerade fortgeführt, sondern mit den Ecken mehr nach der Vorderseite zugerückt, so daß je zwey Säle, welche an den beyden Enden liegen, eine schiefe Rückwand bekommen, und um eine Ecke kürzer sind, als die übrigen vier. Alle acht Säle liegen nicht getrennt neben einander, sondern so, daß immer je zwey gemeinschaftliche Seitenwände haben, welche mit Durchgängen versehen sind, durch welche man aus einem Saal in den andern kommen kann. Sonderbar ist, daß diese Durchgänge nie einander gegenüber, sondern so angebracht sind, daß jeder in den Zwischenraum trifft, den zwey an der gegenüberstehenden Wand mitten zwischen sich liegen lassen. Dienten diese Durchgänge etwa zum schnellen Vertheilen des Wassers in alle acht Säle, so hätte man sie nicht so hoch machen dürfen; denn obgleich die Säle weit über die Hälfte in Schutt versenkt liegen, so ragen diese Thüren doch noch hervor. Sie sind aber wiederum viel zu niedrig, wenn sie blos als Räume zwischen Pilastern der nebenanstehenden Mauer anzusehen wären, auch würde man sie dann alle in einer geraden Linie angelegt haben, wie in der Piscina mirabile und dem Wasserbehälter unfern der großen Latomie in Sy-

rakus. Vielleicht sollten sie auch, wenn das Wasser nicht allzu hoch stand, frischen Luftzug bewirken. Daß sie übrigens nicht als Abzüge nach den Bädern zu dienten, beweiset außer ihrer Richtung noch dieß besonders, daß die beyden äusserften Wände keine solche Durchgänge haben. Daraus ist auch klar, daß wirklich nicht mehr als acht solcher Säle neben einander vorhanden waren.

Die Seite, von der diese Behälter ihr Wasser empfingen, war gewiß die östliche; die Lage der Claudischen Wasserleitung, aus der sie versorgt wurden, macht dies klar; man sieht indeß keine Spur eines Kanals, durch welchen die Füllung bewirkt worden wäre. Zwar sind in einigen dieser Säle nach jener Seite zu Oeffnungen, allein, wie der Schutt zeigt, durch die Reihe der Jahre, oder, welches noch gewisser, durch Menschenhände gemacht, indem man diese Säle jetzt zu Remisen gebraucht; dagegen liegt in denen, die keine Oeffnung haben, kein Schutt. Blos ein einziger Saal scheint eine wirklich antike, nachher allerdings vergrößerte Oeffnung zu haben, wie dies die Lage der Werkstücke deutlich zeigt. Wäre aber nur diese Oeffnung der Füllungskanal gewesen, so würde die Sache sehr langsam von Statten gegangen seyn. Niedriger aber konnte die Füllungsöffnung auch nicht seyn, da man sonst die Behälter nicht hätte voll füllen können. Es müssen also doch wohl Oeffnungen vorhanden gewesen seyn, die man aber hernach in unförmliche Löcher verwandelt hat. Oder man könnte vielleicht annehmen, daß durch eine Oeffnung, welche sich im letzten Saale auf der Südseite befindet, die Füllung veranstaltet worden wäre. Allein es ist eine Frage, ob sie antik sey, da sie ohne alles Verhältniß und ganz

einzeln in das Gewölbe hineingemacht ist, obgleich sie sich allerdings nach der Klaudischen Wasserleitung hinwendet.

Nicht weniger räthselhaft ist die Art, wie das Wasser nach den Bädern hinüber gebracht wurde. Zwar hat jeder Saal an der Westseite, die nach den Bädern zusieht, eine große Oeffnung, wie ein Thor; allein diese liegen schon in ihrer jetzigen Gestalt viel höher als der Boden der Behälter, ja selbst höher als die Verbindungsthüren, die durch die Seitenwände aus einem Saal in den andern gehn. Wie viel höher und kleiner mögen sie nicht sonst gewesen seyn; denn offenbar zeigt ihre Form und der viele Schutt, daß sie eingerissen worden. Es war folglich schlechthin unmöglich, das Wasser durch diese hohen Oeffnungen herauszubringen, wenigstens müßte der zurückbleibende Theil faul geworden seyn. Dennoch scheinen diese Oeffnungen einst weit höher herauf vermauert gewesen zu seyn, und blos zur Erhaltung des frischen Luftzuges gedient zu haben. Die Entladungskanäle liegen deshalb gewiß unter dem heutigen Fußboden, und grübe man mit Sorgfalt nach, so würde man sichere Spuren davon finden; allein in diesem Privatweingarten kümmert sich niemand um die Alterthümer, alles zweckt auf bloßen Erwerb ab, und sogar der Rücken der acht Säle muß ein schönes Saatfeld tragen.

Noch ist zu merken, daß vorn an den Eingängen der acht Säle sowohl, als an ihrer Rückseite, Nischen oder eigentlich geräumige bogenförmige Hallen lagen. Eben so auf der Nordseite des Gebäudes; weniger deutlich, doch immer unverkennbar sind die Spuren davon auf der entgegengesetzten Südseite, so daß also das ganze Gebäude von hochgewölbten Hallen umgeben war; an der langen Seite standen acht, an der kurzen fünf; doch waren an den Ek-

ken vier besondere hervortretende Hallen, welches dem Ganzen ein sehr herrliches Ansehen gegeben haben muß. Der Zweck dieser Halle war vielleicht blos Verzierung, nur wahrscheinlich nicht an der den Bädern zugewandten Seite; in diesen mochten am Boden vielleicht Kanäle, die mit Hähnen verschlossen werden konnten, angebracht seyn, um das Wasser nach den Thermen zu leiten.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Thermen des Diocletian.

Es ist beim ersten Anblick dieser Ruine sehr schwer, sich eine Idee von der Anlage der ehemaligen Bäder zu machen, da beinahe alle die wenigen Reste in neue Gebäude verflochten und theils zu Kirchen, theils zu Kornböden umgeschaffen worden sind. Untersucht man indessen etwas sorgfältiger, so stimmt ihre Anlage ganz mit den Thermen des Caracalla und Titus überein. Die noch völlig vorhandene antike Kirche des heil. Bernhard muß an der nordwestlichen Ecke des äußern Umfanges gestanden haben, welches die Lage der Trümmer zeigt. Sie ist das einzige Caldarium des Alterthums, das sich ganz erhalten hat; sie gleicht an Form und Verzierung dem Pantheon des M. Agrippa. Von diesem Caldarium ging in rechtwinklicher Richtung nach Südost zu das Gebäude weiter fort, da wo jetzt das Haus der Konventualen steht. Gleich an dessen Ende fängt die Mauer an, die, in einen Halbzirkel ausgeschweift, den Mittelpunkt der Westseite der ganzen Thermen ausmachte. Heut ist der Halbzirkel durch einen Garten eingenommen, an dessen westlichem Punkte eine große Halle, einst der Haupteingang, jetzt ein Fruchthaus, befind-

lich ist. An der südlichen Ecke des Halbzirkels geht die Linie wieder gerade fort bis zu einem andern runden Gebäude, das an die Villa Negroni stößt, und eben so wie das Caldarium von S. Bernardo an der nordwestlichen, so dies an der südwestlichen Ecke steht. Es mag wohl auch ein Caldarium gewesen seyn. Von hier aus ging nun die alte Mauer, deren Spuren man noch deutlich verfolgen kann, unter rechtem Winkel in östlicher Richtung, bis dahin, wo wiederum zwey runde Gebäude, eins südlich, das andere östlich, an der Ecke bey einander stehen, dann ging die Mauer, wie man aus der Lage mehrerer runden Gebäude wahrnehmen kann, die hinter dem Garten der Karthäuser liegen, wieder nördlich so weit fort, bis sie in die Richtung des ehemaligen Kaldariums, heut S. Bernhardin, eintraf. Von dieser Ecke bis zur Bernhardinerkirche zog sich nun die nördliche Mauer des äußern Umfangs. Auch hier lagen mehrere runde Gebäude, deren Reste jetzt alle in den dort aufgerichteten päpstlichen Speichern zu suchen sind. Die nördliche und südliche Seite hatte je zwey runde Gebäude, wenig entfernt von den Ecken, denn die Reste der zwey auf der nördlichen Seite stehen noch zum Theil, so wie auch das östlichste der Südseite, gerade dem westlichsten der Nordseite gegenüber, das andere westliche, dem Kaldarium nahgelegene, der Südseite ist nicht mehr vorhanden. An der Westseite lagen also und zwar an der Ecke die beiden runden Kaldarien, und mitten der große Halbzirkel. Die gegenüber stehende Ostseite muß vier runde Kostele gehabt haben, da an der Ecke gegen Süden eins übrig ist, folglich ein anderes diesem an der nördlichen Ecke entsprechen mußte; ferner fehlt der große Halbkreis, der gewiß zwey solche Rundungen faßte. So waren also

um das Ganze herum zehn solcher Rundele, ohne den großen Halbkreis der Westseite.

An der südlichen Seite der Villa Negroni liegen die Wasserbehälter dieser Bäder. Es ist die Frage, ob sie von jeher die heutige Gestalt hatten. Sie bilden ein Trapezium, dessen kürzere Parallele gegen Westen liegt. Man sieht noch deutlich, wie die Mündungen der neben einander liegenden Wassersäle gegen die Thermen zugewandt waren.

Das innere und obere Geschoß dieser Thermen lag, so wie in den Bädern des Antonin, mehr nach der einen Seite zu, so daß hier auf der westlichen der große Zwischenraum, d. h. gegen S. Bernhard zu, offen bleibt, wo man wahrscheinlich gymnastische Uebungen trieb. Die Trümmer sind so in die Kirche Santa Maria degli Angeli und die Karthause verflochten, daß nur einige einzelne Bogen an der südlichen Seite frey stehen. Diese Mauern jedoch, so wie die, welche mit in die päpstlichen Speicher verwickelt sind, lassen auf die viereckige Gestalt auch dieses Geschosses schließen. Die wenigen Reste und Bogen, die man noch an der Karthause sieht, sind von unbeschreiblicher Kraft und Kühnheit, und auch diese Thermen müssen zu den ersten Prachtgebäuden der Welt gehört haben. Von den Badstuben ist nirgends mehr eine Spur.

Achtzehntes Kapitel.

Ruinen der angeblichen Curia Hostilia.

An der Nordseite des Coelius gegen das Colosseum zu liegen ungeheure Trümmer, die man unbegreiflicherweise für die der bekannten Curia Hostilia ausgiebt. Die Spuren

dieser Ruine bilden ein längliches Quadrat, das einen Theil des Coelius einnimmt, und nicht viel kleiner ist, als das ganze Forum Romanum. Ferner sagen die alten Schriftsteller, z. B. Cicero, ausdrücklich, daß die Curia Hostilia, als eine Aufseherin und Richterin über jegliche Pflichtvergessenheit, die Rostra oder Rednerbühne auf dem Forum gleichsam unter ihrer Aufsicht gehabt hätte. Zwischen dieser Ruine aber und dem Foro liegt der ganze Palatin. Die Anlage und Bauart des Ganzen ist auch in einem so kolossalen Style, daß man hiebey wohl keinesweges an die genügsamen Zeiten des Tullus Hostilius, sondern vielmehr an das ausschweifende Zeitalter der römischen Kaiser denken kann. Diese Trümmer sind so verworren und mangelhaft, daß es gewiß unmöglich ist, einen nur etwas richtigen Plan zu suppliren, geschweige denn Namen und Zweck des ehemaligen Gebäudes genau anzugeben. Es scheint jedoch nicht unwahrscheinlich, daß diese kolossalen Trümmer dem Septizonium des Septimius Severus, welches bekanntlich am Fuße des Coelius lag, angehören. Ein so ungeheures Gebäude von so vielen Stockwerken verlangte eine solche Grundveste, wie sie uns noch heut diese Ruine ahnden läßt.

Bey der Kirche S. S. Giovann' e Paolo, die ebenfalls zwey Reihen herrlicher antiker Säulen zeigt, tritt man in einen Weingarten ein, in dem ein Theil dieser Ruine liegt. Man sieht die Mauern eines ungeheuren Corridors, der im Viereck angelegt war und jetzt den sehr großen und hoch liegenden Garten der Paulotten einschließt. Ob nun im Schoß dieses Gartens Ruinen der Säle und Gänge des Gebäudes liegen, ist unbekannt. Diese Mauern haben alle Nischen nach außen zugekehrt, und der Haupteingang scheint

von der Seite des Palatins her gewesen zu seyn, wenigstens macht dieß ein weit hervortretendes Mauerwerk wahrscheinlich, das vielleicht eine Halle vor dem Eingang bildete. An der westlichen Seite, gegenüber von S. Gregorio der Kamaldolenser, sieht man eine Menge ungeheurer Bogen aus ganz enormen Quadern, die indeß nicht in der Mitte, sondern an der südwestlichen Ecke des Gebäudes gestanden haben. Freylich kann man dieß nicht mit völliger Gewißheit behaupten, da die südliche Seite des Gebäudes ganz verschwunden und von der westlichen nur ein Stück übrig ist; alles übrige haben Kloster und Hof eingenommen. Diese Arcaden aber scheinen für die Ewigkeit gebaut zu seyn und unterscheiden sich von den übrigen Resten des Gebäudes gar sehr, die alle aus Backsteinen sind. Die Mauern sind sehr hoch, denn obgleich sie noch tief in der Erde versenkt stehen, so liegt der Garten der Paulloten auf ihrem Rücken doch an zwey Stock über die Ebene des Colosseums erhaben.

Neunzehntes Kapitel.

Die Castra Prätoria.

Etwas südlich von der heutigen Porta Pia, bey den Alten scelerata und collina genannt, lagen sonst außerhalb der Stadtmauer die Standquartiere der Römischen Prätorianer. Ein großes Viereck war, wie es scheint, mit einer Menge gemauerter Baraken angefüllt, wenigstens stehen noch die des äußersten Umfanges auf drey Seiten. Es sind lauter übereinander liegende gewölbte Hallen, die sich jetzt an die Stadtmauer entlang anschließen; denn als

Aurelian diese weiter hinausschob und die Castra Prätoria mit einschloß, so mußte er natürlich die Stadtmauer um sie herum anlegen, daher zeigt diese hier ganz genau den Umfang und die Gestalt dieser Kaserne; dagegen mußten nun noch die gegen die Stadt zugewandten Reihen der Baraken abgetragen werden. Nur diese wenigen Reste sind übrig, da bekanntermaßen diese Behälter mit Fleiß sammt den Bewohnern zerstört wurden. Sie müssen nicht übel eingerichtet gewesen seyn, denn man sieht noch viele Spuren der Austäfelung. Jetzt bauen sich statt der kampirenden Prätorianer die Novizen der Jesuiten Kraut und Rüben hier. Ehe Aurelian die Stadtmauer an das Thor des H. Lorenzo und über die Casernen der Prätorianer hinaus verlegte, schloß der bekannte Erdwall des Tarquinius die Stadt von dieser Seite ein. Noch heute kann man seine Erhöhung von der Villa Mandosi an, hinter der Karthause oder den Bädern des Diocletian hinweg, mitten durch die Villa Negroni hindurch, und zwar am besten von dem Punkt aus verfolgen, wo die Minerva oder auch Dea Roma in der Villa zwischen den hohen Cypressen auf dem Stuhle sitzt.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Rennbahn des Caracalla.

Deutlicher als irgend eine andere Ruine dieser Art, denn vom Circus maximus existirt durchaus nichts, und der der Flora ist nur in Spuren vorhanden, zeigen diese vor dem Thore des H. Sebastianus, sonst Porta Capena, gelegenen Trümmern die Gestalt und Einrichtung einer al=

ten Rennbahn. Man erkennt besonders die Lage der Sitze und der Spina recht klar. Die Mauer im Rücken der Sitze ist ganz erhalten und bildet gegen Osten einen Halbzirkel, in welchen ein Thor gebrochen ist, das, wie man behauptet, für den Sieger bestimmt war, nach der Appischen Straße zu fahren. Vor der hohen Mauer im Rükken der Sitze zieht sich eine niedrigere hin. Der Zwischenraum, wahrscheinlich ehedem ein Corridor und Zufluchtsort bey Regen, ist mit Erde ausgefüllt. An den beyden westlichen Enden der Gradus sieht man noch zwey Thürme, oder wenigstens runde hohe Gebäude in einer geraden Linie einander gegenüberstehend. In dem südlichen, rechter Hand, waren die Schranken oder Carceres, in dem andern wahrscheinlich Logen für höhere Personen, vielleicht für den Kaiser selbst. Es müßte denn für diesen vielmehr das hohe Gebäude bestimmt gewesen seyn, das man in der Mitte der nördlichen Mauer sieht, und welches hoch über alle Sitze hinweg geragt haben muß; die Spina liegt am westlichen Ende der Rennbahn um zwanzig bis dreyßig Fuß mehr gegen Norden; allein unten am andern Ende, wo noch eine Meta steht, liegt sie genau in der Mitte des Halbkreises und der Rennbahn; sie liegt also nicht parallel mit der Seitenmauer des Circus. Auch trifft sie oben nicht in gerader Linie in das Triumphthor ein, vielleicht deshalb, weil von den drey, gewöhnlich im Dreyeck aufgestellten, pyramidalischen metis die stehende die nördlichste war. Die Grundlage für den Obelisk, der jetzt den Platz Navona ziert, ist unverkennbar. Er stand indeß nicht in der Mitte der Spina, sondern ohngefähr auf einem Drittel; wahrscheinlich stand also ein größerer in der Mitte, und auf dem andern Drittel ein gleicher. Man behauptet mit Grund, daß

die Spina an dem Ende, wo sich die Schranken befinden, deshalb zwanzig bis dreyßig Fuß weiter nach der einen Seite zu gerückt sey, damit die Wagen, die Anfangs nahe aneinander blieben, hinlänglichen Platz hatten, sich auszubreiten; dagegen ist es unbegreiflich, warum die Schranken selbst im Bogen angelegt sind; denn wenn man alles so einrichten mußte, daß die Wagen mit gleichem Vortheil anzurennen fingen, so ging durch eine zirkelförmige Stellung der Zweck gerade verloren. Wahrscheinlich stellten sich daher die Wagen vor den Schranken selbst in eine gerade Linie, und die ausgeschweifte Bauart sollte den Wagen, wenn sie im vollen Lauf von der andern Seite herkamen, das Umlenken erleichtern. Aus demselben Grunde machte man auch das entgegengesetzte Ende der Bahn zirkelförmig. Die Rennbahn hat übrigens sechshundert und funfzig Schritt Länge.

Sehr merkwürdig und räthselhaft ist ein unmittelbar neben der Rennbahn stehendes Gebäude. Ein Hofraum wird ringsum im Vierreck von einem Corridor umschlossen, in dem lauter Nischen, eine neben der andern, angebracht sind. Er mag wohl bedeckt gewesen seyn, jetzt aber sind die Gewölbe alle, und auch an sehr vielen Stellen die Mauern, nach dem Hofraum eingestürzt; die äußere Mauer steht auf allen vier Seiten. In der Mitte dieses Hofraums befindet sich ein zirkelrundes Gebäude, das oben ein plattes Dach wie einen ungeheuern Altan hat. Man steigt durch ein modernes daran geflicktes Haus hinauf und übersieht von hier den ganzen Corridor und den von ihm eingeschlossenen viereckigen Hofraum. Das runde Gebäude hat ein Souterrain von eben so großem Umfange, in dessen Mitte ein ungeheurer runder Pfeiler, als Schlußstein und Stütze

des ganzen um ihn im Kreise herumlaufenden Gewölbes steht. Dieses Souterrain gibt man gewöhnlich für den Marstall aus, in dem die auf der Rennbahn zu gebrauchenden Pferde gestanden hätten. Wenigstens findet man kaum ein ähnliches Gebäude, das irgend zum Aufenthalt für Götter oder Menschen gedient hätte; der Anblick des Gebäudes und die Nähe der Rennbahn bestätigen vielmehr jene Vermuthung. Der Hof, welcher dies runde Gebäude einschließt, kann zum Uebungsplatz für die Thiere gedient haben.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Rennbahn der Flora.

In der Villa Mandosi und Cesi liegt der noch deutlich bestimmte Platz dieser Rennbahn, gleichviel, ob sie dem Sallust oder der Flora gehört habe; dabey ein Tempel der Venus nebst einem viereckigen Platz, dessen Bestimmung schwer anzugeben ist. Ohne eine kleine Zeichnung *) möchte die Gegend des Circus unverständlich bleiben. Von der Linie a b aus erhebt sich allmählig aufsteigend der Monte Pincio, sonst Collis hortulorum. Der Raum A A ist der gegenüberstehende Abhang des Quirinals, heut Monte Cavallo, so wie f g die alte Stadtmauer, die sich bey g gegen Süden wendet und in den Erdwall Tarquinius des Tyrannen verliert. Der ganze Raum von A A ist also eine sehr schief liegende Ebene, und kann ohnmöglich, was manche glauben, der Ort gewesen seyn, wo sich der Circus befand, welches auch

*) Man vergleiche die zugehörige Zeichnung.

die ganz und gar nicht ovale Gestalt des Hintergrundes von d nach g beweiset. Bey h h finden sich zwar gewölbte Hallen, die man für die Schranken gehalten hat; dann aber wäre der Circus fast breiter als länger gewesen, denn ihn müßte die vorspringende Ecke bey f beendigt haben. Der ganze Raum von B liegt hoch, so daß auch er nicht zum Circus zu brauchen war, welches unwidersprechlich durch die vorliegende Reihe Hallen k k dargethan wird, und die sicherlich die wahren Schranken oder Carceres waren. Stellt man sich gerade vor diesen Schranken bey k k und sieht nach m zu, so zeigt die zu beyden Seiten erhöhete Lage der Linien l b und c d, so wie die erhöhete schließende Rundung bey m die ganze Gestalt des Circus klar und deutlich, daß nämlich hier herum die Sitze für die Zuschauer liefen. Ueberdies aber findet man in der Linie l b noch Reste des Mauerwerks, und besonders eines Kanals oder Ganges, der, gerade so, wie unter den Sitzen der Rennbahn des Caracalla, auch hier unter den Gradus fortlief. Grübe man also nach, so würde man auch gewiß bey c d versunkenes Mauerwerk unter dem Schutt finden, wenigstens springt das Abstufende der Sitze klar in die Augen. Auch von m aus ist der Anblick des Circus klar und belehrend. So nahm also der Circus den Raum C C d. h. das Thal zwischen dem Pincischen und Quirinalischen Hügel ein. Was nun aber die Spina anbelangt, so ist auch nicht die geringste Spur davon vorhanden. Was der Platz bey D bedeuten soll, ist sehr schwer zu sagen; vielleicht sind die Mauern von h h nichts als Fortsetzungen der alten Stadmauer von f g. Die zwischen ihnen liegenden Linien zeigen modernes Mauerwerk an; dagegen scheint das zwischen h c liegende antik zu seyn.

Bey p ist der ziemlich gut erhaltene Tempel der Venus oder Flora, denn beyde hätten Heiligthümer in der Nähe des Circus. Er ist rund, oben auf gewöhnliche antike Weise gewölbt, und hat vorn und hinten eine Halle. Bey q findet man altes Mauerwerk von Gemächern und Souterrains, die man für Bäder ausgiebt. Sie müssen sehr hoch gewesen seyn, denn noch jetzt ragt das eingesunkene Mauerwerk weit über den Circus empor. Ein Gang unter der Erde setzte dies Gebäude mit dem Tempel in Verbindung.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Die Columbarien und der Tempel der Minerva Medica in der Villa Magnani.

Diese Begräbnisse oder Grüfte sind vortreflich erhalten, und geben uns eine sehr klare Idee von ihrer Einrichtung und ihrem Gebrauch. Es war bekanntlich bey den Römern keinesweges erlaubt, die Todten in der Stadt zu verbrennen, noch zu begraben. Am deutlichsten erhellt dies aus dem Grabmal des C. Publicius Bibulus, das freylich diesen Augenblick die Vorrathskammer eines Wurststopfers geworden, und ganz in die Mauer des kleinen Palastes Mantica verwebt ist; die Inschrift indeß besagt ausdrücklich, daß dem Inhaber nur um seiner außerordentlichen Bravheit willen, durch einen öffentlichen Beschluß der Rathsherren die Erlaubniß gegeben worden sey, sich hier ein Grabmal zu bauen, quoi ipse posterioresque inferrentur.

Desto mehr muß man sich wundern, daß der Aruntius

nicht allein sich und seine Verwandten, sondern auch sogar seine Freygelassenen und Sclaven, kurz die ganze Familie hier innerhalb der Stadt begraben durfte. Auch ist uns, außer dem Grabmal der Scipionen innerhalb des Kapenischen Thores, nichts ähnliches bekannt. Dagegen wimmelt der ganze Weg nach Neapel zu, über das Grabmal der Cäcilia Metella oder Capo di Bove hinaus, von Grabmälern und die Pyramide des Cajus Cestius steht noch halb außer der Stadtmauer. Vielleicht erlaubte das Gesetz wenigstens die Beysetzung der unschädlichen Asche in der Stadt und das Grabmal des Scipio, mit dem es überhaupt eine sehr ungewisse Sache ist, war vielleicht blos ein Cenotaphium.

Doch wir kehren zu den Columbarien zurück. Man zeigt zwey solche Grüfte, beyde sind voll Inschriften, die eine aber enthält lauter verschiedene Namen; in der andern sagt die Inschrift „Aruntius sibi et posteris“ ausdrücklich, daß es ein Erbbegräbniß der Aruntier war, und wenn man auch häufig andere Namen liest, so kommt dies daher, weil eben auch wohl Freygelassene, und was sonst zur Familie im römischen Sinn gehörte, mit beygesetzt wurden. Man steigt jetzt ziemlich tief zu diesen kleinen Gemächern hinab, und wenn sie auch ehedem nicht so tief gelegen waren, so standen sie doch ganz sicher unter der Erde. Denn der so genannte Tempel der Minerva Medica, der etwa hundert Schritt davon steht, ist beynahe ganz über der Erde auf heutigem Fußboden oder doch nur wenig versenkt. Die Einrichtung der Columbarien ist folgende: durch eine kleine Thür tritt man in ein eben nicht hohes, kellerförmig gewölbtes Gemach, an dessen Wänden in mehreren Reihen über einander bis an die Decke hinauf

halbmondförmige kleine Höhlen gemacht sind, die die Alten mit Taubennestern verglichen und daher diese Behälter der Aschenkrüge Columbarien nannten. Auf dem Boden dieser kleinen Höhlen, deren untere Seite, der Durchmesser des Halbkreises, etwa anderthalb Spannen ausmacht, ist ein rundes, cylindrisches Loch senkrecht angebracht, in welches der Aschenkrug hinein gesetzt wurde. Daher holt der Cicerone gewöhnlich einige angebliche Gebeine der Aruntier heraus. Da nun in jede dieser kleinen Höhlen die Asche einer Person beygesetzt wurde, so ist unter derselben von Außen, auf einem Oblongum von Marmor, gerade unter der Bodenlinie des halbmondförmigen Nestes, Name, Geschlecht und Alter des Verstorbenen zu lesen. Obschon die Namen alle ganz unbekannt sind, so lieset man hier doch nicht ohne einiges stille Interesse, wie mancher in blühendem Alter, mancher als betagter Greis verstorben.

In dem einen Columbarium steht ein kleiner Behälter mit einem spitz zulaufenden Dach am Boden und am Fries ist die erwähnte Inschrift: „Aruntius sich und seine Nachkommen,“ zu lesen.

Unfern liegt der sogenannte Tempel der Minerva Medica. Eine schon halb zerfallene Rotunde, deren ganz mit Epheu grün bekränztes Haupt sich höchst malerisch noch in die Lüfte erhebt, aber doch ehestens zu sinken droht. Es scheint indessen vielleicht mit größerm Recht das Bad der Agrippina genannt zu werden, das Victor in diese Gegend versetzt; wenigstens liegt in der Mitte der kleinen Rotunde, in der nichts den Tempel verräth, ein ausgeschweifter

Umschrot als zu einem großen Becken gehörig. Man sieht auch noch an ihm einen Kopf, der durchbohrt ist, und ohne Zweifel das Wasser des Beckens strömen ließ.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Oeffentliche Plätze an der Ostseite des Kapitolin.

Das ehemalige Forum des Trajan, auf dem die bekannte Säule steht, ist nunmehr ganz aufgedeckt und das alte römische Pflaster, nebst unzählig vielen Säulentrümmern, liegt zu Tage; in dem sonst großen Platze ist nun eine sehr bedeutende elliptische Vertiefung aufgegraben, die nur ringsum an den Häusern eine schmale Gasse, mit einem Geländer eingefaßt, übrig läßt, und man steigt eine Treppe zu Trajans Forum herab. Die stehende Riesensäule, die allen Stürmen der Jahrhunderte, durch welche die um sie her in Trümmern liegenden Schwestern zersplittert wurden, mit felsenhafter Kühnheit Troz bot, über deren Haupte das Christenthum aber dennoch triumphirend seinen kühnsten Prediger aufstellte, ergreift unsere Phantasie mit unwiderstehlicher Gewalt.

Auch von den Herrlichkeiten des Forum des Kaiser Nerva sind Reste übrig nahe an dem Platz delle Carrette. Ein ungeheuer festes Stück Mauerwerk, heut gewöhnlich Torre de' Conti genannt, muß einem der ersten Gebäude dieses Forum angehört haben, das man übrigens nicht nach dem Maßstabe der großen Plätze unserer nordischen Städte messen muß. Alle Republikaner pflegen sich sehr zusammen zu drängen; auch lagen auf einem kleinen Platze das Forum des Augusts, Cäsar, Nerva, Nero und Trajan.

Weiter hin sieht man die herrliche Vorderseite eines Tempels, wie man behauptet, der Minerva heilig; die korinthischen Kapitelle treten aus dem Fries weit heraus, rückwärts am Fries sieht man die Bildsäule der Göttin in Bassorilievo, und zu beyden Seiten unter ihr stellen Bassirilievi ein der Minerva dargebrachtes Opfer vor. Zum Unglück hat frevelnder Muthwille allen, sonst ziemlich unversehrten, Figuren die Köpfe abgeschlagen. Diese stolzen, tief in den Boden versenkten korinthischen Säulen sehen mit Unwillen auf einen elenden Schnapsladen herab, der sich unverschämt in ihr Heiligthum eingedrängt hat.

Unfern dem Dominicanerkloster La Nunziatella entdeckt man in dem so genannten Torre de Pantani die kraftvollen Reste des Neronischen Forum. Wir sahen eine Mauer aus ungeheuern Werkstücken erbaut; durch sie führt ein Bogen, genannt Arco de' Pantani, bey einigen wunderschönen Säulen vorbey, nach dem Triumphbogen des Septimius Severus. Die Säulen sollen einem Tempel oder Aerarium, vielleicht beyden zugleich, angehört haben.

Es gab auch nahe am Forum Romanum öffentliche, nach Cäsar und August benannte Plätze, von denen aber die Zeit jede Spur verwischt hat.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Die Bäder des Paulus Aemilius.

Zwischen dem Forum des Trajan und Nero liegen diese kalten Bäder oder Balnea, indeß konnte man natürlich auch hier warme Bäder nehmen, nur müssen sie sorgfältig

von den ganz anders eingerichteten und riesenmäßigen Thermen unterschieden werden. Diese Bäder stehen ganz auf der Oberfläche des Bodens, dahingegen die Privatbäder gewöhnlich unter der Erde waren. Eben so sind aber auch die Bäder des Trajanus Decius bey Santa Maria in Aventino, deren unbedeutende Reste übrigens auf ein Haar mit diesen übereinstimmen, über der Erde. Diese nun hier am Foro des Trajans sind ganz in neue Mauern und Gebäude verflochten; doch erkennt man folgendes:

Die Badestuben liegen nicht wie bey den Thermen in gerader Linie, sondern in einem Halbzirkel herum, der auch eben nicht groß ist. Vor ihnen läuft ein mit Nischen für Statuen versehener Corridor umher. Diese Stuben aber hatten über sich noch einen höhern Stock, denn man kann in manchen sehr deutlich die Lage der Treppe erkennen, die aus den obern Zimmern in das untere Badegemach herabführte. Natürlich diente dieser obere Stock in einiger Hinsicht dazu, wozu das kolossale Obergeschoß in den Thermen diente. Indeß scheint dies zu beweisen, daß in diesen Bädern selten warm gebadet wurde. Man kann nämlich zu Pompeji vor dem Thore im Landhause des Arrius Pätus ein ganz vollständig erhaltenes warmes Privatbad sehen, dessen Einrichtung höchst sorgfältig darauf berechnet ist, daß der Badende sich durch allmählige Uebergänge aus dem Apodyterium ins Tepidarium, dann endlich sogleich ins Kaldarium eintretend, auf keine Weise schaden konnte. Hier aber mußte der, welcher ein warmes Bad gebrauchen wollte, aus den obern Bequemlichkeitszimmern über eine Treppe ins Bad herabsteigen, und, was noch schlimmer war, aus dem Bade über die Treppe wieder hinauf.

Es scheint, daß diese Bäder blos aus den im Halbkreis

herum liegenden Badestuben in zwey Stocken bestanden. Der mitten inne liegende freye Platz diente dann zum Lustwandeln und das Ganze war vorn durch eine Mauer geschlossen. Daß hier ein grosses Gebäude gelegen habe, scheint beym Mangel aller Spuren nicht wahrscheinlich. Die Bäder müssen aber, wenn sie gleich nicht besonders groß waren, doch sehr prächtig gewesen seyn, denn man sieht eine sehr große Menge der schönsten Säulentrümmer und Platten zum Austäfeln von milchweißem Marmor umher liegen.

Die Reihe der Badestuben ist durch moderne Mauern, von zwey verschiedenen Eigenthümern aufgeführt, unterbrochen, und man muß sorgfältig forschen, um die alte Gestalt heraus zu finden.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Das Theater des M. Marcellus.

Wie fast alle Reste aus den Zeiten Augusts und der Republik, so sind auch diese sehr beschädigt, und da überdieß der Palast Orsini in und über das Theater gebaut ist, so möchte es wohl unmöglich seyn, sich hier, ja überhaupt in Rom und der umliegenden Gegend eine Idee von dem alten Theater zu machen. Denn das elende Gemäuer der Villa des Hadrians zu Tivoli ist für nichts zu rechnen gegen die Theater von Pompeji und Sicilien. Von jenem des Marcellus sieht man nur die äußere runde Mauer des Theiles vom Theater, wo die Gradus waren, die jetzt gänzlich verschwunden sind; außer dem kann man wohl vermuthen, wo sich die Scena an die Cavea anschloß. Am

Thore nämlich, wo die Bären stehen, geht die Mauer von der Curve ab, gerade nach dem andern Ende des bogenförmigen Gemäuers zu; hier lag also wahrscheinlich die Scene. Weiter sieht man nichts. Und wäre es nicht um des schönen Anblicks willen, den diese und ähnliche Ruinen gewähren, so sollte man nicht, Zeit verschwendend, dergleichen verworrenen Trümmern nachlaufen, aus denen man weiter nichts abnehmen kann. Und doch ist es beynahe unmöglich dem Drange zu widerstehen, auf alle alte Mauern im Anfange Jagd zu machen.

Das Theater hatte zwey Stockwerke; das untere ist tief versenkt, mit jetzt vermauerten Hallen, zwischen Säulenordnungen, ganz so wie im Colisео.

Im Hofe des Palastes Orsini sind einige recht schöne Bassirilievi, deren indeß, so viel wir wissen, kaum jemand gedacht hat. Sie befinden sich an einer antiken fast Mannshohen, ovalen Badewanne. Ein Löwe wird von einem Manne regiert, zu seinen Füßen liegt ein Thier, Ausdruck und Wahrheit sind unendlich zu bewundern. Dabey steht ein hoher, mit Marmor bekleideter Würfel, an dem im Bassirilievo die Thaten des Herkules zu sehen. Oben auf dem Würfel liegen zwey Figuren, eine männliche und eine weibliche, auf einem Polster, nach Art der Alten hinter einander, wie auf einem Triclinium, auf den linken Arm gestützt. Steigt man ganz hinauf, so sieht man eine dritte Figur, die mit der weiblichen ein Bein gemeinschaftlich hat; an den Ecken zerstückte Amorinen.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Der kleine Triumphbogen des Septimius Severus.

Dieser kleine sehr wohl erhaltene Ueberrest ist natürlich weit weniger bekannt, als der große Triumphbogen des Kaisers auf dem Forum Romanum, deshalb dürfen wir wohl einmal an ihn erinnern. Er steht auf dem ehemaligen Ochsenmarkt (forum boarium) sehr bescheiden an der einen Ecke der Kirche des heil. Georgs in Velabro, welcher Sumpf hier in der Nähe lag, gegen den Bogen des Janus zu. Er ist nur klein und gleicht einer Pforte; übrigens ist er fest konstruirt und mit sehr schönen Bassirilievi ausgeschmückt. Inwendig an der einen Wand ein Opfer, Priester und Priesterin mit dem Merkurstabe auf die Kaufleute hindeutend, die den Bogen errichteten. Die Gewänder sind außerordentlich schön. Ein faltenreiches Kleid schließt sich an den Leib des Priesters an, über den Kopf und die Schultern zu den Knieen herab hängt ein herrlich gefalteter Schleyer oder Streif, der über den Schienbeinen rund zusammen geht. Ein ähnlicher Schawl zieht sich über die Brust der Priesterin. Unten wird ein Stier geschlachtet, der, obschon sehr verstümmelt, doch Leben und Wahrheit athmet. Mit widerspänstigem Trotz hält er den Kopf zur Erde und peitscht mit gehobenem Schwanze die Lüfte. Die Figur, die ihn schlägt, ist ganz zerstückt. Wahrlich man kann die Alten nicht genug in diesem Fache preisen. Selbst in so kleinen Gegenständen finden wir eine Vollkommenheit der bildenden Künste, die uns unerreichbar zu seyn scheint. Man sieht überdies einige Opfergeräthe: eine runde Kelle mit rückwärts gebogenem Griff, eine

runde Opferschale und eine Virga lustralis, von einem Stiel nämlich rollt eine Wicke herab. Auf der andern Seite ist ein Libationsopfer, dabey der Priester wie er eben das Opfer von der Schale in die Flamme gießt. Der Inschrift gemäß haben die argentarii et negotiantes in boario" dem Septimius Severus diesen Bogen errichtet, die Römer sollten ihn daher nicht immer sinnlos „arco degli orefici" nennen. Vermuthlich bedenken sie nicht, daß argentarii die Wechsler und Banquier bedeutet, zu denen die negotiantes gehören; was hätten aber die Silber- oder Goldarbeiter mit diesen zu thun gehabt? Bis hierher also ging noch das Boarium, von welchem man durch den Vicus tuscus nach dem großen Forum kam.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Der Venustempel bey Santa Croce.

Weil man eine hier gefundene Statue fälschlich für eine Venus gehalten hat, ist diesen Trümmern, die gewiß nicht einem Tempel angehören, jener Name geblieben. Alles, was noch von Mauerwerk steht, ist ein runder Halbzirkel, an dem sich oben noch Spuren des Gewölbes zeigen. Von den beyden Ecken des Halbzirkels aus gehen nach beyden Seiten zwey geradlinigte Mauern ab, doch so, daß sie sich ein wenig rückwärts ziehen. Offenbar ist dies der Hintergrund einer Basilike, wie z. B. die Paulskirche, St. Johann im Lateran, und mehrere andere, oder ganz so, wie der Riß der Basilike des Paulus Aemilius, den man auf dem alten Plan *) von Rom im Kapitol siehet. Noch mehr

*) Dieser unschätzbare antike Plan wurde beym Bau der Kirche San Teodoro gefunden, aber auf eine unerhört barbarische Weise in

bekräftiget dieß die Gestalt dieser Mauern; sie sind nämlich oben schief abgeschnitten, als ob ein schief liegendes Dach auf ihnen geruhet hätte, gleichwie es noch heut alle alte Basiliken haben. In diesen beyden Mauern sind je drey Fenster, nämlich ein großes und zwey kleine, und zwar so, daß die beyden kleinen der Rundung zunächst über einander stehen, das große Fenster aber da, wo sich die Mauer herab senkt, gegen das Ende zu angebracht ist. Von den Ecken dieser geradlinigten Mauer und da, wo sie an die halbcirkelrunde Nische sich anschließen, gingen vier gerade Mauern vorwärts, und theilten also das ganze Gebäude in drey Schiffe, von welchen das mittlere im Hintergrunde durch die runde Nische, die beyden andern, rechts und links, durch die geradlinigten Mauern geschlossen wurden. Ganz eben so sind die Basiliken immer gebaut, nur daß sie auch manchmal, wie Sankt Paul, außer der Mauer fünf Schiffe haben. Die beyden Schiffe, rechts und links, wurden durch jene drey Fenster erleuchtet; vielleicht hatte das runde Gewölbe der Nischen auch eine dem mittlern Schiffe lichtbringende Oefnung. Von den beyden Mauern, welche das mittlere Schiff einschlossen, ist eine, die noch vor wenig Jahren stand, vom Besitzer des Weingartens eingestürzt, und bey Seite geschafft worden, die andere steht noch zum Theil, so daß man ihre Richtung genau verfolgen kann. Aus der Beschreibung dieser Ruine erhellt, daß dies Gebäude kein Tempel, sondern eine Basilike oder etwas ähnliches war.

Stücken geschlagen, hernach, so gut man konnte, zusammen gesetzt und an der Treppe des Palasts der Antiken in die Wand gemauert. Er besteht aus 20—30 Platten, deren jede fast so groß wie eine Flügelthüre ist. Noch sind einige Theile der Stadt recht gut zu erkennen.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Alterthümer am Palatin.

Man hat Mühe die berühmte Quelle der Juturna zu finden, an welcher man nach der Schlacht am Regill die Dioscuren ihre glänzenden Rosse tränken sah; heut muß die edle Nymphe eine Papiermühle in Bewegung setzen. Dieses sehr schöne, aber etwas laue Wasser quillt aus einer gräßlichen Pfütze dicht neben der Cloaca maxima heraus, hell und klar wie Kristall. Die Quelle soll bey kaltem Wetter lau, bey warmem kalt seyn. Mit Bedauern sieht man indieß das prächtige Wasser in den scheußlichen Schlund der Cloaca stürzen. Die Römer nennen sie heut Fontana di San Giorgio, und der Eigenthümer der Papiermühle, der uns mit gewöhnlicher Freundlichkeit in alle Winkel führte, damit uns ja nichts von den Wunderdingen Roms entgehen sollte, versicherte uns, die Römer hätten diese Quelle, wegen der Vortrefflichkeit ihres Wassers, durch silberne Röhren geleitet, und deshalb acqua argentina genannt.

Die heutige Papiermühle ist ein ungeheures Mauerwerk aus Quadern gebaut, welches vielleicht zum Tempel der Nymphe gehörte, denn wo anders sollte er gestanden haben, wenn nicht hier. Indessen ist die ganze Gegend zunächst der Quelle sehr mit Trümmern, aber so verworren angefüllt, daß man nichts aus ihnen deuten kann.

Da wir uns nicht gleich zurecht finden konnten, wo die Cloaca maxima sey, riefen wir einen alten Mann an, der ruhig in einer Stube arbeitete. Mit großer Schnelligkeit warf er alles bey Seite, steckte den Kopf zum Fenster heraus, und da er uns ansichtig wurde, gab er uns

mit lauter Stimme die gründlichste Nachricht: „Sehet allhier die Cloaca maxima, erbaut vom Kaiser Maximilian.“ Es ist diese Cloaca die allerälteste Antiquität Roms mit Ausnahme des Tullianischen Gefängnisses, und in der That für alle Ewigkeit erbaut, obgleich sie in spätern Zeiten freylich manchmal ausgebessert und erweitert worden; indeß ein Schiff, wie die Alten großsprecherisch sagen, könnte hier nicht gehen, höchstens ein kleiner Kahn, wenn die Tiber niedrig steht.

Kaum waren wir aus der einen Cloaca heraus, als wir beynahe in eine schlimmere geriethen; da nämlich gerade eine Station bey der benachbarten Kirche des heil. Anastasius gehalten wurde, so lag ein Heer von Bettlern davor, die alle brüllten und wie Kühe oder Geis mit ihren Büchsen klapperten. Besonders fielen sie über uns als Fremde schonungslos her.

In der Villa Farnese saßen die Taglöhner, ihre kärgliche Vesper verzehrend, auf den schönsten Kapitellen korinthischer Säulen, die einst an den Palästen der Cäsaren geprangt hatten, was unsere Seele mit Erstaunen erfüllte. Unser Führer war ein kleiner, beredter Junge, der uns mit der größten Zuverlässigkeit jeglichen Winkel deutete und uns keck versicherte: „bey uns Römern sind die stupendesten Dinge der Welt zu sehen.“ Vom Balkon des Vignola herab, hat man in der That eine göttliche Aussicht auf Roms größte Alterthümer: das Forum, die Via sacra, das Colosseum und die Thermen des Titus und Antonin. Die Villa fällt auch in Ruin, so daß nunmehr Trümmer auf Trümmer sich häufen, denn der König von Neapel kümmert sich um seine römischen Besitzungen gar nicht.

Auf der andern Seite, gegen die Straße de' Cerchi zu, ist der Ort, wo der Circus maximus lag; heut geht die Straße über die Sitze weg, und die Zeit hat alles so ausgeglichen, daß man auch von ihm nicht einmal sagen kann: „hier war er"

Der Bogen des Janus auf dem Ochsenmarkt besteht aus vier ungeheuern Pfeilern, durch Bogen verbunden, auf denen ein großes würfelförmiges Mauerwerk ruht. Er hat zwey Stockwerk, und ein Privatmann öffnet und verschließt die innern Zugänge. Es ist klar, daß er nicht mit den Triumphbogen verwechselt werden muß; er war die römische Börsenhalle.

In dieser Gegend muß überhaupt der Centralpunkt des römischen Handels gewesen seyn, da die Schiffswerfte nahe, und der Vicus tuscus, eine Straße, die von hier nach dem Foro führte, voll Krämer und Kaufleute war.

Die schönsten Aussichten auf diesen Theil römischen Bodens genießt man ohne Zweifel von dem Thurm des verlassenen Klosters bey S. Balbina, von wo aus man auch die Thermen des Caracalla am besten übersieht; noch herrlicher aber ist die bey Santa Sabina an der Tiber *) über alle zwölf Hügel Roms. Auch der Scherbenberg, an dem Wein, Musik und Tanz die Römer im Oktober häufig versammelt, gewährt besonders über den Lauf der Tiber eine umfassende Aussicht.

---

*) Merkwürdig wegen einer großen Menge kleiner antiken Säulen im Hofe des Klosters.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

St. Paul zu den drei Brunnen und das Thal der Egeria.

Es verlohnt sich gewiß der Mühe, neben so vielen weniger interessanten Gegenständen, auch das einsame Thal zu besuchen, wo der heil. Paulus und mehrere Christen den Märtyrertod litten. Der Weg dahin führt bey dem herrlichsten Tempel Roms, der Kirche von San Paolo, vorbey; ihre schöne Vorderseite lag sonst an der großen Heerstraße, jetzt geht diese hinten weg. Diese Kirche prangt mit hundert und zwanzig weißen Marmorsäulen vom feinsten Korne, alle aus einem Stück, eine Pracht, die ihres Gleichen in der ganzen Welt nicht hat! Die größte Stille ruhte über diesem öden Wundergebäude, nur einige arme Seelen beteten demüthig am Boden, und ein Künstler schwebte in luftiger Höhe an den alten Bildern der Päpste. O wie erschüttert die schweigende Majestät dieses lichten Säulenwaldes! Anderthalb Millien davon liegt das öde Thal, das den standhaften Verfechter des Christenthums sterben sahe, und da, wo sein Haupt dreymal empor gesprungen seyn soll, entsprang die Quelle in der Kirche San Paolo alle tre fontane.

Auf dem Wege nach dem Thal der Egeria kommt man bey einer Menge Grabmäler vorüber, die den Scipionen, den Horatiern, und Gott weiß noch wem, gehört haben sollen. Das der Horatier ist offenbar ein Columbarium und folglich ein Erbbegräbniß.

Der Eingang in den Circus des Caracalla, an dem man vorüber geht, mag ehedem auch prächtiger gewesen

seyn, jetzt kann man sich nur mit Mühe durch Dünger und Pfützen hindurch arbeiten.

Wir begegneten hier auf unserer Excursion einer ziemlich dürftigen Frau, die auf der Appischen Straße einher ging und strickte, sich aber den Zwirnknaul von einem noch jämmerlichern Diener vortragen ließ. Ueberhaupt halten die Italiäner sehr viel auf Bediente, auch fehlt es ihnen keinesweges an solchen müßigen Gesellen.

Wir wandten uns hierauf links hin nach dem kühlen Thal der Egeria, welches keinen andern Reiz hat, als den einer stillen Abgeschiedenheit, und des Andenkens an Numa und Egeria *). Es heißt heut Thal Caffarelli und der Almo, in dem man sonst alljährlich die Cybele badete, heut Acquataccio genannt, durchströmt es. Am Rande des Thales steht die Kirche St. Urban, die ein Bacchus= oder Musentempel oder sonst etwas ähnliches, um der vier antiken Säulen und der alten Form willen, gewesen seyn soll. Im Thal selbst hat man den Camenentempel, den des Gottes Rediculus, wegen Hannibals Rückzug, einen andern der Egeria und jenseit des Almo den des Frauenglücks, durch welches Rom vom Coriolan befreyt wurde, zu suchen. Mehreren alten Gebäuden hat man diese Namen zuverlässig beygelegt, welches offenbar phantastisch ist. Die liebliche, stille und

*) Viele halten es für lächerlich, hier das wirkliche Thal der Egeria zu suchen. Allein die Römer mögen selbst nicht mehr gewußt haben, wo Numa mit der Göttin Rath pflog. Juvenal meint ohne den geringsten Zweifel dieses Thal, da er sagt, es habe am Capenischen Thore gelegen. Livius, und besonders Plutarch, sprechen sicher auch vom Thal Caffarelli, dagegen setzen Ovid und Strabo die Quelle der Egeria in die Berge von Barinia.

mit Epheu dicht bekränzte Grotte der Egeria erfüllt das Herz eines jeden mit düsterer Schwermuth; nichts vernimmt man, als das sanfte Rieseln der tausendjährigen Quelle, bey der eine zerbrochene Statue liegt, die man gern für die alte, echte der Göttin, wenn es nicht eine männliche wäre, halten möchte; ringsum ist alles in tiefem Schweigen versunken. Sonst müssen Grotte und Quelle von einem Hayn umgeben gewesen seyn, denn Livius sagt ausdrücklich, daß „eine Quelle mit immer fließendem Wasser aus einer schönen Grotte hervorströmend, diesen Hain bewässerte." Heut ist er bis auf elende Ueberreste, die spärlich hin und wieder zerstreut liegen, verschwunden. Die Abgeschiedenheit dieses Thals und die Schilderungen der furchtsamen Römer, die selten einen Spaziergang nur bis Ponte molle wagen, bewogen uns tüchtige Knüppel abzubrechen, wenn uns etwa bösere Geister als Numas und Egerias umschweben sollten. Auch fielen bald einige Schüsse, die aber von unschuldigen Bauern auf Vögel gerichtet waren; denn da die Jagd nicht wie bey uns ein Monopol ist, sieht man fast alle Bauern mit Gewehr ausgerüstet, welches sie freylich oft zu schlimmerer Jagd verleitet.

Dreyßigstes Kapitel.

Begräbniß der Scipionen, Bogen des Claudius, Tempel des Bacchus und Claudius, der heil. Berg.

Unfern dem Thore des Heil. Sebastian oder der ehemaligen Porta Capena findet man in einer Vigne eines der ältesten Denkmäler Roms, nämlich das Erbbegräbniß der

Scipionen. Wir pochten und riefen den weit entfernten Winzer von seiner Arbeit, nichts desto weniger führte er uns mit großer Freundlichkeit umher, und gab uns ein sehr schönes Winzermädchen mit stralenden Augen in das Grab zur Führerin. Mit ihrer Fackel in der Hand, schien es als ob der antike Todesgenius uns in die Gruft führte, und wir konnten uns leicht vorstellen, warum die Alten weniger widerspänstig sich einem solchen Todesengel hingaben. Auf diesem Grabmal steht ein Haus, das bey weitem so groß nicht ist, als diese seine Grundveste, und es scheint höchst wahrscheinlich, daß die Scipionen im Leben keinen so großen Palast bewohnt haben. Die Gewölbe und Gänge gleichen denen eines Bergwerkes, und sind aus ungeheuern Mauern zusammen gesetzt. Uebrigens liegt der ältere Afrikaner hier nicht begraben, sondern seine Vettern; die Inschriften sind in Sandstein, ein Beweis, daß zu diesen Zeiten der Marmor noch wenig im Gebrauch war*). Auch ist die Schrift sehr alt und unausgebildet. Indeß bewähret man im Palast Barberini ein etwa vor hundert Jahren gefundenes Denkmal, das die erstaunliche Abweichung des alten Lateins noch anschaulicher macht. Das Grabmal hat wohl über der Erde gestanden; übrigens kann Cicero es nicht meinen, wenn er von Scipios des ältern Grabe an der Porta Capena redet, denn hier ruht die Asche dieses Feldherrn nicht, wie wir gesagt haben, sondern die des Lucius Scipio Barbatus. Da wir uns indeß

*) Daher muß auch das herrliche Bassorilievo in Sandstein in der Villa Medici, welches in die Wand des Gartens eingemauert ist, da, wo man in die Villa Borghese hinunter sieht, ein sehr hohes Alter haben. Es stellt einen wunderschönen Fries dar, Laubwerk mit Vögeln, und man sieht, wie hieraus nachmals die Arabesken entstanden sind.

bey Besichtigung der Gänge und Lesen der Inschriften einige Minuten länger, als gewöhnlich Reisende zu thun pflegen, aufgehalten hatten, so kam der eifersüchtige Winzer zornig herabgesprungen, und schien nicht übel Lust zu haben, bey dem geringsten Grunde zum Argwohn aus diesem Grabmale der Scipionen auch das Unsrige zu machen.

Fälschlich findet man hin und wieder bemerkt, daß das Thor des H. Sebastian der ehemalige Triumphbogen des Nero Claudius Drusus sey. Dieser noch sehr gut erhaltene, aber nur aus einem einzigen Durchgang bestehende, und nicht mit Bassirilievi ausgezierte Triumphbogen steht ziemlich weit vom Thore S. Sebastian innerhalb der Stadt. Manche halten ihn blos für einen Aquäduktbogen.

Unfern S. Agnese vor der Porta Pia, einer wunderschönen Kirche mit herrlichen Marmorsäulen, liegt der noch wohl erhaltene Bacchustempel, während der Zeit, daß er als Kirche gebraucht wurde, Santa Costanza genannt, eine Rotonde, die in zwey concentrische Schiffe getheilt ist, ganz so, wie San Stefano rotondo, der acht und funfzig der herrlichsten antiken Säulen hat. Beyde Tempel scheinen nach einem und demselben Plane angelegt zu seyn und sollten deshalb zusammen gesehn werden. Man sieht an der äußern Mauer des Bacchustempels sehr deutlich, daß einst um ihn herum ein runder Porticus lief, ganz so, wie San Stefano von einem Corridor umgeben war, der heut noch zur Hälfte steht, zum Theil aber in das Gebäude der Conventualen verwebt ist. In dem Bacchustempel sind uralte Mosaike, welche alle auf die Verehrung des Bacchus Bezug haben, z. B. Knaben, welche Weintrauben sammeln, Keltern und dergleichen. Das schönste Stück aber ist, da die Kirche nun wüst steht, weggebracht worden.

Ganz gleich im Innern ist diesem Tempel San Stefano rotondo, nur daß die innere Rundung, die durch Säulen gebildet wird, nicht von jeher dieselbe Lage hatte. Dies Gebäude ist erst dem Claudius zu Ehren von seiner Gemahlin Agrippina erbaut, hernach dem Faunus, zuletzt dem H. Stephan geweiht worden.

Wer sich die Mühe nehmen und noch ein Stück über S. Agnese in die Steppe hinausgehen will, der kommt erst auf der Nomentanschen Brücke über den Anio oder Teverone, und sieht bald dabey den von der Natur zur Lagerung bestimmten heiligen Berg, bekannt genug wegen der Entweichung des römischen Volkes. Er liegt etwa hundert Schritt vom Anio ab, der das Lager des Volkes bequem deckte, und hat eine Breite von dreyhundert, und eine Länge von sechshundert Schritt.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Ostia.

Mit einer großen Gesellschaft junger Teutscher, nicht eben besonders zum Vortheil unserer antiquarischen Bestrebung, begaben wir uns nach Ostia. Der Ort ist in neuern Zeiten bekannter geworden, weil man hier viele Nachgrabungen angestellt hat, die das Museum Chiaramonte in Rom (ein Theil des Vatikanischen) haben bereichern helfen. Der Weg dahin durch die Campagna von Rom ist freylich öde und traurig, das Land zwar keine Wüste, aber eine menschenleere, sumpfige, sonst grüne Steppe; keine Wohnungen, als die kegelförmigen der Hirten, keine Rinder, als die zottigen, wilden Büffel mit zurückgezogenen Hör-

nern, die besonders die heilige Insel mit ihrer bestialischen Gegenwart beschweren. Nur selten erfreut das Auge ein grünes Saatfeld, statt des Grabscheits führen die Bauern die Flinte und schleichen um Sträucher und Hütten verrätherisch herum wie Schnapphähne; auf allen Straßen hängen Arme und Beine, die man erhängten Räubern abschnitt, zur nutzlosen Warnung an Pfählen, und in den schmuzigen Nestern von Städten lauern Bettler und zu allem bereites Diebsgesindel mit verdächtigen Physiognomieen. Sobald man Rom verläßt, wo die reichsten Genüsse unser Herz schwellten, schnürt es Oede und Stille zusammen.

Ostia selbst, dem alle Erwerbsquellen längst versiegt sind, ist jetzt, von giftigen Sümpfen Meilenweit umgeben, der jammervollste Ort, der sich je Stadt genannt hat. Man versicherte uns indessen mit Zuverlässigkeit, daß selbst im August und September nie mehr als drey Einwohner zurückblieben, die übrigen entflöhen dem tödtenden Fieber. Ein runder Thurm aus dem Mittelalter und einige dabey stehende Pinien bilden eine höchst malerische Gruppe, und man sieht von oben herab über die ungeheure Steppe und ihre Sümpfe bis zum Meer. Das elende halbe Dutzend Häuser ist nicht das alte Ostia; dies lag weiter hin gegen den Ausfluß der Tiber zu, und nachdem wir eine kleine Strecke zurückgelegt hatten, befanden wir uns bald unter einer Menge von Trümmern zerstückter Säulen, Leichensteinen, Tempeln und in die Erde versenkter Wohnungen, ja selbst eines Amphitheaters, dessen Lustbarkeiten sich die alten Italiäner sehr selten versagten; denn man findet beynahe immer unter den Ruinen, auch selbst der geringsten Stadt, ein kleines Amphitheater. Diese Trümmer liegen auf einem so gro-

ßen Raume zerstreut, daß man billig daraus schließen muß, diese Coloniestadt sey mit dem heutigen unglückseligen Neste gar nicht in Vergleich zu stellen, und mag auch sonst, da sie Rom mit Lebensmitteln versorgte, einen sehr bedeutenden Handel gehabt haben; indessen ist sehr glaublich, was Strabo sagt, daß der Hafen der Stadt nie viel getaugt und die Schiffe eine elende Station gehabt hätten, da sich immer viel Schlamm ansetzte. Ueberdies waren diese alten Häfen wiederum selbst eine halbe Meile von der Stadt entfernt, und, wie viel auch die Zeit verändert haben mag, man überzeugt sich, daß es eigentlich nicht Häfen, sondern nur höchst unsichere Rheden waren. Um zu den äußersten Häfen zu gelangen, denn bekanntlich hatte Ostia deren zwey, muß man über den einen Arm der Tiber setzen auf die Insula sacra, wo wir eine ungeheure Menge Büffel, Thiere der Wüste, weiden sahen; es ist sonst gefährlich, ihnen nahe zu kommen, da diese Bestien indeß noch sehr in der Blüthe ihrer Jahre waren, so liefen sie mit seltsamen Sprüngen und scheußlichem Brüllen davon, wenn wir sie scheuchten. Man landet, quer die heilige Insel durchschreitend, auf dem andern Ufer des zweyten Tiberarmes, und ist bald an dem Oertchen Fiumicino, das aus wenigen ganz zerstreuten Hütten besteht, angekommen. Ein Fort vertheidigt hier durch einige Kanonen das Land gegen die Barbaresken. Das Ufer ist nunmehr so abgespühlt und versandet, daß es beynahe eine gerade Linie bildet, und nur weiterhin gegen Norden zu ist eine kleine unbedeutende Bucht; hier mag wohl der Hafen des Augusts gewesen seyn. Der herrliche Anblick des Meeres, seiner unendlich mannigfaltigen Fernen und Schattirungen, im schimmernden Blau des Himmels wiederstrahlend, erfreuten unser Auge außerordentlich; kaum

konnten wir uns von dem lang entbehrten Schauspiel los- reißen.

In der Hütte eines Schiffers ließen wir uns frische Rosinen mit Ischia-Wein treflich schmecken und kehrten dann bis an den Hafen des Trajan zurück, der, nördlich von dem zweyten Tiberarm, in einer Bucht des Meeres liegt, und immer weit besser gewesen seyn mag, als die andere Rhede des Augusts. Auch sieht man nahe bey dem Hafen noch die Spuren langer Gebäude, gleich Magazinen, die ohne Zweifel die Navalia, oder Schiffswerften und Speicher waren.

Endlich trat unsere Karavane den Rückzug an, und sehr spät erst kamen wir wieder in der Stadt an, nicht eben sehr zufrieden mit der Ausbeute des Tages.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Tivoli.

Es wäre niemanden zu rathen, besonders wer Sicilien oder die Umgebungen Neapels gesehen hat, mit besonderer Hoffnung auf lehrreiche Alterthümer die kleine Reise von Rom nach Tivoli zu machen, da, außer einigen Sälen der Villa des Mäcen, gar nichts zu sehen ist, als die, freylich höchst malerischen, aber unendlich verworrenen Trümmer der ungeheuern Villa des Hadrian, von allen übrigen Vil- len aber, deren Mittelpunkt Tivoli war, kaum noch un- deutliche Spuren. Dagegen wie über alle Begriffe reizend und lieblich ist auf diesem schönsten Fleckchen Italiens die Natur! Nie hat kaum die Phantasie des Poussin oder Claude Lorrain ein so in sich abgeschlossenes, sanftes, man-

nigfaltiges und wunderschönes Landschaftsbild geträumt, als die Natur in Tivoli wirklich vor unsern Augen malt. Wo sind die Oelbäume so frisch und grün, die Pinien und Cypressen so schlank und erhaben, die Berge so freundlich gerundet, so wild zerrissen! Wo stürzen so die klaren Wasser in milchweißen Bogen vom Felsen herunter, an deren Stirne zweytausendjährige Trümmer hängen! Wo ist der Himmel so blau und golden, die Lebensluft so balsamisch, und das Abendroth so glühend! Keine theokritische Idylle gleicht der zauberreichen Dichtung dieses kleinen, heimischen Paradieses.

Durch Hitze und Staub, vorbey den schreckhaften Gebeinen aufgeknüpfter Räuber wandernd, rauchte uns endlich, mit Martialis zu reden, „die bleiche Albula mit Schwefelwassern entgegen", und wir erblickten die leuchtenden Punkte Tivolis hoch auf dem Sabinergebirg vor uns. Bald waren wir am Anio oder Teverone, über den wir schon einmal bey Ponte Mammolo gesetzt hatten, da, wo beym Grabmal des Plautius der Ponte Lucano, angeblich nach einem Siege der Römer so benannt, über den Strom führt. Das Grabmal ist ein herrlicher Rest des Alterthums, und gleicht ganz und gar dem der Cäcilia Metella, oder heut Capo die Bove.

Bald darauf zogen wir in die elende Stadt selbst ein, und konnten nur auf großen Umwegen zu dem Vater der Maler, wie man ihn nannte, Signor Checo, Gastwirth zur Sybille, deren Tempel in seinem Hofe steht, gelangen, indem in der Hauptstraße vor einigen Tagen gerade zwölf Häuser, rund um den alten Tempel des Herkules, der mitten im Ruin unerschüttert stand, zusammen gestürzt waren, und so den freyen Durchgang auf einige Zeit gehemmt hat-

ten. Wir verlebten den Rest des Tages sehr glücklich unter den stillen Cypressen der Villa d' Este, und den Abend am Abhange des Oelwaldes, in dem sonst das geheimnißvolle Orakel des uralten Faunus wahrsagte, gerade über vom göttlichen Sturz der großen Cascatelle. Rechts her, an fünf deutsche Meilen, drohet der riesenhafte Dom von S. Peter durch die Lüfte; der kunstreichste Pinsel entwirft nicht einen Schattenriß dieses Gemähldes.

Sehr schön erhaltene Reste des Alterthums sind die beyden Tempel der Vesta und der Sybilla; jener, wie der in Rom, rund und mit einem kleinen Säulengang umgeben, dieser viereckig, aber oft mit jenem verwechselt; sie hängen beyde über dem Abgrund, in den der Anio den furchtbaren Sturz macht.

Die Ruinen der Villa des Hadrian gehören zu den gewaltigsten aller, die überhaupt auf uns gekommen sind; allein sie liegen dermaßen in Trümmern und Graus durcheinander, daß, wenn auch der allwissende Cicerone jegliches Gemach deutet, dir doch nichts, als ein verworrenes Bild zurückbleiben wird. Pirro Ligorio sah freylich offenbar mehr, als wir jetzt, da er seinen Plan von der Villa entwarf, z. B. ein jetzt ganz verschwundenes Theater; auch in diesem Augenblick noch erkennt man deutlich mehrere Säle, z. B. die sogenannten Prätorianischen, die treflich erhalten sind; den Tempel des ägyptischen Gottes Canopus, der, wie seine Lage nicht ohne Grund vermuthen läßt, auch als Naumachie gebraucht wurde. Die hintere Nische steht noch ganz, und auf der einen Seite sieht man Bogen, die jetzt unter der Erde stehen, einst aber vielleicht die Sitze der Zuschauer trugen.

Die übrigen Ruinen sind zwar noch sehr zahlreich, allein ohne alle weitere Bedeutung. Eine alte jetzt restaurirte Brücke, von ihrem Erbauer L. Cellius Pons Cellii oder Ponticelli genannt, führt über den einen Arm der starken Quelle Acquoria oder aquae aureae, und heißt deshalb auch Ponte dell' Acquoria; auch sieht man das antike Pflaster eines Stücks der Via Valeria, die zu den Marsen führte. Sie hatte erst von Tivoli aus diesen Namen, von Rom kam dieselbe Straße unter der Benennung Via Tiburtina hierher. Die Inschrift, welche man gefunden, sagt, daß der sonst steilen und beschwerlichen Straße diese breite, bequeme substituirt wurde: „S. P. Q. R. clivum tiburtinum in planitiem redegit.

Eine schöne wohl erhaltene Ruine ist der bekannte runde Tempel des Hustens oder della tosse. Einige meinen, der Tempel sey nach der gens Tossia benannt und irgend einer Gottheit unter ihrem Namen geheiligt gewesen; wie man z. B. einen Tempel der Juno Claudia oder Fortuna Flavia hatte, so konnte dieser Tempel vielleicht einer Venus, Ceres Tossia geheiliget gewesen seyn. Seine Gestalt ist durch tausend Abbildungen bekannt. Er ist rund, hat acht Nischen und wird von oben herab durch eine runde Oeffnung, wie das Pantheon, erleuchtet. Eben so bekannt sind die wohl erhaltenen Gänge und Säle der Villa des Mäcen, aus deren einem Fenster die kleine Cascatelle stürzt, und unter welcher durch den sogenannten Ponte oscuro oder die finstere Brücke die Via Tiburtina aus Rom nach der Stadt hindurch geht.

Man muß sich aber mit allem Rechte sehr darüber wundern, daß, obgleich alle Reisebeschreiber der Reihe nach das hallende Haus der Albunea (domus Albuneae reso-

nantis) und den stürzenden Anio (praeceps Anio) anführen, doch die wenigsten einige umständlichere Worte über diese Grotte und den heutigen Fall des Stroms mittheilen, und doch verdiente unserm Bedünken nach sicher in ganz Tivoli auf nichts mehr Rücksicht genommen zu werden, als auf die großen Veränderungen, die dieser thätige Strom theils selbst hervorgebracht hat, theils durch Menschenhände hat erleiden müssen. Wir wollen deshalb einiges hierüber beybringen.

Der Anio, oder Teverone, genährt durch die reichen Wasser, welche von dem Sabinergebirge herabkommen, pflegt, bey anhaltendem Regenwetter anschwellend, oft die größten Verwüstungen in der Gegend von Tivoli anzurichten, weniger in der hoch auf dem Berge liegenden Stadt selbst; denn ehe er sie noch erreicht, stürzt sich schon seine bedeutendste Masse in ein Thal hinab, das in einem Halbzirkel um die Stadt herum läuft, so daß der Teverone einen großen Bogen auf der einen Seite um die Stadt macht. Man ist deshalb in neuern Zeiten darauf bedacht gewesen, die zerstörende Kraft dieses Stroms zu schwächen, indem man ihn in drey Hauptarme zerspalten hat. Oberhalb der Stadt trennt sich rechts vom Hauptflußbette ab der eine Arm, welcher durch einen Kanal, den der Kavaliere Bernini durch die Seiten des anliegenden Berges stach, sich in einen furchtbaren Abgrund gerade unter dem Vestatempel stürzt, und einen der erhabensten Wasserfälle bildet, die je durch die Kunst angelegt worden sind; und wenn auch längst alle Statuen und Säulen des Ritters Bernini vergessen seyn werden, so wird doch der Donner des Anio noch lange seinen Ruhm verkündigen. Der Rest des Stroms setzt in geringer Entfernung von dem Berninischen Kanal seinen

Lauf bis zur Stadt fort, stürzt dann über eine Art Wehr sehr ausgebreitet herab, wühlt sich durch die weichen Felsen tief hindurch und fällt endlich, vom Berninischen Sturze nur durch eine Bergecke, auf der viele Häuser stehen, geschieden, ebenfalls in jenes tiefe Thal, wo der Strom für die hohe Stadt ganz unschädlich ist. Indessen trennt sich von diesem mittlern Hauptrstrom, ehe er den Sturz ins Thal erleidet, links ein dritter Arm, der die berühmten Cascatellen, d. h. kleine Wasserfälle, bildet. Man hat ihm unterirdische Kanäle bereitet, durch welche ein Zweig dieses Hauptstroms bis zum Kaffeehause strömend unter demselben die wunderschöne große Cascatelle in zwey Absätzen bildet, die ihre Gewässer denen der beyden Hauptströme, die seit dem großen Sturze ins Thal vereinigt fließen, zugesellt. Ein andrer Zweig jenes dritten Hauptstroms geht auch wiederum unter der Erde fort, bewässert die Villa d' Este, und fällt dann auf der andern Seite des Berges, auf dem Tivoli liegt, in das Hauptbette des Teverone. Der dritte Zweig dieses letzten Hauptarmes endlich geht gleichfalls durch die Villa d' Este, und springt hernachmals als die zweyte prächtige Cascatelle aus den Fenstern der Villa des Mäcen in den Anio hinunter. Außer diesen erwähnen wir nicht die vielen kleinen Rinnen und Tränkbäche, die man aus dem Anio hergeleitet hat; sie alle fallen noch vor Ponte Lucano beym Grabmal des Plautius zusammen, wo dann der Strom seine Kräfte wieder ganz gesammelt hat. Wie sehr verschieden ist also der heutige Teverone vom alten Anio bey Tivoli, da jener in fünf Arme gespalten ist, dieser nur ein Bette hatte.

Dieser Strom nun, der sonst ungetheilt durch dies Hauptbette einherströmte, hat mit einer so außerordentlichen Kraft

und Thätigkeit auf die Felsen gewirkt, und das Thal, in welches er stürzt, so sehr bearbeitet und verändert, daß man ihn nicht ohne Verwunderung betrachten kann. Das Thal selbst wird gebildet durch den Berg, auf dem Tivoli liegt, und durch den Catilus, heute Monte della Croce. Der Strom, der über das Wehr fällt, und unter einer hölzernen Brücke, die man an die Stelle einer antiken steinernen gesetzt hat, hinweggehet, hat sich ungeheuer tief in die Felsen eingewühlt, und donnert halb unsichtbar durch Schneckengänge unter dieser Brücke, die jetzt zwar hoch über ihm schwebt, da der Strom sich gesenkt hat, ehedem aber noch höher war, in das Thal hinunter. Dieses ausgefressene Felsengewölbe heißt man jetzt die Neptunsgrotte, und es ist keine Frage, daß wahrscheinlich die meisten Reisenden, wenn sie sich die Horazische Stelle vom stürzenden Anio und der wiederhallenden Albunea hersagten, an diesen Fall und diese Grotte gedacht haben. Unterhalb dieser Grotte, aus der der Fluß mit rasender Wildheit hervorschießt, stürzt er mit der von Bernini angelegten, viel höhern und senkrechten Cascade zusammen, geht schäumend weiter, und bildet in sehr geringer Entfernung, zwischen einigen etwa zwanzig bis dreyßig Fuß hohen Felsen herabgleitend, einen zweiten Fall. Allein auch dieser war vor vierzig bis funfzig Jahren, wie sich die Einwohner sehr gut erinnern, viel höher, indem das Wasser über die Felsen, sie ganz bedeckend wegglitt, jetzt aber zwischen denselben einen Kanal ausgespült und sich gesenkt hat. Etwa funfzig Schritte von diesem zweyten Falle ist der enge Schlund des Thales durch quer vorgeworfene Felsen verrammelt. Allein der gewaltige Strom hat sich mit unwiderstehlicher Kraft unter den Felsen einen Durchweg ausgehöhlt, so daß

man auf dieser natürlichen Brücke, jetzt Wolfsbrücke (ponte Lupo) genannt, über den Anio von einer Thalwand zur andern gehen kann, wenn man sich durch die ellenhohen Pflanzen mit dem Eisen einen Weg bahnen und den ewigen Regen des Sturzes nicht scheuen will. Diese unterirdische Schlucht heißt die Grotte der Sirenen. Tritt der Anio unter Ponte Lupo hervor, dann fließt er im breitern Thale durch eine liebliche Matt ziemlich beruhigt dahin, während jenseit dieser von dem Strom und der Natur erbauten Brücke alles Toben und Schäumen ist, schlingt sich um den runden Ausbug des Berges, auf dem Tivoli liegt, herum, nimmt das Wasser der drey Cascatellen, die quer den Berg durchschneiden, auf, und trägt es ruhig der Tiber zu. Da nun auch das Wehr, über welches der Strom fällt, durch Kunst erbaut ist, so geht hervor, daß er keinen einzigen natürlichen Fall hat. Dies ist der Lauf des heutigen Teverone; laßt uns nunmehr den des alten Anio betrachten.

Der Strom ging also mit ungetheilten Wassern unter einer steinernen Brücke weg, da wo heut die hölzerne vielleicht vierzig oder funfzig Fuß hoch über dem Bette des Teverone schwebt, und an der linken Thalwand in ziemlich wagerechter Richtung achtzig Schritt über seinen jetzigen Fall hinaus, wo ihm die Tiburtiner seinen Sturz gleichfalls künstlich bereitet hatten. Der ganze ungeheure Schlund nämlich, von der hölzernen Brücke bis Ponte Lupo, in den sich dieser und der Berninische Fall ergießen, konnte damals bestimmt nicht vorhanden seyn, weil sonst der Strom seine Bestimmung nicht hätte erreichen können; und in einer spätern Periode, als sich der Strom schon etwas gesenkt hatte, mag er über Ponte Lupo hinweggegangen seyn, ehe

er sich durch die Sirenengrotte gewühlt hatte. Ja selbst erst vor mehrern Jahren, als sich einstmals die Oeffnung unter Ponte Lupo verstopft hatte, und der Strom durch heftigen Regen angeschwellt wurde, sprang er wüthend über Ponte Lupo hinüber und verwüstete aufs jämmerlichste die üppigen Weingärten dieses reizenden Thales.

Jenseits Ponte Lupo aber, also da, wo im erweiterten Thale tief unten die liebliche Matt liegt, erhoben sich an der linken Thalwand in einer Höhe von einhundert und funfzig bis sechszig Fuß künstlich gemauerte Grotten in zwey Stockwerken über einander, so daß das untere auf dem Felsen ruht, der über der unten liegenden Matt schwebt. Im untern Stock sieht man vier Grotten oder Hallen, nach dem Thal zu geöffnet und mit den Seitenwänden aneinander stoßend; im obern sind nur noch zwey vorhanden. Ueber das Deckengewölbe des zweyten Stocks dieser Hallen rollte ehedem der Anio seinem entsetzlichen Sturze entgegen, gerade gegenüber von den Resten der Villa des Horatius, wenn er wirklich eine in Tivoli hatte, und dies war denn der eigentliche stürzende Anio, und diese Grotte das wahre hallende Haus der Albunea; folglich hat jetzt der Anio aufgehört zu stürzen, und der Albuneatempel hallt nicht mehr wieder. Sonderbar ist es indeß, daß auch in alten Zeiten der Anio nur einen künstlich bereiteten Sturz hatte. Der Eingang in diese Grotten, wenn sie überhaupt einen hatten, kann natürlich nur von der Seite gewesen seyn. Man kann indeß nicht aus einer in die andere kommen. Daß der Strom übrigens wirklich über diese Grotte der Albunea stürzte, beweisen unwidersprechlich die an dem Rande der Grotte hängenden Stalaktitzapfen und andere Tropfsteinbildungen, gleichsam als ob das Wasser

im Sturz versteinert wäre. Auch inwendig sind die Grotten, ohne daß das Wasser selbst hineingedrungen wäre, blos vom Dampf mit faustdickem Tropfstein überzogen. Gräbt man überdieß auf jener unten liegenden Matt nur einige Spannen tief, so findet man alsbald unter der grünen Rasendecke den gewöhnlichen Sand und die kleinen Rollsteine des Anio, der jetzt gegen den Catilus zugewandt bey jener Wiese vorbeyfließt.

Man wird nun leicht achten können, welch erhabenes Schauspiel der Anio dem alten Sänger gewähren mußte, als er noch in ungetheilter Masse um so viel höher, als jetzt, über die Grotte der Albunea herab donnerte; obgleich man anderer Seits auch wohl erwägen muß, daß, wenn gleich der Anio heut in fünf Arme zerspalten ist, ihm doch dagegen die große Wassermasse bleibt, welche ihm sonst die vier Wasserleitungen Anio-vetus, Claudia, Martia und Anio novus entführten.

Daß aber der Strom von seinem heutigen Fall, oder eigentlich von der über demselben schwebenden Brücke an in fast wagerechter Richtung bis über Ponte Lupo hinausginge, daß also jener ungeheure Schlund, in welchen der Hauptfall und die Berninische Cascade stürzen, gar nicht vorhanden war, beweiset erstlich das gänzliche Stillschweigen der Alten über einen solchen engen Schlund; im Gegentheil beschreiben sie das Thal, in welches der Anio fiel, als ein heiteres, offenes, breites, und offenbar erweitert es sich auch vor den Hallen der Albunea. Ferner zeugen dafür die Ruinen der Villa des Manlius Vopiscus, eines Günstlings des Domitian. Sie liegen gerade am heutigen Sturze an der einen Seite der fürchterlichen Schlucht und zwar an der rechten Thalwand, so daß nur Vögel sich

ihnen nähern können. In der That, hätte der Schlund schon damals die heutige Gestalt gehabt, nur ein Wahnsinniger hätte es unternehmen können, hieher ein Lusthaus zu bauen, wo man, über dem entsetzlichsten Abgrund schwebend, sich nie aus dem Hause herausbewegen, und nie eine Secunde vor dem Toben des Anio hätte schlafen können. Es ist also klar, daß der Fluß in einem ebenen Bette weiter floß, bis dahin, wo man ihm seinen Fall künstlich bereitet hatte. Die Villa des Vopiscus lag nun quer über den Strom, so daß ihre Vorderseite dem Flusse nach ins Thal zu sahe, oder die Villa bestand vielleicht aus zwey Hauptflügeln zu beyden Seiten des Stroms, die durch eine Brücke verbunden waren; ja Pirro Ligorio und Antonio del Re wollen noch die Bogen gesehen haben, über welche man gleichsam wie über eine Brücke, aus einem Theil der Villa in den andern ging, woran sehr zu zweifeln, und spätere Beobachter behaupten, daß die Trümmer der Villa noch an beyden Thalwänden, das heißt an dem Abhang, auf welchem der Vestatempel steht, und am Catilus, heut della Croce, zu sehen waren; allein jetzt sieht man an der linken Thalwand nur modernes Mauerwerk. Daß indeß die Villa wirklich diese Lagen hatte, ist aus dem dritten Gedichte des ersten Buches der Wälder des Statius klar, wo der Autor auch bemerkt, daß die Aqua Martia in kleinern Röhren unter dem Anio quer hinweggelaufen sey; auch hat man diese Röhren hernachmals in einem Weingarten wirklich gefunden *).

---

*) Man vergl. Cabral und Fausto del Re, Beschreibung von Tivoli.

Noch ist indeß zu merken, daß dieser sonderbare Strom, als er zwar seinen alten Lauf schon verändert, doch aber noch nicht so tief gesunken war, wie heut, sich unfern der Brücke an der linken Thalwand einen unterirdischen Kanal durch die Seite des Berges gewühlt hatte, den man noch heute passiren kann; daß der Strom hier wirklich durchging, zeigt die völlige Incrustirung und die wellenförmigen Höhlungen und Windungen des Kanals, in denen man ganz deutlich die Arbeit des Stroms erkennt; auch sieht man seltsamer Weise im Felsen, etwa in Mannshöhe, den völligen Abdruck eines antiken Rades mit Nabe, Speichen und Felgen. Schwerlich ist aber jemals der ganze Strom hier durch gegangen, denn erstlich mußten die Wasser, während der Anio über diesem Kanal arbeitete, einen andern Ausweg haben, und zweytens ist der Kanal doch viel zu eng für die ganze damals ungetheilte Wassermenge; auch ist es höchst wahrscheinlich, daß der Strom diesen Weg bald wieder verließ, indem er leicht die anliegenden Felsen abschleifen konnte. Es darf uns übrigens nicht in Erstaunen setzen, daß der Teverone so sehr auf das Thal gewirkt hat, wenn wir bedenken, daß die Tamina in dem gräßlichen Schlunde des Pfefferbades im Kanton S. Gallen, ein Flüßchen, welches viel kleiner, als der Anio, und der Rhein an der Via Mala in Graubünden, der dort wenigstens nicht größer als der Anio ist, eben so unglaubliche Veränderungen hervorgebracht haben.

Obgleich das Bette des antiken Falles noch an hundert und vierzig bis funfzig Fuß über dem Ponte d' Acquoria erhaben seyn soll, so fließt doch der Anio ziemlich beruhigt; es ist daher leicht möglich, daß die Zeit hier mehrere Fälle ausgeglichen hat, so wie auch ganz gewiß in Zu-

kunft der Fall der Neptunusgrotte aufhören und eines der erhabensten Naturschauspiele nicht mehr seyn wird. Weiter hin muß er auch im Alterthum sehr still der Tiber zugeflossen seyn; denn Silius sagt:

Jähling stürmt er daher zum Gestad im entsetzlichen Andrang,
Da wo kühlen Gewogs der Anio linde zum Ahnherrn
Tiberis sonder Gemurmel in schwefligen Wassern hinabrollt *).

und Strabo berichtet, daß die Travertinblöcke sich sehr bequem nach Rom hinflößen ließen.

Wir müssen indeß nothwendig eine Stelle im Virgil erwähnen, die den Sitz der Albunea nach der gewöhnlichen Erklärung weit vom Sturze des Anio und den Grotten, die wir für das hallende Haus ausgegeben haben, entfernt. Im siebenten Buche der Aeneide (V. 81—84) sagt der Dichter:

At rex sollicitus monstris oracula Fauni,
Fatidici genitoris, adit lucosque sub alta
Consulit Albunea: nemorum quae maxuma sacro
Fonte sonat saevamque exhalat opaca Mephitim.

In der Ebene von Tivoli entspringt ein kleiner äußerst stark geschwefelter Bach, ehedem albulae aquae, jetzt acque zolfe, oder die Zolfatara von Tivoli genannt, und ergießt sich in den Anio, weshalb diesen wahrscheinlich Silius in der angeführten Stelle selbst schweflig nennt. An den Quellen dieses Schwefelbaches, die eine gute Strecke von Tivoli entfernt sind, soll die Nymphe oder Sybille Albunea, nach der eben die größte Quelle benannt worden

---

*) Sulphureis gelidus qua serpit leniter undis
Ad genitorem Anio labens sine murmure Tybrim.
Lib. 12. v. 538.

sey, einen Tempel, domus, gehabt haben, der von dem Plätschern der Quelle wiederhallte. Der dabey befindliche Hain aber sey jener „lucus," von dem Virgil spricht, und in selbigem das Orakel des weissagenden Faunus gewesen.

Es befinden sich am Ursprunge des Baches drey kleine Seen; der größte heißt Lago della Zolfatara, die beyden andern aber delle Colonnelle und San Giovanni. Aus dem Lago della Zolfatara kommt eben jener immerfließende Bach „acque zolfe" heraus, und man schließt aus den Versen Virgils ziemlich bündig, daß diese schwefelhauchende Quelle eben die Albunea sey, von der der Dichter redet. Allein von einem Hain, durch den die Quelle im Schatten „opaca" sich ergösse, ist auch nicht mehr die geringste Spur vorhanden; das Erdreich ist dermaßen von Tuff überzogen, daß es aller Vegetation völlig unfähig ist, und es steht dahin, ob hier jemals ein Hain existiren konnte, da man nicht einsieht, warum der Tuff sich erst später über das Erdreich gezogen haben sollte, da der See und die daraus fließenden Quellen unverändert sind; wenigstens hat ganz Tivoli noch völlig seine üppige, frische Vegetation, warum sollte sie gerade erst später verdrängt worden seyn? Eigentlich liegen aber diese Seen gar nicht in den frischen Gebirgen von Sabium, sondern in der öden Steppe, die sich vom Fuß derselben bis Rom hinstreckt. Gesetzt aber auch, es wäre hier ein Hain vorhanden gewesen, wie konnte der Dichter sagen, daß er „sub alta Albunea" gelegen hätte? Diese Quelle mußte vielmehr unter jenem Hain liegen, da sich der Lago della Zolfatara ganz in der völligsten Ebene befindet. Es scheint daher die Bemerkung des Servius zu der angeführten Stelle nicht so abgeschmackt zu seyn, wie Cluwer meint, daß nämlich die Albunea des-

halb „alta“ heiße, weil sie sich auf dem hohen Berge, auf dem Tivoli liegt, befunden habe; dagegen hätte zu unserer Zeit Heyne dem Cluver nicht ohne weiteres nachschreiben sollen, daß die Quelle wegen der unergündlichen Tiefe des Sees, die aber nicht mehr als etwa hundert und zwanzig Fuß *) beträgt, „alta“ genannt worden sey. Endlich aber konnte Virgil auch nicht sagen: „Albunea sacro fonte sonat,“ noch auch Horaz den etwa hier liegenden Tempel der Albunea „domus Albuneae resonantis“ nennen, da der Bach ganz still aus dem See herausfließt, und eine tönende Quelle gar nicht sichtbar, sondern eine stille blos auf dem Boden des Sees zu vermuthen ist. Stritte folglich nicht der Schwefelgestank für die Zolfatara, wir würden kein Bedenken tragen, die Quelle der Albunea in die waldigsten Höhen von Tivoli zu versetzen, wo sich Haine, und zwar unter der Albunea, von tönenden Quellen durchrauscht, in großer Anzahl befinden konnten. Wenn wir indessen auch annehmen wollen, daß der Lago della Zolfatara die Quelle der Albunea sey, so folgt daraus noch keineswegs, daß auch hier ihr tönendes Haus gestanden habe, dessen Horaz in der bekannten Stelle erwähnt. Zwar finden sich hier auch Säulentrümmer und dergleichen vor, allein erstlich liegen diese Reste vielmehr am Lago delle Colonnelle, und zweytens mögen sie wohl eher von den Bädern des Agrippa, deren sich August bediente, als von dem einfachen Tempel einer Nymphe herrühren; noch unter Constantin, und selbst neuerdings holte man von hier die herrlichsten Columnen. Hätte auch überdies Albunea hier an ihrer Quelle, was leicht seyn kann, obschon Virgil nichts

*) Cabral und Fausto del Re a. a. O.

erwähnt, eine Grotte oder Tempel gehabt, warum sollte sie nicht an einem andern Orte noch ein Heiligthum gehabt haben? Und wem konnten die Tiburtiner jene Halle, über welche der Anio stürzte, mit größeren Rechte weihen, als einer Nymphe, und namentlich ihrer eingebornen Göttin Albunea. Horaz aber steigt in seiner ganzen Beschreibung von den Reizen Tivolis niemals in die öden Steppen der Campagna herab, in welcher weder der Hain des Tibur, noch die wasserreichen Obstgärten zu suchen waren; auch hätte der flache Lago della Zolfatara, selbst vom schönsten Hain umschattet, nie die Auszeichnung verdienen können, unter die vorzüglichsten Schönheiten Tivolis gerechnet zu werden. Was für Gegenden und Ansichten bleiben noch auf der Seite gegen Subiaco hin zu erwähnen übrig! Da nun endlich Horaz den Fall des Anio so eng mit dem hallenden Hause der Albunea verbindet, so können wir wohl annehmen, daß er jene Grotten wirklich meinte.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Kirchen und Geistlichkeit.

Rom hat bekanntlich über viertehalb hundert Kirchen, deren einige wirklich Antiken, wie das Pantheon, andere so alt sind, daß man sie für Antiken halten sollte, z. B. das Battisterium bey S. Johann im Lateran, diese Kirche selbst, S. Paolo und andere. Die mehrsten sind freylich erst später, leider im Schreinerstyl, erbaut, und stehen unsern charaktervollen gothischen Kirchen weit nach. Demungeachtet aber wandelt man nicht ohne Erschütterung des

Gemüthes unter ihren erhabenen Kuppeln und in ihrem geheimnißvollen Dunkel, besonders da die mehrsten mit Meisterwerken der Malerey erfüllt sind.

Um die ungeheure Größe und Majestät des S. Peter recht zu empfinden, stelle man sich ja nicht vor denselben hin, wo die elende Vorderseite nur Widerwillen erregt, sondern in die enge Gasse hinter den Vatican; hier gibt sich alles in ein so erhabenes Ganze zusammen, wie an keinem andern Orte, und man erschrickt über den ungeheuern, bergähnlichen Bau. Geht man in das Innere der Kirche, wenn ein mattes Dämmerlicht die kleinlichen Verzierungen verhüllt, mit welchen die geschmacklose Eitelkeit der Päpste diesen unermeßlichen Tempel der ganzen Christenheit in einen Putzsaal der Pfaffen verwandelt hat, dann glaubt man das erhabene Gewölbe des Himmels selbst über sich zu sehen; es ist daher unendlich zu bedauern, daß der jetzige Papst die Kreuzeserleuchtung um des Scandales willen, das die Römer im St. Peter trieben, auf immer abgestellt hat. Diese Beleuchtung soll eine Einheit und Großheit in das Gebäude gebracht haben, die die Phantasie kaum zu erreichen vermochte.

Die Rotonde oder S. Maria zu den Märtyrern, nicht größer als allein die Kuppel des S. Peter, scheint sicher von außen lange nicht so erhaben, als jene, sondern sieht gedrückt aus, wie das Gehäuse einer Schildkröte, dagegen übertrift die Vorhalle des M. Agrippa, obgleich sie gesenkt und deshalb unvortheilhaft steht, alles übrige in ganz Rom an einfacher Würde und Majestät; sonderbar ist indeß, daß sie acht Säulen in einer Linie hat, während man sonst sechs für das schönste Verhältniß hielt.

Weder diese Kirche noch S. Peter besonders zeichnen

sich durch Kunstwerke aus, und leider sind sie selbst in denen, wo sich wirklich welche befinden, gewöhnlich unter sehr schlechter Beleuchtung zu sehen. In die göttliche Kapelle des Fra Angelico da Fiesole im Vatican dringt kaum eine Stunde des Tages ein spärliches Licht, selbst nachdem das einzige Fenster größer gemacht worden; und die wunderschönen Pinturicchio's in der Kirche S. Maria in Ara Celi haben wir nie recht sehen können. Eben so schwer ist es in S. Onofrio eine glückliche Stunde abzulauern; obgleich diese einsame Kirche nicht blos um der schönen Gemälde dieses alten Meisters, sondern vorzüglich um Tassos und der herrlichen Aussicht auf Rom willen, mehr als zehn andere werth ist, besucht zu werden. Ein kaum noch betretener Weg führt zu diesem düstern Sitze der Trauer und Melancholie, und in der dunkeln Kirche ruht unter einem kleinen Stein der unglückliche Dichter. Im Garten der Conventualen auf dem kleinen Hügel war sein Lieblingsplätzchen. Eine herrliche Eiche gab ihm schon damals Schatten, und jetzt steht noch ein Kreis trauriger Cypressen um die kleine Terrasse. Bey Sonnenuntergang liegt, von hier gesehen, ganz Rom vom S. Peter bis zum Colosseum in Gold gehüllt vor dir.

Die vier letzten Freytage vor der Osterwoche strömt alles, vornehm und gering, gegen vier Uhr Nachmittags hinaus nach dem Vatican, um an S. Peters Grabe zu beten; der ungeheure Petersplatz ist dann, so viel es seine Größe erlaubt, ziemlich lebendig; denn da es der Brauch erfordert, daß jeder seiner Geliebten ein Backwerk kauft, so ertönt das Geschrey der Verkaufenden von einem Ende des Platzes bis zum andern, vermengt mit dem Klagegewinsel und Geklappere unzähliger Bettler. Unaufhörlich

strömen Menschen in den S. Peter, ohne daß dieser jemals voll, noch der Platz leer wird. Die schönsten Mädchen und Frauen am Arm ihrer Cavalieri serventi eilen, am Grabe des Apostels zu knien, und nichts gleicht dem Eindruck, den das in Dämmerung gehüllte Riesengewölbe der Kuppel, der fern her aus der Kapelle tönende Chorgesang und die betenden Frauen auf die Phantasie machen. Ueberhaupt hat der römische oder italiänische Gottesdienst noch den mehrsten Einfluß auf das Gemüth, wenn sich die Geistlichen nicht mit einmischen. Es ist zu verwundern, mit welchem Eifer selbst die vornehmsten Frauen ihre unmündigen Kinder empor heben, und den Fuß des Apostels, eigentlich der Statue eines römischen Rathsherrn, küssen lassen.

Auch der Papst erschien selbst, umgeben von Kardinälen und Prälaten, um in St. Peter zu beten. Die Schweizerwache mit ihrer altteutschen Tracht und ungeheuern Schwertern und Hellebarden, sammt allem Volk wirft sich demüthig zu Boden, während der Papst, dem sein hängender Unterkiefer nicht eben ein geistreiches Ansehen gibt, ohne besondere Würde, den Segen austheilt. Man verlangt nicht mehr von Protestanten sich nieder zu werfen, im Gegentheil grüßte uns Se. Heiligkeit sehr freundlich, als wir Ihr vor dem Thor des heil. Laurentius begegneten, obgleich wir nur eine ehrerbietige Verbeugung machten, während alles um uns her in Staub und Schmutz am Boden lag.

Die Lustbarkeiten der Römer sind zum großen Theil an kirchliche Festlichkeiten geknüpft. Ist in irgend einer Basilica das Allerheiligste öffentlich ausgestellt, so strömt Vornehm und Niedrig, Jung und Alt, zu Wagen und

zu Fuß nach der heiligen Stätte, wie die Wiener nach dem Prater. So strahlte einst unter hundert Kerzen das Tabernakel in S. Lorenzo vierzig Stunden lang; die ganze Straße, Thor und Kirche wimmelten von frommen Prinzessinnen, Marchesinnen, Prälaten, Kupplern, Bettlern, schönen Weibern und anderem Volk ohne Zahl. Vor der Kirche waren überdies noch Buden aufgeschlagen, so daß das Ganze einem Jahrmarkt glich, denn von eigentlicher stiller Andacht war hier, so wie in ganz Italien, wenig zu spüren. Man sieht also, daß Religion, Lust und Handel nicht allein im Orient mit einander verbunden sind.

In der That nichts ist uns natürlicher vorgekommen, als daß Luther in Italien, und vorzüglich in Rom, den Gedanken zu seiner großen Revolution faßte, und dem, welcher eine Idee nicht geläufig von ihrer zufälligen Form unterscheiden kann, ist allerdings eine solche Logik nöthig, wie sie Boccaccio's Jude hatte, um in diesem Lande der Meinung zu bleiben, daß die christliche Religion ein Institut Gottes sey; doch gilt dies eigentlich jetzt noch weit mehr von dem Königreiche beyder Sicilien, als von Rom, wo vielleicht die Gegenwart des unbescholtenen Oberhauptes der Kirche, der wenigstens nicht völlig erstorbene Sinn für Kunst und Wissenschaft, und vor allen ein richtiges Gefühl des Wahren und Schicklichen Scandale verhütet, die uns in den Hauptstädten jenes Königreichs mit Widerwillen erfüllen. Obgleich selbst in Rom während unserer Anwesenheit die Kirche San Lorenzo in Lucina drey Abende nach einander erleuchtet war, weil eine Dame durch das wunderthätige Christusbild des Guido Reni, zu dem sie ihr Beichtiger beten geschickt hatte, von einer genirenden Krankheit gewesen seyn sollte.

Freilich können die Geistlichen, jene unglücklichen Maschinen, selbst nicht dafür, so elende Diener der Gottheit zu seyn. Die Theologie ist in Italien keine Fakultätswissenschaft, ihre Anhänger bilden sich in den jammervollsten aller wissenschaftlichen Institute der Welt, den theologischen Seminarien.

Verwahrloset von Jugend auf, von Dummheit und Bigotterie wissenschaftlich gebildet und in Klöster sclavisch eingesperrt, muß natürlich die Lebendigkeit des italiänischen Geistes und südlicher Leidenschaft die verschrobenste und unnatürlichste Richtung nehmen; daher sind wiederum die Schulen, die sie leider ebenfalls allein verwalten, in ganz Italien höchst elend, und, was ihr eigentliches Amt ist, den Cultus versehn sie albern und geschmacklos. In Neapel gibt es schwerlich ein Laster, worin sie nicht verwickelt wären, sie betrinken sich so gar, was wir selbst gesehen haben, obschon dieses bey den Italiänern für die höchste Infamie und allerbestialischte Gemeinheit gehalten wird. In Messina versicherte man uns, daß sie die gewandtesten Kuppler wären. Der Beichtstuhl ist ihr geheimes Bureau, in dem galante Intriguen angesponnen werden und hier vertauscht, um der Vergebung vergangener Fehltritte willen, manch schönes Weib alte Sünden mit neuen*). Vielleicht aber könnte man ihnen vieles verzeihen, wenn man in ihrer Mitte eiserne Charaktere, wie in der Herrscherperiode des Katholicismus unter Gregor VII. und Innocenz III.

*) Will man sich an das erinnern, was Macchiavelli und schon viel früher Petrarca in seinen Briefen über das Heidenleben der italiänischen Geistlichkeit gesagt haben, so wird man viel Consequenz in dem Charakter derselben finden.

anträfe, oder wenn sie Kunst und Wissenschaft mit Lust und Liebe pflegten, und ihre reichen und vornehmen Brüder, wie Cardinal Alexander Albani, das Genie aufmunterten und beschützten; aber o Himmel, wie ist alle Kraft der Idee aus ihren Köpfen gewichen!

Freilich möchten sie gern herrschen, aber ihren Händen würde der Scepter von selbst entfallen, und unter ihnen stehen keine Naturkündiger, keine Fra Bartolomeo oder Fiesole auf. Sehr häufig findet man nicht allein ganze Convente, sondern auch einzelne Prälaten, wie z. B. den Bischoff von Girgenti, die an hundert tausend spanische Thaler und darüber, wie das Kloster zu Morreale bey Palermo, jährliche Revenüen haben, und doch in der Welt nichts zum Besten der Kunst und Wissenschaft oder sonst menschlicher Angelegenheiten thun. Es gibt keinen unangenehmern Anblick, als in Rom die müßigen Roth- und Violet-Strümpfe mit fünf bis sechs Bedienten das Pflaster stampfen zu sehen, wenn sie sich ja bemühen, ihrem Leichnam höchstselbst Locomotivität zu geben, deren auch nicht einer das kämpfende Talent unterstützt. Der jetzige Papst allein zeichnet sich vor allen höchst ruhmwürdig aus. Mit großen Summen hat er einen neuen, an zwey hundert Schritt langen Saal, Museum Chiaramonte genannt, mit einer enormen Menge antiker Statuen und Büsten erfüllt, unter denen die herrlichsten Meisterstücke zu sehen sind; viele der übrigen römischen Großen, Geistliche und Weltliche, weit entfernt, ihre Sammlungen zu vermehren, verkaufen und zerstückeln eher dieselben. Freilich sind manche entsetzlich durch den eisernen Druck der Zeiten herabgekommen; so dankt Fürst Ruspoli seinem Gott, Bürgermeister in Tivoli geworden zu seyn, er, sonst der Besitzer eines

Palastes, dessen Treppe allein wohl eine halbe Million werth war (die Scala de' Gaetani). Noch roher sind die vornehmen sicilianischen und neapolitanischen Geistlichen. Eine einzige wunderschöne Sammlung griechischer Vasen ausgenommen, die im Besitz des gebildeten Ciantro (eine geistliche Würde) in Girgenti ist, trift man in ganz Sicilien und Neapel kaum Eine Privatsammlung eines Geistlichen, die des Ansehens werth wäre, obgleich sich vielleicht ein Drittheil alles Besitzes in den Händen der Geistlichkeit befindet. Mehrmal sind wir in sicilianische Städte gekommen, die bey einer Anzahl von elf bis zwanzig tausend Seelen, wie Castro Giovanni, das alte Enna, an sechzig Klöster, aber kein einziges Wirthshaus hatten. Allerdings kann man dann seine Zuflucht zu den Klöstern nehmen, und wir verdanken dem Orden der Dominicaner in Sicilien manche freundliche Aufnahme, da man aber, außer den vier Wänden und einer Matratze, nichts erhält, so ist diese Gastfreundschaft den reichen Herren eben nicht so unendlich hoch anzurechnen.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Paläste und Gallerien.

So überflüssig, ja selbst schädlich es seyn mag, durch empfindsame Beschreibungen der preiswürdigen Musterwerke bildender Kunst den entfernten Leser zu langweilen, und vielleicht der Eigenthümlichkeit seines Urtheils zu schaden, so zweckmäßig scheint es dagegen, einige allgemeine Nachrichten über Kunstsammlungen überhaupt, und insbesondere über die riesenmäßigen Gallerien Roms mitzutheilen.

Bekanntlich hat Rom nur eine einzige und noch dazu höchst mittelmäßige öffentliche Gemäldesammlung, die auf dem Kapitol; allein die unendliche Güte und Gefälligkeit der römischen Großen verwandelt alle Privatsammlungen in öffentliche. Ungescheut dringt der Fremde selbst in die Schlafzimmer ein, wenn Kunstwerke sie zieren, und die liebenswürdige Prinzeß Sciarra läßt sich geduldig aus einem Zimmer ins andere vertreiben, um nur die Bewunderer ihrer Poussins und Claude's nicht zu stören. Die erhabenen Paläste Roms sind ein solches Gemeingut der Reisenden geworden, daß sie daselbst nicht weniger heimisch zu seyn scheinen, als die Besitzer, und man sieht sie mit den Hüten auf dem Kopf in den schimmernden Sälen oftmals höchst übermüthig für ihre drey Paul umherlaufen. Dürr und hungrig, denn von sechs spanischen Thalern müssen sie gewöhnlich sich selbst, oft noch Weib und Kind, einen Monat lang ernähren, liegt in den hohen Vorsälen auf hölzernen Bänken ein Heer sogenannter Cammerieri, deren einer allemal den Custode macht, und geschmeidig, wie eine Otter, vor den Herren Fremden her schießend, sogleich bereit ist gegen die kleine Cortesia von zwey bis drey Paul, etwa sieben bis zehn Groschen, alle Wunderwerke und stupendesten Dinge des Palastes zu spiegiren. Oft theilen sie auch, um den Gewinst zu vervielfachen, die erhabenen Kunstwerke unter sich. So gibt es einen besonderen Custode der Cenci *) im Palast Co-

*) Bekanntlich das wunderschöne Mädchen, die, weil der eigene Vater sich ihrer nicht enthalten wollte, mit Hülfe der eifersüchtigen Mutter an ihm zur Mörderin, dann gefoltert und hingerichtet wurde. Die Habsucht der Borgheser, die die Güter der Cenci verschlang, vollstreckte das, vielleicht ungerechte, Urtheil.

lonna, einen der Aurora des Guido im Palast Rospigliosi, und dergleichen mehr; dagegen sieht man alle Säle im Vatican auch um acht Groschen, mit Ausnahme der Stanzen des Raphael.

Die schönste Eigenthümlichkeit der römischen Kunstsammlungen aber besteht darin, daß sie keinesweges, wie beynahe in allen übrigen Städten, die Sammlungen besitzen, magazinmäßig aufgehäuft, durch ihre Menge den Schauenden gleichsam erdrücken, sondern geschmackvoll an den Wänden der prächtigen Säle aufgestellt, in der Ungewißheit lassen, ob der Palast die Kunstwerke oder diese jenen zu verherrlichen bestimmt seyn. So sind selbst in den meisten Sälen und Rotonden des Vaticanischen Museums die Kunstwerke blos wie zur Zierde aufgestellt. In dem berühmten Hof des Belvedere standen nur vier Statuen; in der schönen Rotonde der Musen nur diese und ein Apoll, und nur eben so viele etwa in der prächtigen Halle der Vase, so daß man jeden dieser Säle, die die größten Kunstwerke der Welt nun wieder in Originalen umschließen, einzeln für sich auffassen, und ihre Schönheiten mit langsamen Zügen genießen kann. Die prächtigsten Steine und Marmorarten bekleiden ihre Wände, man wandelt auf Mosaiken, die sonst die Villen des Cicero und Hadrian zierten; und welchen Anblick gewährt die dreyfache Treppe aus weißem Bildmarmor, die sich zu den Sälen der Candelaber emporschwingt, mit einer Pracht, die des Hauses der Gregore und Innozenze würdig ist! Eine ähnliche Treppe aus dem feinsten weißen Marmor von mehr denn hundert zwanzig Stufen, schwebt wie eine Milchstraße durch alle drey Stockwerke des Palastes Braschi empor; sie ist das jüngste und, wie es scheint, letzte

Produkt römischer Größe, aber unvollendet geblieben, nachdem man schon fünfmal hundert tausend spanische Thaler, also über eine Million Gulden an ihre Erbauung verwendet hatte. Ihr beynahe gleich geachtet wird die Treppe des Palastes Ruspoli, die Scala de' Gaetani, dessen unvergleichlich schöne Säle auf ebener Erde, weil der Besitzer so jämmerlich herab gekommen, das prächtigste Kaffeehaus der Welt bilden müssen. Dieser unerhörte Treppenluxus scheint den Alten ganz unbekannt gewesen zu seyn, und noch jezt gibt es außer Rom nichts ähnliches *).

So sind hier der Antike und Rafael überall würdige Wohnungen bereitet. Der vielleicht allzu prachtvolle Saal im Palast Colonna scheint dem Hause der Armida anzugehören. Gaspar Pussino und Claudio Lorrenese haben seine von Marmor und Spiegel blitzenden Wände bekleidet, in dem hochgewölbten Himmel des Plafonds gaukeln tausend schöne Gestalten, reizendes Dämmerlicht voll Zauber und Liebe dringt durch die seidnen Vorhänge! O Rom! wie wahr sind die Worte, denen der Dichter eine fast unwiderstehliche Sehnsucht einzuhauchen gewußt hat, daß die Dächer deiner Häuser auf Säulen ruhn, die Gemächer schimmern und die Säle glänzen. In Doria's Riesenpalaste hängen in sechs und zwanzig mit rothem Damast bekleideten Zimmern und einer großen Gallerie eine solche Menge Landschaften des Dughet, Claude, Gherardo della Notte, Tempesta, Orizzonte, und so viel Meisterwerke von Sasso Ferrato, Dominichino, Leonardo da Vinci

*) In Genua findet man indeß auch herrliche Treppen, doch stehn sie an Größe und Kostbarkeit des Materials weit hinter den römischen zurück.

und andern, daß viele Millionen die Pracht der Wände allein nicht aufwägen.

Man trift es sehr häufig, daß besonders in Kirchen die bewundernswürdigsten Gemälde verhangen sind, um eine Zeit lang, freylich ist der Grund ein anderer, nach Epopöenart den Schauplatz zu verlassen, und mit desto größerer Kraft wieder zu erscheinen. Hoch oben an den Gewölben rauschen, von unbekannter Kraft bewegt, die seidenen Vorhänge aus einander, und hervor dringt in unsterblicher Glorie eine Tropäe der Malerey. Das Auge naht sich nicht erst allmählig, sondern, schon früher auf den besten Standpunkt gestellt, faßt es sogleich alles auf, was es soll. Niemals fühlten wir die unglaubliche Kraft dieses plötzlichen Hervortretens mehr, als in dem Palast des Lucian Bonaparte. Dieser Prinz hat eine große Menge Kunstwerke des ersten Ranges aus jetzt zerstückten Sammlungen, wie z. B. der des Fürsten Giustiniani, zusammen gekauft, und obgleich er sonst in Rom durch seinen Geiz und Scheinheiligkeit von jeher in schlechtem Ansehn stand, damals aber durch die letzten Begebenheiten alles noch übrige so durchaus verloren hatte, daß die wilden Frascataner ungestraft seiner Gemalin sogar gröblich beleidigten: so muß man doch seiner echt italiänischen Liberalität, mit der er jedem Fremden seine Zimmer öffnet, Gerechtigkeit widerfahren lassen *). Hier war es, wo die göttlichste und vornehmste Himmelskönigin Rafaels, die Mutter Gottes von den Leuchtern unvermuthet in großer

*) So hält er auf seinem Landgut, der Ruffinella, einen Kastellan der in seiner Abwesenheit die Fremden aufnehmen und bestens bewirthen muß.

Majestät sich zeigte, begossen mit zartem Rosenlichte, das durch die Gardinen strömte. Außer diesem Gemälde des höchsten Meisters besitzt der Prinz eine große Menge anderer vortrefflicher Kunstwerke, z. B. eine Venus von Allori, den Kindermord des Nicola Pussino, auch hat er auf seinem Landgut bey Frascati, La Ruffinella jetzt, ehedem Tusculanum Ciceronis genannt, mehrere wunderschöne Statuen, z. B. eine wundervolle Minerva gefunden; vor allem aber ist die Zierde seiner Antiken, ein Nest voll junger Küchlein, auf einem Baum: eine Schlange windet sich an selbigem hinauf, sie zu verschlingen; die Küchlein schreyen in Todesangst, die unglückliche Mutter schlägt umsonst ihre Flügel das Verderben von ihren Kleinen abzuwenden. Wie bewundernswürdig ist auch die Zartheit der Alten!

Mit den Gallerien Roms sind indeß große Umwälzungen vorgegangen, manche sind ihrer schönsten Zierden beraubt, andere ganz aufgelöset, dagegen neue gebildet worden, wie z. B. das Museum Chiaramonte, die Gallerie des Torlonia, der drey bis vier der größten Paläste gekauft hat, des Lucian, des Friedensfürsten, die alle die herrlichsten Meisterstücke enthalten. Im Palast Farnese ist nichts mehr zu sehen als die Frescogemälde der Caracci, alles Bewegliche an Bildsäulen und Gemälden ist nach Neapel gebracht. Im Vatican hat der Papst drey neue Säle mit den zwey und zwanzig Tapeten des Rafael weislich auszieren lassen, indem sie durch das Aushängen und Abnehmen in der Charwoche unter den Colonnaden zu viel litten; so sind nun sieben Säle, die Logen ungerechnet, mit Raphaels Malereyen gefüllt, denn viere sind die bekannten Stanzen. Daß die ungeheure Gallerie Borghese nicht mehr existirt, ist schon längst be-

kannt, desgleichen ist auch im Palast Chigi nichts mehr zu sehen.

Die schöne Villa Albani ist troß den großen Räubereyen noch reich genug, und in dem Palast des Cardinals sieht man ein mit Unrecht gar nicht gekanntes Bild des Pietro Perugino, welchen Meister man freilich in Florenz am besten kennen lernt. Es stellt eine Anbetung und Verkündigung auf einer Tafel vor; die Gesichter sind so schön, daß nur der Schüler den Meister übertreffen konnte. Den Palast des Montecavallo verherrlichet weit weniger die Kapelle des Guido, der hier außerordentlich fade und kraftlos erscheint, als die herrlichen Bassirilievi des Ritter Thorwaldsen. Den Palast Barberini war wegen der spanischen Majestät unzugänglich, wir fanden indeß, als wir aus Sicilien zurück kehrten, den barberinischen schlafenden Faun, (ihn stürzte unter andern Belisar von der Engelsburg auf die Gothen herab) damals die erste Marmorantike Roms, zu unserer Freude im Vatican *). Die spanische Majestät stellte damals in der Höhle des Spitzbuben Cacus große Nachgrabungen an, um, wie man uns sagte, die Hörner der vom Herkules hinweggetriebenen Rinder zu finden, welche nach der Meinung der römischen Antiquare hier liegen sollen.

Außer dem größten Palast in Rom hat Rafael auch noch den kleinsten gemalt, nämlich seine eigene Villa. Wie nahe fühlt man sich hier dem hohen Künstler in seinem

*) Bekanntlich wollte ihn der kunstliebende Kronprinz von Baiern entführen, der Papst aber brachte ihn, vermöge seines Auslösungsrechts, an sich. Auch ist es eigentlich, wie in Florenz, nicht erlaubt, daß ein klassisches Kunstwerk die Mauern der Stadt verlasse.

häuslichen Bezirke, den er mit Phantasieen der Laune und Liebe bemalt hat. Auf der einen Seite wird die wunderschöne Roxane von Amorinen zum Brauttage geschmückt, während sich einige andere Liebesgötter in die Waffen des Alexanders getheilt haben, und mit ihnen bekleidet auf der Erde herum kriechen. Auf der andern Seite sind eine Menge lieblicher Figuren, Gebilde der spielenden Phantasie des Mannes angemalt und in vier größern Medaillons das Bild des geliebten Bäckermädchens oder der Fornarina, bald kennbar an ihrem in Schwermuth und Liebe schwimmenden Auge und der unaussprechlichen Süßigkeit des Mundes, sonst ist sie nicht idealisch schön, und Rafael hat auf keine Weise an ihr seine Madonna aufgefaßt.

Das Vaticanische Museum ist unglaublich riesenhaft, welche hohe Erwartung man auch immer mitbringen mag. Durch sechs und zwanzig Säle geht man an sechszehn hundert Schritte beständig, außer im Saal der Landcharte, unter Antike und Rafael, und am Eingange in die Logen dieses großen Meisters hat der Papst die Büste desselben, von Canova gearbeitet, aufstellen lassen; so wie die Logen selbst von den Franzosen durch Glasfenster gegen die Beleidigungen des Wetters sicher gestellt worden sind. Eigentlich gehören indeß die Malereyen des Rafael nicht mit zu dem Museo Pio-Clementino, indem sie blos die Privatzimmer Sr. Heiligkeit zieren, die jedoch nie bewohnt werden. Man kann hier auf die Gerüste klettern und in seliger Ruhe die Triumphe der Malerey beschauen. Aus den Logen des Rafael tritt man in die Kapelle der Fiesole, eigentlich Fra Angelico da Fiesole, die bekanntlich erst in neuern Zeiten entdeckt worden, da sie, wie viele

andere Gemächer, unter den eilf tausend Sälen *), Zimmern und andern Behältnissen, die die Vaticanische Residenz des Papstes bilden, fast gänzlich verloren gegangen war. Sie ist sehr kümmerlich erleuchtet, und doch jetzt, nachdem der Papst das Fenster vergrößern lassen, weit besser, als vorher; kaum eine Stunde des Tages kann man, vielleicht auch um der schädlichen Luft willen, die kleinen wunderschönen Gestalten und Köpfe dieses unsterblichen Meisters bewundern, die übrige Zeit deckt Finsterniß dies unschätzbare Kleinod Roms. Unter den Logen des Rafael, im ersten Stock, ist der Eingang zum großen Museum Pio-Clementinum, dessen erster, an zwey hundert Schritte langer Saal das Museum Chiaramonte, nach dem Familiennamen des regierenden Papstes, von dem es angelegt ist, genannt wird. Es enthält eine ungeheure Menge Statuen und Büsten, die in diesem Saal allein etwas magazinmäßig aufgehäuft sind. Nach neuern Angaben soll das Pariser Museum drey hundert und zwölf Antiken besitzen, davon ein hundert und funfzig aus Italien, also beynahe ganz aus Rom geraubt sind, da Florenz alle Antiken, mit Ausnahme der mediceischen Venus, behalten hat. Es ist daher sicher keine übertriebene Annahme, wenn man behauptet, daß dieser einzige Saal allein die Hälfte oder zwey Drittheile so viel Statuen enthält, als das Pariser

*) Es wäre eine Kleinigkeit, die ganze preussische Armee, selbst zu dreymal hundert tausend Mann angenommen, in der Residenz des Papstes aufzustellen, denn wenn auch unter den eilf tausend Gemächern viele kleine Winkel seyn mögen, so gibt es auch wiederum Säle von zwey hundert und funfzig Schritt. So pflegt der S. Peter bey plötzlich eintretendem Regenwetter die achtzig tausend, welche vor der Kirche in der Charwoche den päpstlichen Segen empfangen wollen, ohne Ueberfüllung einzufangen.

häuslichen Bezirke, den er mit Phantasieen der Laune und Liebe bemalt hat. Auf der einen Seite wird die wunderschöne Roxane von Amorinen zum Brauttage geschmückt, während sich einige andere Liebesgötter in die Waffen des Alexanders getheilt haben, und mit ihnen bekleidet auf der Erde herum kriechen. Auf der andern Seite sind eine Menge lieblicher Figuren, Gebilde der spielenden Phantasie des Mannes angemalt und in vier größern Medaillons das Bild des geliebten Bäckermädchens oder der Fornarina, bald kennbar an ihrem in Schwermuth und Liebe schwimmenden Auge und der unaussprechlichen Süßigkeit des Mundes, sonst ist sie nicht idealisch schön, und Rafael hat auf keine Weise an ihr seine Madonna aufgefaßt.

Das Vaticanische Museum ist unglaublich riesenhaft, welche hohe Erwartung man auch immer mitbringen mag. Durch sechs und zwanzig Säle geht man an sechszehn hundert Schritte beständig, außer im Saal der Landcharte, unter Antike und Rafael, und am Eingange in die Logen dieses großen Meisters hat der Papst die Büste desselben, von Canova gearbeitet, aufstellen lassen; so wie die Logen selbst von den Franzosen durch Glasfenster gegen die Beleidigungen des Wetters sicher gestellt worden sind. Eigentlich gehören indeß die Malereyen des Rafael nicht mit zu dem Museo Pio-Clementino, indem sie blos die Privatzimmer Sr. Heiligkeit zieren, die jedoch nie bewohnt werden. Man kann hier auf die Gerüste klettern und in seliger Ruhe die Triumphe der Malerey beschauen. Aus den Logen des Rafael tritt man in die Kapelle der Fiesole, eigentlich Fra Angelico da Fiesole, die bekanntlich erst in neuern Zeiten entdeckt worden, da sie, wie viele

andere Gemächer, unter den eilf tausend Sälen *), Zimmern und andern Behältnissen, die die Vaticanische Residenz des Papstes bilden, fast gänzlich verloren gegangen war. Sie ist sehr kümmerlich erleuchtet, und doch jetzt, nachdem der Papst das Fenster vergrößern lassen, weit besser, als vorher; kaum eine Stunde des Tages kann man, vielleicht auch um der schädlichen Luft willen, die kleinen wunderschönen Gestalten und Köpfe dieses unsterblichen Meisters bewundern, die übrige Zeit deckt Finsterniß dies unschätzbare Kleinod Roms. Unter den Logen des Rafael, im ersten Stock, ist der Eingang zum großen Museum Pio-Clementinum, dessen erster, an zwey hundert Schritte langer Saal das Museum Chiaramonte, nach dem Familiennamen des regierenden Papstes, von dem es angelegt ist, genannt wird. Es enthält eine ungeheure Menge Statuen und Büsten, die in diesem Saal allein etwas magazinmäßig aufgehäuft sind. Nach neuern Angaben soll das Pariser Museum drey hundert und zwölf Antiken besitzen, davon ein hundert und funfzig aus Italien, also beynahe ganz aus Rom geraubt sind, da Florenz alle Antiken, mit Ausnahme der mediceischen Venus, behalten hat. Es ist daher sicher keine übertriebene Annahme, wenn man behauptet, daß dieser einzige Saal allein die Hälfte oder zwey Drittheile so viel Statuen enthält, als das Pariser

*) Es wäre eine Kleinigkeit, die ganze preußische Armee, selbst zu dreymal hundert tausend Mann angenommen, in der Residenz des Papstes aufzustellen, denn wenn auch unter den eilf tausend Gemächern viele kleine Winkel seyn mögen, so gibt es auch wiederum Säle von zwey hundert und funfzig Schritt. So pflegt der S. Peter bey plötzlich eintretendem Regenwetter die achtzig tausend, welche vor der Kirche in der Charwoche den päpstlichen Segen empfangen wollen, ohne Ueberfüllung einzusaugen.

Museum, woraus sich ergibt, daß man der Menge nach in Rom die Lücken kaum bemerkt, welche die französischen Plünderungen gemacht haben. Und wenn sich unter den neu gesammelten Bildsäulen auch keine Laocoontischen oder Apollinischen befinden, so gibt es doch unter ihnen Meisterwerke vom ersten Range, denen weiter nichts fehlt, als daß sie ein Jahrhundert angestaunt und ausposaunt wären.

Wir gingen des einen Abends mit einer großen Menge teutscher Künstler in den Vatikan, um die Bildsäulen beym Schein der Fackel zu sehn, und in der That, wenn man auch vielleicht mittelst dieser unsichern Beleuchtung kein klares Bild der Antike gewinnt, so übertrift doch die zaubermäßige Wirkung, die sie unter derselben hervor bringt, alle Vorstellung. Die hohen, hallenden Säle, die grauen vollen Schatten! Und Marmorbilder stehn und sehn dich an! Nein, keine Marmorbilder, sie stehn nicht, sie schweigen nicht! Schnelle, kraftvolle Götter umgeben dich, sie steigen herab von ihrem Gestelle, sie reden, klagen, zürnen.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Nachrichten über die neueste bildende Kunst in Rom.

Der ferne Norden sendet jetzt, wie es scheint, die talentvollsten Männer nach Rom, um die Künste pflegen zu lassen, welche unter den Händen der jetzigen Italiäner kümmerlich verkommen zu wollen scheinen. Wehe dem freilich, der so etwas in Rom auszusprechen wagte, er würde aufs gelindeste als ein wahnsinniger Narr bemitleidet werden. Denn nach der Ansicht der Römer handhabt

Canova den Meissel des Phidias, und Camuccini den Pinsel des Rafael. Dagegen vermögen die tramontanischen Künstler, etwa den Ritter Thorwaldsen ausgenommen, auf keine Weise die Aufmerksamkeit der eingebildeten Thoren auf sich zu ziehen.

Freilich wenn es darauf ankommt, weibliche, zarte Gestalten in den sanftesten Formen, z. B. eine Hebe, Venus und dergleichen, wie mit samtenem Fleisch zu bekleiden: so muß man aufrichtig gestehen, daß der Meissel des Ritter Canova noch jetzt unendlich liebliche Bilder aus dem Marmor hervor ruft. Dagegen hat er schwerlich jemals einen männlichen, heroischen Körper gebildet, der mit der Antike oder den Arbeiten des Ritter Thorwaldsen zu vergleichen wäre. Canova hat die unerhörte Dreistigkeit gehabt, seinen Perseus, der bey aller Weichheit der Umrisse ein fader, weibischer, muskelloser Heros ist, an die Stelle des Vaticanischen Apoll zu stellen, und die mit Blindheit geschlagenen Römer haben auch nichts dagegen. Dabey stehen seine beyden Fechter, an welchen geschwollene Fleischwulste die Stelle der Muskeln vertreten müssen, außer dem, daß der eine noch eine sehr schlechte, wenn auch pikante Stellung hat. Noch weniger Werth hat die plumpe Dirne am Grabmal des Papstes in S. Peter, die die Religion vorstellen soll. Wenn daher der Ritter Canova nur solche Gestalten bilden wollte, zu denen ihn sein außerordentliches Genie bestimmt hat, und wenn er sich, wie die vielen Säle seiner großen Werkstatt zeigen, in den letzten Zeiten weniger an den nichtssagenden, geleckten, malerischen Zeitgeist angeschmiegt hätte, der jetzt die ganze italiänische Bildhauerey bezeichnet, so würde er in seiner Art das höchste Lob ungetheilt genießen, das ihm jetzt

unbillige, wenn auch geistreiche, Anhänger neuer Grundsätze fast ganz entziehn.

Könnte man dagegen vom Ritter Thorwaldsen auch nur das eine anführen, daß es ihm allein unter allen Künstlern gelungen ist, den Römern, ja dem ganzen Italien Bewunderung abzuzwingen, so würde dies schon vermuthen lassen, daß er das größte Künstlergenie sey, dem diesen Augenblick die ganze Welt huldigen sollte. Denn wenn gleich die Römer gegen den Mann des Jahrhunderts, wie sie den Ritter Canova nennen, blind sind, so verstehen sie doch sonst sehr gut den Maßstab der Antike anzulegen, den Thorwaldsen gar nicht scheuen darf. Im Bassorilievo wenigstens kommt ihm kein neuerer Künstler auch nur nahe. Jedermann kennt die herrlichen Modelle, die er für den Palast von Monte Cavallo oder den Quirinal gearbeitet hat; in seiner Werkstatt sahen wir ein eben fertig gewordenes Bassorilievo, leider für England bestimmt: der Triumph seiner Kunst. Er hat ganz genau nach dem Homer die Scene bearbeitet, wie die von Agamemnon abgesandten Herolde Thaltybios und Eurybates dem Achill die Briseis entführen. Alle Figuren haben eine unglaubliche Erhabenheit, Grandiosität, Wahrheit und Schönheit. Achill, in jeder Nerve Wuth und Rache, wendet sich ab; Patroclus voll Sanftmuth drückt Briseïs leise hinweg, sie aber wendet sich um und geht ungern mit den Herolden; diese aber gehen eiligst ab, frohen Herzens, dies schwere Geschäft glücklich beendigt zu haben. Wir haben niemals ein göttlicheres Bassorilievo gesehen. Diese Großartigkeit zeigt sich in den kleinsten Bildwerken dieses Meisters; er hat einen Ganymed, der den Adler des Jupiter tränkt, sehr klein, aber himmlisch schön und erhaben gebildet; der weiche Knabe ist

sich wohl bewußt, ein Götterdiener zu seyn. Aber welch ein Heros ist der Jason, der immer noch keinen Eigenthümer gefunden hat, obgleich z. B. Marchese Torlonia den colossalen Hercules mit dem Centaur, um dessen willen Canova schon mehrere herrliche Rosse erdolchen lassen, für eine ungeheure Summe bestellt hat; und wie weit wird Canovas Arbeit hinter ähnlichen des Thorwaldsen zurückbleiben!

Noch entschiedner scheint das Uebergewicht zu seyn, welches die Teutschen in der Malerey über die Römer behaupten. Wir sind in den großen Sälen der Werkstätte des Camuccini ziemlich lange herumgestrichen, ohne daß wir uns nur eines einzigen lebendigen Eindrucks erinnern konnten. Glätte und Kälte ohne alle Tiefe der Seele scheint der beständige Charakter dieses Meisters zu seyn. Besonders aber ist es unerklärlich, wie gerade das Bild, welches Seine Heiligkeit in Mosaik setzen läßt, zu der Ehre kommt, versteinert zu werden, da Camuccini sicher viel bessere, als dies gemalt hat. Ueberhaupt ist er so oberflächlich, wie die Maler der späteren und französischen Schule fast alle. Je weniger indeß Camuccini's eigene Malereyen interessiren, desto mehr zieht seine Sammlung fremder Meisterstücke an; da er nämlich sehr reich ist, hat er sich eine ganz vorzügliche Gallerie gebildet, und besitzt unter andern die schönsten Garofalo's in ganz Rom.

Mit Freuden bemerkt man dagegen, wie fast alle unsere teutschen Landsleute in Rom die Malerey von einer ganz andern Seite wie die Römer betrachten, und auf ihre ursprüngliche Wurzel, bey der sie Dürer, Rafael und seine Vorgänger erfaßten, zurückzuführen sich nach Kräften bemühen. Es ist wahrlich den Italienern kaum zu ver-

zeihen, daß sie es Fremdlingen überlassen, das unsterbliche Verdienst ihrer vorrafaelischen Meister nach Würden anzuerkennen, daß sie über Guido, Allegri und den Caracci gerade die Koryphäen ihrer Kunst vergessen, und noch immer, was freylich auch in Teutschland sonst der Fall war, ihre Kunstgeschichte mit Rafael beginnen, mit dem sie unsere teutschen Künstler jetzt zu schließen pflegen, worüber man sich keinesweges verwundern darf. Wie wenigen ist es in unserm Teutschland vergönnt, die Gemälde eines Giotto, Masaccio, Fiesole, Perugino, wir wollen gar nicht sagen in Originalen, sondern auch nur in Umrissen zu schauen; denn außer dem verdienstvollen Unternehmen des Herren Riepenhausen in Rom ist es, so viel uns bekannt, fast niemanden eingefallen, seinen Meißel jenen Meistern dienen zu lassen; daher auch leider noch auf den meisten Gallerien unseres Vaterlandes ziemlich abgeschmackte Ansichten herrschen. Dagegen welch ein neuer Morgen der Malerey bricht für uns an, wenn unsern Augen, vor allem in dem schönen Florenz, das lichte Meteor der vorrafaelischen Schulen erscheint. Gewiß, wenn die außerordentliche Schönheit der Gestalt, die Klarheit und Lichtfülle aller Züge, die Heiligkeit und Unschuld des Antlitzes, die große Eigenthümlichkeit und Stärke des Charakters und der fromme, unendlich tiefe Ausdruck der heitersten Seele, die sich fast auf allen Gemälden jener unschätzbaren Meister abspiegelt, sich eines jeden, der offenen Sinnes ist, fast unwiderstehlich bemächtigen, welche Wirkung werden sie erst auf den rechten Künstler hervorbringen! Es läßt sich daher sowohl die unbegränzte Bewunderung, welche unsere jungen Landsleute in Italien allen älteren Meistern zollen, wie auch die unbillige Nichtachtung erklären, welche sie allen

spätern Kunstwerken, nicht allein der Malerey, sondern auch besonders der Baukunst, bezeigen. Guido scheint den meisten ein ziemlich empfindsamer Geck, und Allegri, trotz seiner Zauberfackel, ohne Seele und Charakter; desgleichen halten sie fast alle neuere Paläste-und Kirchen Roms gegen die ältern, wie Sanct Paul außerhalb der Mauer und Sant' Agnese vor der Porta Pia, nur für geschmackloses Schreinerwerk, besonders aber meinen sie, daß der Sanct Peter ein bloßer Prunksaal römischer Pfaffen und durch ihn nur die Aufgabe gelöst worden sey, wie man mit dem größten Aufwand von Masse die geringste Wirkung hervorbringen könne. Sicher sind diese Ansichten, besonders über Malerey, nicht ganz unwichtig, theils weil sie bey einer gewissen schroffen Einseitigkeit und Unbilligkeit unendlich viel Wahres enthalten, theils weil sie jungen Männern angehören, von denen gerade Teutschland eine neue Richtung der Kunst erwartet. Und wahrlich spricht sich diese schon jetzt in den beyden glänzenden Dioscuren des römisch-teutschen Malerhimmels, Cornelius und Overbeck, sehr deutlich aus. Die hochbegabte Hand des erstern setzt ganz Teutschland durch die außerordentlichen Zeichnungen zu Göthe's Faust in Erstaunen; und in Overbecks Werkstatt sahen wir ein Bild, das sich jetzt, wo wir uns nicht irren, in Zürich befindet, die Scene darstellend, wo Christus zur Martha spricht: „Maria hat das beste Theil erwählet," ein Bild, welches die ganze Gallerie des Camuccini vergessen macht. In demselben Sinne arbeiten fast alle unsere teutschen Künstler in Rom, deren Anzahl, trotz dem, daß, zur Schande Teutschlands, fast nichts für sie geschieht, keinesweges unbedeutend ist; und man kann daher wohl behaupten, daß durch unsere Landesleute zum wenig-

sten eine bessere Ansicht von der Kunst gewonnen und schon hin und wieder verbreitet worden sey.

Von den Franzosen, die bekanntlich eine besondere Academie in Rom haben, sind wir nicht viel gewahr worden, außer daß wir eine große Menge derselben einmal Figuren aus dem jüngsten Gericht des Michel Angelo in der Sixtina abzeichnen sahen. Auch waren die Herren zu sehr zerstreut; wie Murat sich rüstete und Napoleon entwich, segelten sie, je nachdem die Umstände es erforderten, mit allen Cocarden in der Tasche, bald unter dreyfarbiger, bald unter weißer Flagge.

Noch weniger läßt sich von den Engländern sagen; denn obgleich unzählig viele alljährlich nach Rom kommen, um dort Beefsteak zu essen und mit ihren kleinen Pferdchen an den Alterthümern vorbeyzutraben, so lassen sie sich doch durchaus nie mit der Kunst ein, und obgleich von Lissabon bis an die Steppen der Kalmucken sich aus allem Volk Kunstliebende in Rom zum Studio versammeln (bekanntlich hat Feodor Iwanowitz, ein Kalmuk, nicht Monsieur Kalruk, wie im Reichardtschen guide de voyageurs zu lesen steht, die Thürme des Florentinischen Battisteriums sehr herrlich gezeichnet und gestochen), so finden sich doch dermalen durchaus keine englischen Künstler in Rom.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Gesellschaftspoesie der Römer.

Es scheint von der Sitte des alten Roms, über die sich Horaz beklagt, daß nämlich selbst unbedeutende Dichter Zusammenkünfte veranstalteten, um hier ihre mißlun-

genen Produkte, zum größten Verdruß des ganzen Auditoriums, vorzutragen, sich eine Spur in den belletristischen Cirkeln des heutigen Roms erhalten zu haben. Es gibt nämlich Klubs, aus Damen und Herren bestehend, unter welchen sich immer einige Dichter befinden, die mit ihren Geisteserzeugnissen in gebundener und ungebundener Rede die übrigen unterhalten; ja die Poesie macht überhaupt, so wie das Theewasser in Nordteutschland, das vorzüglichste Bindemittel der gesellschaftlichen Unterhaltungen aus. Die gebildetsten römischen Großen pflegen nämlich öfters sogenannte Academien oder Zusammenkünfte zu veranstalten, die in sofern rein geistige Genüsse gewähren, als dem Magen nicht das geringste gereicht wird. Der Hausherr ladet ein, oder dinget auch wohl Dichter, die vorlesen, und besonders einen oder, soll das Schauspiel recht interessant werden, zwey Improvisatoren. So wird die ganze Unterhaltung eine poetische. Es wird indessen ein jeder leicht einsehen, wie langweilig oft die ganze Akademie herauskommt, da man nur selten Sachen von wahrhaft dichterischem Werth vernimmt; nichts desto weniger scheint es die Römer unendlich zu interessiren, fade Sonette und noch fadere Improvisationen anzuhören.

Einer unserer Freunde war so gütig, uns bey einer römischen Dame einzuführen, die wöchentlich eine zahlreiche Versammlung gebildeter Herren und Frauen bey sich sah, und abwechselnd einzelne poetische Produkte einiger Mitglieder des Clubs oder Improvisationen vortragen, dann wieder dramatische Poesieen des Alfieri, Monti und wie sie weiter heißen, deklamiren ließ. Wir hörten hier oft ganz allerliebste kleine Gedichte, die, wenn in ihnen auch kein besonders poetischer Geist wehete, doch meistentheils alle

L 2

viel Rundung und eine höchst ausgebildete Sprache hatten; nur konnten wir ihnen nie den ungemeßnen Beyfall zollen, den ihnen die Italiener als vollendeten Kunstprodukten enthusiastisch angedeihen ließen. Deutlich war der Eindruck auf allen Gesichtern zu lesen, den das Vorgetragene machte; mit Augen, Hand und Mund waren alle dabey interessirt, und die Ungeduld erreichte den höchsten Grad, wenn eine künstliche Periode sich rhythmisch endigen sollte, oder man den schönen Fall des Reimes schon im voraus kommen hörte, bis endlich ein leises „Bravo" sich der beklemmten Brust, besonders der lebhaftern Frauen entwand, das bald in den lautesten Beyfall überging.

Wir hörten hier auch mehrmals den berühmtesten Improvisatore Roms seine Poesieen absingen; allein wenn auch die außerordentliche Geistesgegenwart, mit der er über jeden gegebenen Gegenstand in freyen Reimen singt, und die unglaubliche Gewalt, die er über seine Sprache ausübt, so daß er sich durch gegebene Endworte im Augenblick, daß er die Zeile absingen will, an Sinn und Reim von einem Zuhörer fesseln läßt; wenn auch endlich schon das kühne Auftreten zum poetischen Wettkampfe ohne Vorbereitung und die ungeheure Lebendigkeit der Declamation und Gesticulation, die eigentlich diese todten Poesien noch allein beleben, uns Nordländern einen Augenblick mit dem größten Erstaunen erfüllen muß, so wird doch endlich einen jeden dieses heillose Reim- und Floskel-Chaos, das unendlich selten von einem poetischen Blitze erleuchtet wird, von Herzen anekeln, und wir sind unserer Sprache großen Dank schuldig, daß ihrer Reime Schwerfälligkeit uns dergleichen sträfliche Dichtereyen unmöglich macht.

Mit der höchsten Vollendung aber wurden die Stücke

eines Monti, Alfieri und anderer schlechter Dramaturgen, die die Italiener jetzt bewundern, vorgetragen. Die Rollen waren unter Damen und Herren vertheilt, und sitzend auf Stühlen und durch Tische beengt, führten sie dennoch die Stücke gleichsam auf, wie auf der Bühne, ja zehnmal besser, als wir es zu sehen gewohnt sind, besonders von Frauenzimmern. Sprache, Vortrag und Gesticulation ließen nichts zu wünschen übrig. So schön die Sonetten der Frau vom Hause waren, eben so vortreflich las besonders ihre talentvolle Tochter. Das Betragen der Zuhörer bey dergleichen Vorträgen war sich höchst ungleich; bald genirten sie sich so wenig, daß sie laut lachten und plauderten, und der Lesende sich kaum hören konnte; oft wagten sie bey brillanten Stellen kaum Odem zu holen.

Sehr überraschend war es uns, als wir auf den Freytag vor Palmsonntag von der Vorsteherin dieses Zirkels eingeladen wurden, einer Zusammenkunft zur Feyer des Osterfestes beyzuwohnen. Es steht sehr dahin, ob sich bey uns eine so elegante Gesellschaft ohne affectirte Frömmeley, ganz als ob es sich von selbst verstünde, zu einer ähnlichen Feyer versammeln würde. Wir hörten einige sehr schöne und rührende Gedichte zum Lobe der h. Jungfrau und des Erlösers vortragen; besonders kraftvoll war eine längere Canzone über die Verzweiflung des Judas.

Der Schlußstein und die Bildungsschule solcher belletristischen Gesellschaften scheint die Academia Tiberina zu seyn. Wir wohnten am Palmsonntage einer ihrer Zusammenkünfte bey. Da auch sie der Feyer des Osterfestes galt, so waren die vorgetragenen Gedichte alle religiösen Inhalts. Selbst hier, wie bey allen zahlreicheren Zusammenkünften in Italien, hielten Grenadiere mit Tschako und

Bajonett Wache im Saal. Das Auditorium war sehr zahlreich, Damen und Herren, dünne Abbaten und dicke Prälaten brieten in der entsetzlichen Hitze. Unter den Mitgliedern sah man die vornehmsten Herren in Rom, selbst Cardinäle und einige Dichterinnen. Das Ganze wurde mit einer gräulichen Musik eröffnet und dann eine sehr gute und trefflich geschriebene Abhandlung über die Anlage des Christenthums zur Poesie vorgelesen, in der zu unserm Erstaunen auch des unsterblichen Helden Klopstocks öfters ehrenvoll gedacht wurde. Die Gedichte, unter denen sich ein lateinisches sehr auszeichnete, waren mitunter nicht ohne Werth, allemal aber mit der größten Sorgfalt in Versbau und Sprache ausgearbeitet, und oft besticht ihre Ründung und Cultur das Urtheil so sehr, daß man glaubt, es wären wirklich Poesieen; freylich sind sie es am Ende in eben dem Grade, wie es Tausende solcher gefeilten Produkte unserer teutschen Nation auch sind.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Wissenschaftliche Institute.

Wir besuchten zuerst das römische Gymnasium, oder das sogenannte Colleggio Romano. Es hat ganz dieselbe scholastische Einrichtung aller italiänischen und südteutschen gelehrten Schulen, nach welcher Grammatik, Rhetorik und Philosophie die Hauptgegenstände des Unterrichts sind und die Haupteintheilungen der Klassen veranlassen. Wir dürfen uns indeß so sehr viel auf unsre bessern Einrichtungen nicht zu gute thun, wenn man bedenkt, daß noch vor kur-

zer Zeit auf manchen unsrer Schulen Befestigungskunst und das Blasoniren gelehrt wurde. Das Griechische liegt in Italien furchtbar im Argen; wir hatten das schon in Padua und Bologna gesehen, und erfuhren dies hier in einem noch weit höhern Grade. In einem jährlichen Cursus wird den Knaben der grammatikalischen Abtheilung die griechische Sprache beygebracht; ist dieser Cursus vollendet, so hören diese Unglücklichen, da sie in keine andere Klasse oder Section, wo diese Materie weiter betrieben würde, übergehen können, ganz dasselbe wieder von vorn. Dazu kommt, daß die Methode sicherlich die jämmerlichste von der Welt ist. Die erste Viertelstunde war der Grammatik gewidmet, d. h. der Lehrer übersetzte eine elende lateinisch geschriebene griechische Sprachlehre ins Italiänische, ohne daß natürlich auch nur ein einziger der lebhaften Burschen zugehört hätte, dann ging es ans „Spiegiren" der Autoren. Zuerst wurde dem neuen Testamente übel mitgespielt. Ein heftiger Zank, den der gute Pfaff trotz aller Bemühungen so bald nicht zu stillen vermochte, erhob sich unter den Jungen, wer expliciren sollte; endlich vereinigten sich alle gegen einen und schrieen: „tocca a voi, tocca a voi!" (es ist an Euch!) so einstimmig, daß sich der arme Teufel schon bequemen mußte. Er that indeß weiter nichts, als die Formen aufs trivialste und oft unrichtigste zu erklären, das heißt von einem Heft, das er neben sich liegen hatte, abzulesen; an genaues Uebersetzen und Interpretiren war gar nicht zu gedenken; die Bengel konnten mit Kummer und Noth lesen. Der Lehrer indeß, je weniger er selbst wußte, denn geduldig ließ er sich das absurdeste Zeug vorschwatzen, schien desto größere Begriffe von den Kenntnissen seiner Zöglinge zu haben; denn einmal über das andere

schrie er mit Wohlbehagen: „da bravi! eccolo!“ Früher noch, als der Schüler geendigt hatte, barg er schon sein Buch unter Schloß und Riegel; da aber der Erklärer ein sehr bekanntes Wort falsch las, die andern sich dagegen sträubten, und der Herr Präceptor nicht im Stande war, den Streit auswendig zu entscheiden, so mußte er zu seinem Verdrusse wieder aufschließen und sein Buch hervorholen. Noch kläglicher ging es dem Homer. Jeder Schüler übersetzte und schund zwey Verse zusammen, so daß er am Ende des zweyten Verses aufhörte, der Sinn mochte so unvollkommen seyn, wie er wollte; die Formerklärung war völlig barbarisch.

Ganz sicher finden wir auch in den Anstalten unsers Vaterlandes manche Klassen, wo es nicht um ein Haar besser hergeht; schlechter aber auch wirklich in den elendesten nicht, und dann überträgt bey uns vielleicht eine bessere die schlechtere; wenn man aber bedenkt, daß dieser Unterricht in der einzigen Klasse alles ist, was für die griechische Sprache auf römischen Gymnasien geschieht, so kann man eben nicht sagen, daß das Studium derselben sehr blühe.

Die lebhaften italiänischen Jungen gerathen während dem langweiligen Unterricht auf die ärgsten Teufeleyen, und es ist sehr zu bedauern, daß man diese Beweglichkeit und Anlage nicht zu benutzen versteht. Wir sahen mit einem kleinen sehr netten und feinen Jungen ein, dessen feuriger Blick alles wie der Blitz auffaßte, nur nicht was im Buche stand; er unterhielt sich durch die italienische Zeichensprache unglaublich behend mit der halben Klasse, und neugierig fragte er uns ohne Aufhören: „was wollt ihr hier? wo habt ihr eure Studien gemacht? habt ihr das Meer

passirt? wie gefällt euch Rom und der S. Peter? wie, nur so so?" denn wie der S. Peter gefalle, ist gewöhnlich die erste oder zweyte Frage, die der Römer an den Fremden thut. Ganz eben so schlecht wurde das Latein behandelt, man nothzüchtigte den Virgil und ließ lateinische Verse ableyern.

Mit dem Collegio Romano ist die in Rom, so viel uns bekannt, einzige bedeutende Sammlung antiquarischer, naturhistorischer und ähnlicher Gegenstände, das Kirchersche Museum, verbunden. In demselben fanden wir unter andern Seltenheiten auch einen schlechten Schlittschuh mit aufgehangen. Als wir hierüber unsere Verwunderung blicken ließen, hieß es, „es sey ein Instrument, dessen sich die Türken bedienten."

Die Sapienza, oder Universität, hat im Ganzen dieselbe Einrichtung, wie wir sie oben bey Bologna und Padua beschrieben haben; nur daß sie einen noch weit weniger regen Geist als jene beyden hat. Wir hospitirten in einem Kollegium, wo „humanitas graeca" traktirt werden sollte; das ganze Auditorium bestand aus zwey Studenten; der Gegenstand, über welchen vorgetragen wurde, war wieder das neue Testament. Der eine Student fing hiernächst an, ganz so, wie wir es früher im Collegio Romano gehört hatten, einen oder zwey Verse zu erklären, das heißt, er erläuterte, welche Form der Genitiv, der Aorist, das Passivum und dergleichen sey, womit der Lehrer völlig zufrieden war, obschon auch selbst diese jämmerlichen Bemerkungen blos abgelesen wurden. Als aber der andere Student merkte, daß sein Commiliton bald geendigt haben würde, hielt er es fürs gerathenste, das Weite zu suchen, weil er sich wahrscheinlich nicht vorbereitet hatte, und da

nun auch der Vortragende nach Absolvirung seines Pensum das Feld räumte, so blieben wir dem Herrn Professor allein in peinlicher Verlegenheit gegenüber. Ob dieser übrigens etwas vom Griechischen verstand, ist uns nicht recht klar geworden, da er niemals seinen Mund aufthat. Wir fragten ihn, ob noch andere Vorlesungen über das Griechische gehalten würden? er antwortete uns aber, indem er das Kinn strich, etwas genirt „dermalen nicht."

In einer Vorlesung über Metaphysik sprach ein junger, lebhafter Mann in sehr fließendem Latein über die Begriffe von Zeit und Raum, und behauptete, für einen römischen Professor ziemlich kühn, daß diese Begriffe bloße Formen unsers Denkens ohne eigentliche Realität wären. Sicherlich würden die von Natur nichts weniger als trägen Italiäner nicht so grobe Ignoranten seyn, wenn man in ihnen nicht durch diese elenden Anstalten jegliches wissenschaftliche Interesse schon früh erstickte.

Was die Bibliotheken anbelangt, so hatten wir eigentlich durchaus keine Zeit, uns gründlich mit ihnen bekannt zu machen, welches an jedem andern Orte ziemlich schwer, in Rom aber binnen ein paar Monaten völlig unmöglich ist, da sie entweder gar keine oder höchst unvollkommene Cataloge haben. So wurde im Vatikan ein Band teutscher Gedichte, auf dessen Titel Sternchen waren, als ein Buch über die Astronomie catalogisirt. Wir fragten hier nach einigen Manuscripten; man bestellte uns in vier bis fünf Tagen wieder, und demohngeachtet hatte der gute Bibliothekar Monsignor Baldi nicht das geringste vernünftige herausgebracht; vielleicht war die Zerstreuung daran Schuld, in der sich damals die römischen Geistlichen wegen König Mürats Bestrebungen befanden.

Nicht glücklicher waren wir in der Bibliothek der Propaganda. Wir fragten nach dem Bibliothekar, hätten aber gleich unverrichteter Sache umkehren müssen, da es hieß, er bete jetzt die Messe, wäre uns dieser gute zitternde Greis nicht auf der Treppe begegnet. Er machte uns die kläglichste Beschreibung vom Zustande der Bibliothek; „die Franzosen hätten alles barbarisch durcheinander geworfen, und das erste beste, das ihnen in die Hände gekommen wäre, geraubt, so daß weder die Propaganda ihren Verlust, noch die Franzosen ihre Beute berechnen könnten, und alles wie ein Schutthaufen durcheinander läge;" doch führte uns der gefällige Greis zum Buchdrucker der Propaganda, und bat sich für uns das Verzeichniß der in der Propaganda gedruckten Bücher zur Durchsicht aus. Bey dem völligen Mangel an Catalogen und Ordnung war es daher rein unmöglich, die geringsten Vortheile von der Bibliothek zu ziehen. Sie ist überdies keine öffentliche, und hier noch weniger, als in den ungeheuern Sälen der Bibliothek des Vatikans, sieht man auch nur einmal einen neugierigen Fremden, geschweige denn einen studirenden Gelehrten.

Die vom Cardinal Casanatta gestiftete Bibliothek bey Santa Maria sopra Minerva hat einen zwar noch nicht ganz vollendeten, aber doch höchst ausführlichen Nominalcatalog; desto unvollkommener ist dagegen der Realcatalog. Sie ist bey weitem die einzige brauchbare Bibliothek in Rom und wird auch sehr häufig von Lesern besucht.

Es ist übrigens unglaublich, welche Reichthümer hier in Rom begraben liegen, und wer Zeit und Muth hätte, in diese Bücher= und Handschriftengebirge Schachten zu treiben, der könnte unerhörte Schätze zu Tage fördern;

denn wie es scheint liegen hier Bücher verborgen, von denen selbst der gelehrte Saumaise sich nichts träumen ließ.

Acht und dreyßigstes Kapitel.

Zur Charakteristik Roms und der Römer.

Wenn der listige und habsüchtige Charakter derjenigen Klasse von Menschen, mit welcher der in Italien eintretende Fremde gewöhnlich das meiste zu verkehren hat, besonders den einfachen Teutschen leicht verleiten könnte, voreilig über den Charakter eines der genialsten und tüchtigsten Völker Europas abzuurtheilen: so pflegt dagegen die unendliche Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit der Römer, mit der sie allen Fremden zuvorkommen, diese eher zum entgegengesetzten Irrthum zu verführen. In öffentlichen und Privat-Logis findet man die ehrlichsten Wirthe von der Welt, und in letzteren pflegt man bald als ein Mitglied der Familie betrachtet zu werden, das sie wie ihren Augapfel hegen und warten, und man rühmt uns einstimmig die sorgsame Pflege römischer Frauen, die sie bey etwanigen Krankheitszufällen den Fremdlingen angedeihen ließen. Die Fremden überhaupt, und besonders die Teutschen, die in der letzten Zeit den filzigen Goddemmi *) den Rang völlig abgelaufen haben, gelten in Rom ohne Weiteres für einige Grade tüchtiger und besser, als die Eingebornen, weil sie in der That bisweilen zuverlässiger sind, und besonders weil sie alljährlich eine große Summe Geldes verzehren und eine

*) So nennen die Italiäner häufig die Engländer von dem oft gebrauchten Fluch „God damn me.“ Man sagt z. B. „Sie hat einen Goddemmi geheurathet.“

Menge Leute in Thätigkeit setzen; deshalb erweiset man ihnen alle nur ersinnliche Höflichkeit. An jedem andern Orte würde es z. B. sehr viel schwieriger seyn, alle die unzähligen in Wein- und Obstgärten zerstreut liegenden Alterthümer und alle selbst in den Schlafzimmern der Vornehmen verborgenen Kunstschätze so nach Lust und Belieben zu sehen, wie hier in Rom; allein die Gefälligkeit der Römer bricht Schloß und Riegel. Ist vielleicht der Weingarten verschlossen, so pocht man den Winzer oft ein paar hundert Schritte von seiner Arbeit herbey, und doch öffnet er für einige Kreuzer mit der größten Bereitwilligkeit, ermuntert den Fremden aufs freundlichste, zu thun was ihm beliebe, und zwischen Blumen und Kräutern, Apfelsinen und Citronenbäumen und Weinreben steigt man einsam und ungestört umher, ohne daß auch nur eine Bitte oder Erinnerung, der Früchte zu schonen, an dich erginge. Ja im Gegentheil, sie freuen sich, wenn man alle Wunderwerke ihrer Gärten genau untersucht; so rief uns in dem schönen Garten der Passionisten, der H. H. Paulus und Johannes ein Tagelöhner, der bey seinem Graben unsre antiquarischen Bestrebungen bemerkt hatte, voll Herzlichkeit zu: „Ihr seyd Seelen Gottes, denn ihr seyd jovial und habt eine edle Klugheit." Und als wir vor dem Thore des H. Paulus, eine halbe Stunde von der Stadt die Kirche der Madonna delle Palme nicht finden könnend, einen Abbate um Nachweisung ansprachen, so erkundigte sich dieser nach unserer Wohnung, um, wenn er Erkundigung über die Kirche, die er selbst nicht kannte, eingezogen haben würde, uns Nachricht zu geben. Ein andermal suchten wir eine Straße, und als ein am Aufgange eines Hauses stehender Mann unsere Verlegenheit merkte, winkte er uns gleich

stehn zu bleiben, und rief „jetzt komm' ich euch zurechte zu=weisen, denn ich will euch wohlthun," und so zog er mit uns in den Straßen umher. Die Familie, bey der wir wohnten, war ein Muster häuslicher Tugend; unsern klein=sten Wünschen kam man zuvor, sorgte aufs vortheilhafteste für uns, und unser Wirth konnte es eine ganze Woche nicht vergessen, daß er von äußerem Ansehen betrogen, uns candele perfide, wie er sich ausdrückte, gekauft hatte.

Die Römer haben im Allgemeinen bey aller Freund=lichkeit mehr, als die übrigen Italiäner, Hang zum Ernst und Sinn fürs Schickliche; nur daß freilich ihre Ansichten bedeutend von den unsrigen abweichen. Als wir einstmals des Sonntags am Colosseo umher strichen, sahen wir einen zierlichen, römischen Stutzer mit einer fein gekleideten Dame auf der Via sacra lustwandeln; da jedoch dem jungen Manne ein natürliches Bedürfniß ankam, zog er ohne Weiters die Hosen ab und entledigte sich desselben, während die Schöne mit der größten Kaltblütigkeit stehn blieb und ihm so gleichgültig zusahe, als ob er sich einen Schuhriemen schnallte. Unsere Wirthin erlaubte uns nicht, die Hand ihrer zwölfjährigen Tochter nach teutscher Sitte zu drücken, während sie selbst ihr jüngstes Kind ohne Be=denken in unserer Gegenwart säugte; ja eine sehr vornehme Dame that dieses sogar während des Corsofahrens auf offenem Wagen, vielleicht aus Eitelkeit, denn sie war wun=derschön, und wenn der kleine Säugling an ihrer Brust lag, glich sie beynahe einer Madonna. In den belletristi=schen Zirkeln hörten wir oftmals die ärgsten Zweydeutig=keiten zu unserm Erstaunen in eleganten Gedichten ohne Weiteres vortragen, und wir glaubten einstmals in die Erde sinken zu müssen, als uns die Frau vom Hause, eine

der ehrbarsten und gebildetsten Damen, die wir jemals haben kennen lernen, den Unterschied gewisser verfänglichen Worte der italiänischen Sprache, während alle übrigen Damen und Herren zuhörten, sehr umständlich und ernst auseinander setzte. Dies alles thun die Italiäner ohne etwas arges dabey zu denken, und man hört dagegen bey ihnen niemals, wie so häufig bey teutschen Männergesellschaften, rohe Zotenreißereyen.

Eben so halten die Römer, und eigentlich alle Italiäner, die Trunkenheit für das allerbestialischte Laster, und sie haben eigentlich deshalb nicht ganz Unrecht, weil sie selbst zu Bestien werden, wenn sie trunken sind, und weil sie, so wie alle, die in Weinländern leben, keine Idee von der edlen Kraft des Weines haben, schon darum, weil sie immer nur schlechten Wein trinken. Da die Römer nun beynahe niemals einen Trunkenen sehen, außer die im Dienste Sr. Heiligkeit stehenden Schweizer, so müssen diese das Stichblatt der römischen Anekdotenkrämereyen und ihrer Witzeleyen abgeben, denn bekanntlich ist die Satire überhaupt ein alter, eigenthümlicher Zug im Charakter der Römer.

Sind indeß die Italiäner der Leidenschaft des Trunkes auch nicht unterworfen, so sind sie es desto mehr der Spielsucht; die kindischten, einfachsten Spiele sind ihnen immer gut genug, und wir sahen oft große Bengel, wie Kinder mit Kugeln oder Steinen nach Grübchen oder andern Kugeln werfen. Sie spielten dies sogenannte Bocciaspiel besonders auf Trinita del monte, und sonst auch auf jeder Gasse, ohne sich darum zu kümmern, ob sie den Vorbeygehenden die Beine zerschmeißen, oder nicht. Eines der gewöhnlichsten Spiele ist die bekannte Mora. Zwey müs=

sen, einander gegenüber stehend, in demselben Augenblick jeder eine Zahl aussprechen, und eine gewisse Anzahl Finger aus der vorhin geschlossen gehaltenen Faust ausstrecken. Die Zahl der von beyden Spielern zusammen empor gehobenen Finger wird im Augenblick addirt, und ist die Summe der einen ausgesprochenen Zahl gleich, so hat der gewonnen, welcher die Zahl aussprach. Natürlich muß jeder immer weniger Finger aufheben, als die Zahl, welche er ausspricht, Einheiten hat. Dieses einfache Spiel beschäftiget nicht allein die Spielenden, welche mit straßenweit hallendem Gebrüll die Zahlen ausschreien, sondern auch einen um sie herum stehenden Haufen Zuschauer. Wir sahen einst bey dem Pantheon des M. Agrippa zwey solche Spieler, die schon so lange, ohne einen Blick von den Fäusten zu wenden, gespielt hatten, daß sie beyde nur noch mit schwacher Stimme kreischten; sie würden ein Erdbeben eben so wenig bemerkt haben, als die Römer am Thrasymenus. Eigentlich spielt ganz Italien von den Alpen bis Reggio aufs leidenschaftlichste Mora.

Obgleich, wie schon bemerkt worden, die Römer mehr als alle Italiäner an sich halten, so können sie doch bey irgend einigem Anlaß ihre südliche Lebhaftigkeit nicht verläugnen. Die Obsthändler z. B. pflegen ihre Waaren nicht blos beym Namen auszuschreien, sondern halten ihnen jedesmal eine kleine Lobrede wenigstens dabey: „Aber welche Feigen! O was für Portogallen!“ Dies hat unter andern zu einem kleinen Irrthum in der empfindsamen Reise einer bekannten Schriftstellerin Anlaß gegeben. Auf der spanischen Treppe, in deren Nähe die Dame wohnte, rief, noch oft in später Nacht, ein Wassermelonenhändler die Vorübergehenden mit einem Schwall rednerischer Floskeln laut an,

Melonen zu kaufen, die er zum Beweise ihrer Gründlichkeit auf seinen bretternen Tisch dumpf auftönen ließ; die wachsame Zofe, die sich die unverständlichen Laute nicht erklären konnte, hinterbrachte das Phänomen eiligst ihrer harthörigen Gebieterin, und vermochte diese in ihrer Reisebeschreibung anzumerken: „in Rom hört man auf der spanischen Treppe allnächtlich das Schreien und Winseln der Verwundeten und das dumpfe Hinstürzen der Gemeuchelmordeten.“

Nicht weniger lebhaft sind die Bettler in Rom, sie gehören nächst denen in Venedig und Bologna zu den interessantesten und nazionalsten Charakteren von ganz Italien, und sind der Aufmerksamkeit des Reisenden unendlich werth. Von der höchsten Leidenschaftlichkeit bis zu sprachloser Dumpfheit gibt es kein Mittel, durch das sie nicht versuchten, Mitleid zu erregen. Oft sieht man auf den Straßen, besonders in Bologna, dem Ansehen nach, sehr anständige Frauen knien, sie sind schwarz gekleidet, ein undurchsichtiger Schleyer verhüllt ihr Antlitz, mit gefalteten Händen knien sie ohne einen Laut von sich zu geben, und warten bis ihnen eine mitleidige Seele Erbarmung angedeihen läßt. Blinde lassen höchstens ihre Büchse klappern, und es ist fast unmöglich der Gewalt dieser stummen Bittweise zu widerstehen. Andere suchen durch bloßes Wimmern dein Herz zu rühren. Fast nackend und kaum ihre Blöße deckend, liegen sie in einem schmuzigen, nassen Winkel der Straße, und ohne eigentlich zu betteln, ja ohne nur die Augen aufzuschlagen, wimmern sie aufs jämmerlichste, während Frost, Hunger und Krankheit ihre Glieder zusammen schütteln; und doch gehen ruhig alle vorüber ihren Geschäften nach, theils des scheußlichen An=

blickes gewohnt, theils Kniffe und Betrügereyen argwöhnend. Dort kniet eine Mutter, über hülflose Kinder, die blaß vor Hunger und Krankheit zu ihren Füßen schlummern, ihre Arme ausstreckend; mit herzzerschneidender Miene und Gebärde und mit nie versiegender Beredtsamkeit schreit sie rastlos die Vorübergehenden an: „selige Christen, um der Liebe Gottes willen ein kleines Almosen! bey der heiligen Jungfrau, vergeßt der Armen nicht, denn heut ist der Tag des heiligen Gregorius! O gebenedeyte Creaturen sehet diese kleinen Kinderchen, die vor Hunger und Kälte sterben! Gebt, o ihr Seelen Gottes, einem armen Mütterchen eine Kleinigkeit. Euch möge dafür die heil. Jungfrau von Loretto belohnen, und der heilige Antonius von Padua von allem Uebel erlösen. Ach so viel selige Christen und keiner erbarmt sich meiner!“ Einmal hörten wir einen in wüthender Verzweiflung schreien „wenn ich nun bey der heiligen Jungfrau flehe?“ Ist in irgend einer Kirche das Allerheiligste ausgestellt, so versammlen sie sich haufenweis, blind und lahm und verkrüppelt klappern und schreien sie verworren durch einander, wie eine Heerde Schafe. Selbst in den Kaffehäusern, aus denen sie die Aufwärter, vermöge eines päpstlichen Befehls, nicht heraus treiben dürfen, kann sich besonders der Fremde kaum vor ihnen retten, und als wir eines Abends auf dem Corso umher gingen, warf sich ein sehr anständiger, grauköpfiger Mann zu unsern Füßen, ehe wir es verhindern konnten und ohne sich aufrichten zu lassen, flehte er mit zwar leiser aber unendlich dringender Stimme um fünf Paul auf eine so wehmüthige Art, daß er selbst den härtesten gerührt haben würde. Wenn man auch freilich weiß, daß unter diesen Bettlern eine Menge faules, nichtswürdiges

Gesindel das Mitleiden der Vorübergehenden mißbraucht, daß die Kinder oft gemiethet, die Augen der Blinden blos verpecht und die Verstümmelungen künstlich nachgemacht sind: so ist doch anderer Seits bey dem gänzlichen Mangel der Armenanstalten, denn die höchst edlen, wahre Menschenliebe athmenden, italiänischen Brüderschaften haben meist ganz andere Zwecke als geradezu Arme und Hungerleidende zu unterstützen — so ist doch das Elend im Kirchenstaate wahrlich viel schrecklicher und allgemeiner, wie wohl bey uns. Man sieht dies ganz deutlich an den elenden blaßgelben Gesichtern der niedern Klasse, besonders der Kinder. Während in und um Rom das Blut der höhern Stände wunderschön ist, verdirbt die saftlose Nahrung jegliche Blüthe der Schönheit im niedern Volke, und man sollte schwören, daß die erdfarbenen Zigeunergesichter der armen Stände nicht unter demselben Breitegrade jung geworden wären.

Vielleicht gäbe es auch nicht so viele Bettler, wenn sie sich mehr aufs Stehlen legten. Allein es ist eine bekannte Sache, daß Italien, wenn auch das Land der Räuber, doch durchaus nicht das Land der Spitzbuben ist. Man hört sehr selten etwas von Einbrüchen, obschon die Thürschlösser fast durchgängig im elendesten Zustande sind. Freilich gibt es eine Art des Gewinns unter diesem Volk, der sich nicht besonders mit der strengsten Moral verträgt, sie nennen es buskiren oder belauern, d. h. sie raffiniren so unermüdlich auf jeden unbedeutenden Vortheil, daß sie um desselben willen kleine Unwahrheiten, Verdrehungen und dergleichen etwas anbrüchige Mittel sich nicht übelnehmen. Oft ist diese heißhungrige Geldgier mit vieler Ehrlichkeit höchst sonderbar gemischt. Einer unserer Bekannten kauft

für einen Bajock Kastanien, und gibt statt der Kupfermünze, einen etwas schwarzen, an Größe ungefähr gleichen, spanischen Thaler. Den andern Tag, als er bey dem Kastanienbrater vorbey geht, ruft dieser ihn an, gibt ihm den Thaler zurück, verlangt aber, obgleich der überraschte Käufer drey Paul zur Belohnung der Ehrlichkeit gibt, dennoch den Bajock für die Kastanien; das ist echt italiänisch, Ehrlichkeit und Habsucht, List und Einfachheit zu verbinden; wie sich denn überhaupt in dieser Nation, mehr als bey andern, die schroffsten Gegensätze vereinigt finden.

Selten hält sich wohl jemand etwas länger in Rom auf ohne Hinrichtungen mit anzusehen; auch wir sahen deren einige. Vier Straßenräuber wurden gehangen, und obgleich man sie augenblicklich vom Leben zum Tode brachte, so hatte doch die Execution ein gräßliches Ansehen. Bey dem Obelisk auf dem Platz del Popolo war ein höchst einfacher Galgen errichtet, d. h. ein Querbalken ruhte wagrecht auf zwey senkrecht eingerammten Pfählen, und an jenen waren zwey Leitern gelehnt. Auf dem Platz und dem Corso liefen violett und weiß verhüllte Männer, wie Gespenster herum; vor dem Gesicht trugen sie weiß leinene Masken, in die Löcher zum Sehen und Athmen geschnitten waren, ein großer, runder Hut hing ihnen am Nacken. Sie eilten emsig, mit Büchsen klappernd, hin und her, und riefen die Zuschauer an: „gebt den Armen ein Almosen, die heute durch die Hände der Gerechtigkeit sterben.“ Diese Leute gehören zu der edlen Brüderschaft, die sich blos damit beschäftigt, sich der Delinquenten und ihrer Familien anzunehmen; diese können nach Gefallen das Gesammelte bestimmen, es entweder zu Seelenmessen

oder ihren Rückgebliebenen vermachen. Gebunden trat einer nach dem andern heraus, während ein Kapuziner ihm heftig vorbetete, ihn das Kreuz küssen ließ, und ihm Vergebung der Sünden versprach. Dann zerrt ihn der Henker an den Kleidern rückwärts auf die eine Leiter hinauf; auf die andere steigt der betende Priester. Schnell ist die Schlinge am Halse, der arme Sünder von der Leiter gestoßen, und in demselben Augenblick springt der Henker, gleich als ob er der Teufel wäre und den Unglücklichen eiligst in Besitz nehmen wollte, ihm auf den Hals und tritt ihm das Genick entzwey. So wohlthätig dies auch für den Delinquenten ist, so abscheulich sieht es doch aus. Der gute Pater schreit ihm indeß so lange in die Ohren, als er noch glaubt, daß der Verurtheilte einen Sinn habe; dann läßt sich der Henker am Leichnam herab, küßt ihn und bittet ihn um Verzeihung. Es ist sehr oft der Fall, daß ein verstockter Sünder nicht beichten will, und dann darf das Urtheil nicht vor drey und zwanzig Uhr, d. h. eine Stunde vor Sonnenuntergang, vollstreckt werden. Auch einer von den vieren, so wir henken sahen, riß sich los und wollte nicht beichten; endlich aber flehte er das Volk an für ihn zu beten; sogleich fiel eine große Anzahl barmherziger Seelen auf die Knie, und der arme Teufel stürzte von der Leiter ab. Bey dem Galgen liegen Sandhaufen das etwanige Blut einzusaugen. Auf denselben schneidet man nämlich den Leichnam Arm' und Beine ab, die Sbirren stecken diese in einen Sack, und eiligst traben sie mit ihrer Beute davon, hängen sie theils in dem Geburtsorte des Delinquenten, theils an verschiedenen Stellen der Landstraßen auf. Trotz diesem abschreckenden Anblick der Hinrichtung stahl man uns während derselben das Schnupf-

tuch aus der Tasche. Den andern Tag wurde ein Bericht über die Verurtheilten verkauft und die Verkäufer schrien dabey: „Kommt her ihr Herren, sehet und leset die gräulichen Missethaten, die die Erhenkten verübt haben, und — was hatten sie gethan? masquirt und bewaffnet den Courier, d. h. den Führer des Felleisens, angefallen, und ihm einige spanische Thaler nebst ein Paar gebackenen Fischen gestohlen. Doch hilft alle diese Strenge nichts, und als im Sommer dieses Jahrs die Räubereyen schrecklich zunahmen, so errichtete der Papst eine Art Gensdarmerie, denn die gewöhnlichen Sbirren sind selbst nicht viel besser wie Räuber, welche das Recht haben sollten, jeden Verdächtigen, der ihnen aufstieße, ohne weiteres vor den Kopf zu schießen. Man kann leicht denken, zu welchem Misbrauch diese harte Maßregel bey der heftigen rachsüchtigen Gemüthsart der Italiäner Anlaß geben kann. Uebrigens haben wir während den drey Monaten unsers Aufenthaltes in Rom niemals etwas von Raub oder Mord in der Stadt selbst gehört.

Einst trug es sich zu, daß bey San Bartolomeo dell' Isola ein alter Mönch im Geruch der Heiligkeit verstarb; das Volk strömte sogleich in zahlloser Masse hin und verlangte die Ausstellung der Leiche, man mußte willfährig seyn, obgleich sonst der Papst dergleichen Spektakel nicht liebt. Mit einem ruhigen und frommen Gesicht lag der Greis in seinem Sarge; der Andrang des Volkes erlaubte nicht ihn in den ersten Tagen zu beerdigen. Man trug Kranke, Lahme und Blinde zu der Leiche, und die Wunder waren unzählig, die der gute Mönch im Tode ausübte. Endlich setzte man ihn vorläufig in der Kirche in ein Grab, das dem ungeachtet noch den ganzen Tag über von Knienden,

Gesunden und Kranken, belagert war. Vor der Kirche verkaufte man alsbald sein Bildniß, und die Verkäuferin, ein beredtes Weib, schwur hoch und theuer: „sie habe es selbst mit angesehen, wie Lahme die Leiche berührt, die Communion darauf genommen und alsbald die Krücken von sich geworfen hätten.“ Es ist zum Erstaunen, wie abergläubisch selbst die Römer aus nicht ganz niedern Ständen sind. Der kleine Sohn unsres Hauswirthes, ein schöner, blonder Junge, litt an einem hartnäckigen Ausschlage, das einzige Mittel, das man dagegen anwendete, bestand darin, daß man dem kleinen Kranken ein Amulettchen umhing.

Unter den öffentlichen Lustbarkeiten der Römer ist das kleine Feuerwerk (fochetto), welches in den Sommermonaten sonntäglich auf dem Mausoleum des Augustus abgebrannt wird, eines der angenehmsten Feste, die man sich vorstellen kann, und doch sahen wir nicht einmal den Pallone steigen. Flammende Pechpfannen zeigen vom Corso den Weg nach dem Mausoleum, und nachdem man mehrere Treppen hinauf gestiegen, tritt man heraus auf den ringsum mit Sitzreihen eingeschlossenen freyen Raum, denn das Grabmal *) war in Cirkelform gebaut, wie das des Hadrians, oben wölbt sich der schwarzblaue Plafond des Nachthimmels, an dem tausend wirklich goldene Sterne funkeln, fast noch schönere aber glänzen auf den im Feuer unzähliger Lampen schimmernden Sitzreihen, oder wandeln auf der Arena umher beym Schall einer reichbesetzten Musik; denn es war jedesmal angekündigt, daß die „aller

*) Es ist jetzt sehr restaurirt.

renomirtesten Musikprofessoren *), d. h. Geldfidler, spielen würden. Wie mächtig ergreift uns der Gedanke, dieses magische Fest, mit der wunderbarsten Zauberfackel beleuchtet, auf dem Grabe der alten Imperatoren zu sehen! Die allerschönsten Weiber wandeln scherzend und lachend einher, und der unschätzbare Boden, den ihr Fuß tritt, vermehrt noch das Interesse, das man an ihnen zu nehmen, sich ohnehin gedrungen fühlt. Endlich verstummt die Musik, die Lampen verlöschen, jeder sucht sich einen Platz, denn das Feuerwerk wird abgebrannt. Es wäre dem Fremden zu rathen seinen Platz auf der höchsten Gallerie zu nehmen, um von da hinab sowohl in den gleich einer Dantischen Hölle Rauch und Feuer speyenden Kessel des Mausoleums, als auch auf das tief in dämmernder Nacht mit seinen ungeheuern Massen schweigend daliegende Rom zu schauen. Der Vollmond stand gerade hinter der Kuppel von S. Carlo, und verbreitete um ihr schwarzes Haupt einen sanften Lichtschimmer, so daß dieser hohe Dom ganz geistermäßig und erhaben aussahe. Weit herüber flammte von Trinita del Monte die Villa Medici, welche die französischen Academisten zur Ehre der Bourbonen hatten freiwillig erleuchten müssen. Wir sahen auch hier eines Abends die schönste Frau der Welt.

Nicht weniger wichtig, besonders weil auch für ein sehr geringes Eintrittsgeld der Arme Theil nehmen kann, ist den Römern das Ballschlagen im barberinischen Garten, oder das Pallonespiel. Alle Tage um fünf Uhr wird es hier während der Sommermonate abgehalten. Ein großer viereckigter

---

*) I rinomatissimi professori in Musica.

Platz ist auf der einen langen Seite von einer hohen Mauer, gegenüber und an den beyden schmalen Seiten durch Sitze beschränkt, die nach der antiken Art stufenförmig sich erheben. An den beyden schmalen Enden sind über den Sitzen noch Logen, mit Netzen gegen die Bälle verwahrt, für die Vornehmern eingerichtet. Die rüstigen Ballschäger, balletmäßig gekleidet, theilen sich in zwey Parteyen, und es kommt nicht darauf an, den Ball lange schwebend zu erhalten, sondern ihn so zu schlagen, daß ihn die Gegner durch einen Rückschlag nicht rückwärts zu senden im Stande sind. Die Bälle sind von Leder mit Wind aufgepumpt, und werden mit einem genarbten Holze, das die Schläger, wie einen Cestus, an Arm und Hand führen, fortgeschlagen. Die Quiriten nehmen an diesem Ballspiel das ungemessenste Interesse; wie der Pallone, so fliegt das Herz und die Augen der schreienden Menge hin und her. Selbst die Vornehmern scheuen sich nicht, die Logen gedrängt zu füllen, und ein Graf von der Marc Ancona hatte sich dafür so sehr interessirt, daß er jetzt, nachdem er all sein Geld bey dem Spiel verwettet, sich selbst unter den Spielenden befand.

Nach dem Avemaria versammeln sich die Römer in den Kaffeehäusern, um im Sommer kühlende Getränke oder Eis zu genießen. In den schönen Sälen des Caffe nuovo sieht man auch Frauen, und es verlohnt sich schon der Mühe, mit ihnen Pfirsich = oder Orangeneis zu essen. Dieser merkwürdige Caffe im Palast Ruspoli besteht aus neun Sälen, die in den schönsten Verhältnissen gebaut sind, und mit einem Garten voll Orangen, Citronen und den herrlichsten Oleanderbäumen zusammenhängen. Die Lichtmasse, in der alles schwimmt, die ab = und zuwogende

renomirtesten Musikprofessoren *), d. h. Geldfidler, spielen würden. Wie mächtig ergreift uns der Gedanke, dieses magische Fest, mit der wunderbarsten Zauberfackel beleuchtet, auf dem Grabe der alten Imperatoren zu sehen! Die allerschönsten Weiber wandeln scherzend und lachend einher, und der unschätzbare Boden, den ihr Fuß tritt, vermehrt noch das Interesse, das man an ihnen zu nehmen, sich ohnehin gedrungen fühlt. Endlich verstummt die Musik, die Lampen verlöschen, jeder sucht sich einen Platz, denn das Feuerwerk wird abgebrannt. Es wäre dem Fremden zu rathen seinen Platz auf der höchsten Gallerie zu nehmen, um von da hinab sowohl in den gleich einer Dantischen Hölle Rauch und Feuer speyenden Kessel des Mausoleums, als auch auf das tief in dämmernder Nacht mit seinen ungeheuern Massen schweigend daliegende Rom zu schauen. Der Vollmond stand gerade hinter der Kuppel von S. Carlo, und verbreitete um ihr schwarzes Haupt einen sanften Lichtschimmer, so daß dieser hohe Dom ganz geistermäßig und erhaben aussahe. Weit herüber flammte von Trinita del Monte die Villa Medici, welche die französischen Academisten zur Ehre der Bourbonen hatten freiwillig erleuchten müssen. Wir sahen auch hier eines Abends die schönste Frau der Welt.

Nicht weniger wichtig, besonders weil auch für ein sehr geringes Eintrittsgeld der Arme Theil nehmen kann, ist den Römern das Ballschlagen im barberinischen Garten, oder das Pallonespiel. Alle Tage um fünf Uhr wird es hier während der Sommermonate abgehalten. Ein großer viereckigter

*) I rinomatissimi professori in Musica.

Platz ist auf der einen langen Seite von einer hohen Mauer, gegenüber und an den beyden schmalen Seiten durch Sitze beschränkt, die nach der antiken Art stufenförmig sich erheben. An den beyden schmalen Enden sind übrr den Sitzen noch Logen, mit Netzen gegen die Bälle verwahrt, für die Vornehmern eingerichtet. Die rüstigen Ballschäger, balletmäßig gekleidet, theilen sich in zwey Parteyen, und es kommt nicht darauf an, den Ball lange schwebend zu erhalten, sondern ihn so zu schlagen, daß ihn die Gegner durch einen Rückschlag nicht rückwärts zu senden im Stande sind. Die Bälle sind von Leder mit Wind aufgepumpt, und werden mit einem genarbten Holze, das die Schläger, wie einen Cestus, an Arm und Hand führen, fortgeschlagen. Die Quiriten nehmen an diesem Ballspiel das ungemessenste Interesse; wie der Pallone, so fliegt das Herz und die Augen der schreienden Menge hin und her. Selbst die Vornehmern scheuen sich nicht, die Logen gedrängt zu füllen, und ein Graf von der Marc Ancona hatte sich dafür so sehr interessirt, daß er jetzt, nachdem er all sein Geld bey dem Spiel verwettet, sich selbst unter den Spielenden befand.

Nach dem Avemaria versammeln sich die Römer in den Kaffeehäusern, um im Sommer kühlende Getränke oder Eis zu genießen. In den schönen Sälen des Caffe nuovo sieht man auch Frauen, und es verlohnt sich schon der Mühe, mit ihnen Pfirsich= oder Orangeneis zu essen. Dieser merkwürdige Caffe im Palast Ruspoli besteht aus neun Sälen, die in den schönsten Verhältnissen gebaut sind, und mit einem Garten voll Orangen, Citronen und den herrlichsten Oleanderbäumen zusammenhängen. Die Lichtmasse, in der alles schwimmt, die ab= und zuwogende

Menge der Römerinnen, die schöne Architektur, die Wohlgerüche der Orangenblüthen: alles vereinigt sich, dieses Caffe zum ersten der Welt zu machen.

Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit Roms sind die schönen Puppenspiele, die hier in ihrer höchsten Vollkommenheit dargestellt werden. In der That, die Puppen führen unglaubliche Dinge aus, und gestikuliren eben so richtig, wie die meisten unserer lebendigen Schauspieler. Wenn sich eine Lieblingspuppe des Publikums zeigt, dann wird sie eben so mit Bravo und Händeklatschen empfangen, als lebte sie. Dies kleine Theater ist immer gedrängt voll.

Bey allen solchen öffentlichen Festen und Vergnügungen machen die römischen Frauen und Mädchen, wenigstens für den Fremden, bey weitem die Seele der Unterhaltung aus, und in der That, es scheint als hätte an den römischen Weibern die Natur zeigen wollen, was sie für ihre Lieblinge zu thun im Stande sey. Schon früher haben wir die Behauptung aufzustellen gewagt, daß bey billigen Forderungen der weibliche Körper nirgends schöner anzutreffen sey, als in Rom und dem römischen Gebiet. Doch nicht vorübergehend ist etwa diese Schönheit; wir haben oftmals Frauen gesehen, die sechs bis acht Kinder hatten und die man für Mädchen halten konnte. Die männliche Kraft ihres Körpers äußert sich bey sehr vielen in schwarzen sammtnen Schnurbärtchen, die sie Baffi nennen, und welche zu ihrem größten Verdruß aus der weichen Oberlippe keimen, aber nach unsrer Meinung den Reiz des blendend weißen und rothen Teints durch einen schwarzen Anflug, der blos ein leiser Hauch zu seyn scheint, noch erhöhen. Die Mädchen selbst halten es indeß für einen Fehler, mähen daher bey der Toilette das kleine Schnur-

bärtchen sorgfältig ab, und wenn man nicht genau Acht gibt, bemerkt man den seidnen Stoppel gar nicht. An ihre Schnürleibchen dürfen die Römerinnen keine unbilligen Forderungen machen. Ihre Brust wallt ganz in natürlicher Fülle „gleich der Woge im Zephyrwinde," um mit Ariost im Rasenden zu reden. Sollte es von einem richtigern Naturgefühl oder von häufigem Anschauen der Antike kommen, die Römerinnen haben nicht die monströse Sitte unsrer Mädchen, den ganzen Busen über die Achselknochen gewaltsam hinaufzuschrauben. So wie dem Pelops scheinen die Götter den römischen Weibern elfenbeinerne Schultern und Nacken eingesetzt zu haben. Man sehe die kräftigen Schultern und den schlanken Hals der Fornarina, der Freundin Rafaels, um einzusehen, welche unendliche Schönheit und Stärke in diesen Theilen sitzt, die nirgends in der Welt so vollkommen, als in Rom, anzutreffen sind. Wenn gleich, je höher der Rang, auch desto glänzender die Schönheit in Rom gewöhnlich ist, so sind doch besonders die Winzerinnen gar nicht zu verachten, und es blicken unter den breitränderigen Strohhüten oft ganz schalkhafte Augen hervor. Haben sie nur erst auf die Gewissensfragen: „seyd ihr ein Christ? habt ihr die heilige Taufe?" beruhigende Nachrichten erhalten, dann ist alles gut, und es sollte nie ein Reisender verfehlen, die unterhaltenden Vignaden zu machen. Wenn irgend in der Welt für Weiber wenig geschieht, so ist es in Italien und auch besonders in Rom. Nicht einmal ein bischen Guitarreklimpern und Klavierschlagen lernen sie, wiewohl doch ihre so rein gestimmte Kehle sie dazu einladen sollte. Ariost und Tasso kennen sie kaum so gründlich, wie unsre Frauen den Schiller oder Göthe, und der Höllendichter ist ihnen

eben so unbekannt, als unsern feinen Damen Klopstock, und dennoch findet man selten ein Frauenzimmer, das albern spräche oder sich ungeschickt ausdrückte. Im Gegentheil selbst die Niedern fließen von schalkhaftem Witz und scherzender Laune über; dazu kommt nun noch, daß sie das reinste, wohlklingendste Italienisch *) reden. Listig und verschlagen sind sie im höchsten Grade, und besonders in der Kunst zu lieben (far l'amore), die sie wirklich am Ende als ein Handwerk betreiben, haben sie es zu einer unglaublichen Fertigkeit gebracht, und obgleich die Liebe die Mädchen aller Zonen unbekannte Sprachen lehrt, so sind doch die Römerinnen hierin bey weitem die vollkommensten Linguistinnen. Ein halber Blick, eine kleine Bewegung der zierlichen Hand ersetzt lange Perioden. In dem schnellen Augenblick, daß vielleicht die Mutter den Rücken wendet, beschreibt die Tochter einen Halbzirkel in der Luft und hebt zwey ihrer niedlichen Finger in die Höhe; du bist ein tölpischer Geselle, wenn du nicht gleich verstehst, daß du um zwey Uhr Nachts, das heißt nach Untergang der Sonne, denn der Halbkreis bedeutet den Lauf derselben und die zwey gehobenen Finger die Stunde, dich einstellen sollst. Höchst liebreizend und voll Grazie ist ihr Gruß, oder vielmehr ihr Winken, wodurch man jedoch in ganz Italien grüßt; über die traulich winkenden Fingerspitzen der gehobenen Hand strahlt das muntere Auge mit stummer Beredsamkeit.

---

*) Der einzige Fehler der römischen Aussprache ist, das s nach r in z zu verwandeln und z. B. perzona für persona auszusprechen.

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Die Charwoche.

Wenn es sich irgend mit dem Reiseplan vertrüge, sollte jeder Fremde die heilige Woche in Rom feyern, theils weil sie einige triumphirende Momente der katholischen Kirche darbietet, besonders aber weil durch die Feyer der Sixtinischen Kapelle unser Herz den gewaltigsten Eindruck erhält, den die Musik, ja überhaupt eine Kunst zu geben im Stande ist.

Zwar schien es, als sollte, zu unserm unendlichen Verdruß, die Ruhe Roms gerade in diesen wichtigen Tagen freventlich gestört werden. Mit Besorgniß hatte man schon früher vernommen, daß ein Neapolitanisches Heer an den Grenzen des Kirchenstaats sich zusammenzöge; und da endlich den Donnerstag vor Palmsonntag die spanische Majestät und die Königin von Hetrurien das Weite suchten, so stieg die Verwirrung in der Stadt aufs Höchste; denn die Nord-Italiäner, und die Römer besonders, hassen die Neapolitaner als tölpische, ungeschlachte Lümmel ganz außerordentlich, ja sie lassen sie nicht einmal für volle Italiäner gelten. Es hieß allgemein, Mürat hätte Terracina besetzt, und stromweise eilten die Fremden aus Neapel nach Rom, um, wie man es sich erklärte, dem sichern Kriege zu entrinnen; vielleicht kamen indeß viele blos der Charwoche wegen. Da jedoch das Gerücht von der Besetzung Terracina's sich nicht bestätigte, auch weiter keine Bewegungen erfolgten, so ward ganz Rom ruhig, und wir konnten ohne störende Besorgnisse Seine Heiligkeit, umgeben von zahlreichem Gefolge der Kardinäle, Ordensgenerale und Prälaten den letzten Freytag in S. Peter beten sehen.

Wir begaben uns hierauf zu den Nonnen des heil. Cosimatus auf das Janiculum, um uns künstliche Blumen zu bestellen, weil hier unsrer Meinung nach die besten der Welt anzutreffen seyn sollten; indeß haben wir hernachmals Gelegenheit gehabt, uns vom Gegentheil zu überzeugen. In die große Abgeschiedenheit dieser guten Mädchen war dennoch die schreckliche Kunde von der wahrscheinlichen Ankunft der Neapolitaner gedrungen, und mit Entsetzen sahen sie schon im Geist Schloß und Riegel ihres Jungfernzwingers erbrochen. Wir sprachen ihnen guten Muth ein, und sie fingen recht vertraulich an mit uns zu plaudern, doch stießen sie uns eilig zurück, als wir es gedankenlos wagten, einen Fuß über ihre Schwelle zu setzen. Da wir ihnen erzählten, daß wir gesonnen seyen, ihre Blumen über tausend Millien mit uns zu nehmen, wollten sie vor Erstaunen über diesen ungeheuern Raum fast vergehen und lachten und scherzten kindisch über unsere Bestellung.

Den Palmsonntag stiegen wir bey guter Zeit auf den Quirinal oder Monte Cavallo, um in der Kapelle des Papstes die Palmenaustheilung zu sehen. Hier war schon alles in der größten Bewegung. Die Wagen voll Cardinäle und Prälaten, durch rothe und violette Lenkseile regiert und mit fünf bis sechs Bedienten besetzt, rasselten in den Palast hinein und jedesmal mußten die päpstlichen Soldaten, die gerade über vom Palast Ruspigliosi auf Monte cavallo ihre Hauptwache haben, das Gewehr präsentiren, wenn ein Cardinal vorbeyrollte. Wir traten hierauf in die päpstliche Kapelle ein, die recht schön und einfach verziert, aber durch eine Barriere, an welcher die Schweizer Wache hielten, in zwey Theile getheilt war, so daß in das innere Heiligthum, wo der Papst saß, nur einem Frack ohne

Hut, Handschuh und Stock zu dringen vergönnt wurde. Die Schweizer sind bekanntlich fast bärenmäßig grob, haben mit Niemandem Mitleid und Nachsicht. Sie schoben zu unserm Erstaunen die geleckten und knappen Abbati und Weltgeistliche wie Federbälle hin und her, wiesen die Weiber ziemlich rauh auf besondere Bänke, und litten beynahe nicht, daß man ihnen auf einen Pistolenschuß nahe kam. Zwey junge Engländerinnen, die mit ihren Strohhüten und Spenzern wie Marketenderinnen in die Kapelle eintraten, wurden zu ihrem größten Verdruß den Augenblick von ihren Begleitern getrennt, und sobald sich diese ihnen zu nähern suchten, packten sie die tölpischen Schweizer ziemlich handfest an und warfen die Beefsteaks *) bey Seite. Eben so übel spielten sie einem eisgrauen Capuziner mit; der arme Mann hatte gewiß treulich unter den Fahnen seiner Heiligkeit gedient, und jetzt verstattete man ihm nicht einmal den heiligen Vater, wornach er sich sichtbar sehnte, näher in Augenschein zu nehmen, vielleicht das letzte Mal in seinem Leben. Im Innern der Kapelle war ein Thron aufgerichtet; auf demselben saß der Papst mit einer silbernen Mütze; rechts und links von ihm in einer langen Zeile die Cardinäle, Ordensgeneräle und Patriarchen; den Thron umringten dienende Prälaten, und die päpstliche Kapelle tönte schon heute, nicht mit Menschen-, sondern mit Engelszungen. Hierauf kamen alle Geistliche der Reihe nach, sogar endlich die Sänger, knieeten vor Seiner Heiligkeit nieder und empfingen aus der Hand des Diakonus die auf

*) Die satyrischen Römer nennen die Engländer, theils wegen ihrer Zähigkeit, theils weil sie das Gericht immer fordern, Beefsteaks, und ihre Weiber patatto, d. h. Kartoffeln.

hohe Stäbe gebundenen Palmen. So ausgerüstet reiheten sie sich in einen Processionsaufzug; der Papst wurde auf einem runden Lehnstuhl, hochsitzend, von einem Thronhimmel bedeckt, mit herumgetragen, welches jedoch ziemlich gefährlich aussah.

Am Mittwoch vor grünen Donnerstag waren wir eben wieder ein wenig in die Stanzen des Rafael eingetreten, als der Papst, um die Functionen der drey Tage zu verrichten, in den Vatikan feyerlich eingezogen kam, während alles, Officiere und Bediente, um ihn her auf den Knieen lag, stieg er aus und nahm für so kurze Zeit Besitz von dieser ungeheuern Residenz. Die Römer haben wirklich Recht, wenn sie behaupten, daß man in der Charwoche kaum Zeit habe, an Essen und Trinken zu denken; auch war der S. Petersplatz, die Kirche selbst und der Vatikan nie leer in diesen Tagen. Gegen vier Uhr Nachmittags begaben wir uns in die Sixtina, eine sehr einfache Hauskapelle des Papstes im Vatikan, und saßen dem jüngsten Gericht von Michel Angelo, das die untergehende Sonne eben beleuchtete, gegenüber, in gespannter Erwartung des durch ganz Europa berühmten Gesanges, der oft schon die Sirenenkraft gehabt haben soll, Ketzer in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Der für die Frauen bestimmte Platz füllte sich mit schwarzgekleideten Damen; überhaupt muß man sich, um überall Zugang zu finden, ziemlich fein anthun. Endlich kamen die Kardinäle in ihren „abiti paonazzi," d. h. violetten Kleidern, mit ungeheuern Schleppen einhergezogen, und während sie schnell vorwärts eilten, hatte der Caudatarius oder Schleppenträger alle Hände voll zu thun, um den zusammengerollten Schweif hinterher zu entwickeln. Alle Sitze füllten

sich endlich mit diesen und andern vornehmen Geistlichen wie am Palmsonntage; die Kerzen wurden angezündet, alles schien in feyerlicher Stille den Papst zu erwarten; allein der prächtige, für Seine Heiligkeit zubereitete Thron blieb leer. Endlich wurde das Signal zum Anfang gegeben; die Psalmen begannen. Man singt deren etwa dreyzehn nach der Weise des Gregorianischen Gesanges, welchen die Italiäner „Canto fermo“ nennen, ab, und löscht bey jedem eins der dreyzehn pyramidalisch aufgestellten Lichter aus, wie auch in den catholischen Kirchen in Teutschland wohl geschieht. Aber, o höre, nun beginnen die Klagelieder des Propheten. Einige Engel, denn man sieht nicht *) woher die Stimmen hallen, klagen über den Tod des göttlichen Sohnes in so wehmuthsvollen Tönen, daß selbst ein eisernes Gemüth in Bangigkeit und Ahndung zerfließen würde. Oft tönt eine Stimme erschütternd in Nachtigallmelodieen, und man hört die Mutter Gottes unter dem Kreuze um ihr Kind jammern. Siehe, die Lichter verlöschen, nur eins, die wachsame Mutterliebe der Madonna, brennt noch, man intonirt zum Miserere, die himmlischen Sänger einigen ihre Stimmen; endlich erlöscht auch die letzte Kerze, und alles liegt in Dämmer versenkt, nur die Gestalten der Kardinäle und weißen Prälaten, unbeweglich wie Bildsäulen sitzend, leuchten durch das Dunkel; alle Sinne vergehen, nur Töne kann unsre Seele auffassen. In diesem Augenblicke erhebt, rein wie Metallglocken, das Chor der unsichtbaren Sänger kraftvoll und durchdringend seine Stimme: „Herr, erbarme dich unser.“ Ach welch banges Sehnen bestürmt unser Herz! Wir wollen zu den

*) Die Sänger sind fast ganz von dem Geländer des Chores verdeckt.

Füßen des Heilandes fallen und sie mit tausend Thränen heißer Liebe benetzen! Wie wahr hat der geredet, welcher zum Heil seiner Seele nichts sehnlicher wünschte, als daß in der Stunde des Todes diese süßen Töne ihn umklingen möchten; denn wahrlich, unsere Seele quillt in ihnen zum Himmel. Aber schon haben sie verhallt an den Wänden, die Michael Angelos Riesengeist übertünchte. Wir ziehen durch die Hellebarden und langen Schwerter der alterthümlichen Schweizer in den schimmernden Saal vor der Sixtina. Verschleyerte Römerinnen wallen über die von Fakkeln beleuchtete Königstreppe hinab, die in unendlicher Ferne sich in den Säulengängen des S. Peter verliert. Welch ein Nachtgemälde! Kräftige Schatten, hohe Gewölbe, stolze Säulen, weite Fernen, und magische Schönheit überall.

Von den Schwellen des Himmels wurden wir mit Einmal in das schlimmste Weltgetöse herabgestürzt. Schon während dem Miserere hatte man sich ins Ohr geraunt, der Papst sey geflohen, und als wir die Kapelle verließen, fanden wir das Gerücht nur leider bestätigt. Man erzählte sich, „um Aufsehen und vielleicht Unordnung zu vermeiden, habe Seine Heiligkeit das tiefste Stillschweigen über die Angelegenheiten mit Neapel beobachtet, sey deshalb, obgleich Sie wohl unterrichtet war, daß König Joachim an eben dem Tage über die Grenze gegangen, in den Vatikan nach alter Sitte eingezogen, habe Nachmittags im Ornate sich angeschickt, in der Sixtina die Functionen zu verrichten, dann aber zum Erstaunen der ununterrichteten Prälaten, sich plötzlich umgewandt, und sey, nur von einem Cardinal begleitet, in einem verschlossenen, mit zwey Pferden bespannten Wagen zur Porta Angelica beym Vatikan hinaus und bis zum Grabmal des Nero an der Toskani-

schen Straße gefahren, wo Ihrer eine andre Kutsche nebst begleitenden Dragonern harrten, um sich nach Viterbo zu begeben.“ In der That hatte auch unmittelbar vorher die plötzliche Flucht des Papstes niemand geahndet. An allen Ecken protestirte sehr kräftig Seine Heiligkeit gegen den Durchmarsch der Neapolitaner und ihre Besitznahme der Mark Ancona; übrigens wurden die Römer zur Ruhe ermahnt. Die so unvermuthet schnelle Abreise des Papstes traf ganz Rom, das seit dem ersten blinden Lärm sich schon wieder ganz beruhigt hatte, besonders aber die Pfaffen und die Fremden, wie ein Donnerschlag. Wer Pferde, Maulthiere oder Vetturine bekommen konnte, suchte das Weite; denn die Römer wollten sogleich schreckliche Dinge von dem plumpen unbarmherzigen Verfahren der Neapolitaner wissen. Wir selbst waren in nicht geringer Verlegenheit, und kluger Rath war theuer. Unser Aufenthalt in Rom hatte schon über zwey Monate gedauert; wir hatten preußische Pässe, die also den Neapolitanern verdächtig scheinen konnten; vielleicht beschränkte man uns auf die Stadt Rom, wo wir nicht mehr viel länger bleiben wollten; auch wäre die umliegende Gegend nicht prakticabel gewesen wegen der Truppenmärsche, und folglich wegen der Räuber; gingen wir nach Neapel, so konnten wir aufs gelindeste unter polizeyliche Aufsicht genommen oder wohl gar in üble Unruhe gestürzt werden; segelten wir nach Sicilien, mit welcher Flagge und wenn sollten wir zurückkehren, dafern Mürat, wie seine in ganz Italien als ungeheuer ausgeschrienen Rüstungen, Oesterreichs Truppenschwäche und die Schwierigkeit der Norditaliäner vermuthen ließen, etwa sehr glücklich war. Der Gedanke, nach Florenz, gleichsam unverrichteter Sache, zurückzulaufen, war uns unerträglich und

würde auch nur ein Palliativmittel gewesen seyn. Alles dies überlegten wir auf dem Caffe nuovo mit unsern Freunden, und beschlossen fürs erste noch den grünen Donnerstag und Charfreytag zu bleiben, um wiederum das Miserere zu hören, und wenn auch der Teufel selbst an der Spitze seiner infernalischen Legionen angerückt käme. Indeß verlangten wir, um Herr unsrer Handlungen zu seyn, noch um zehn Uhr Abends unsere Pässe vom Neapolitanischen Consul, aber vergeblich; zugleich versprach unser gefälliger Banquier uns schleunig Nachricht zu geben, ob in Civita Vecchia Schiffe für Palermo oder Sicilien überhaupt vor Anker lägen. So endigte dieser selige Nachmittag mit einem bestialischen Abend; denn gewiß war die Verwirrung in Rom außerordentlich.

Nachdem wir am grünen Donnerstag früh vom Neapolitanischen Consul unsere Pässe erhalten hatten, eilten wir schnell wieder in den Vatikan, um die Lavanda oder das feyerliche Fußwaschen mit anzusehen. Am Eingange des Saales, in welchem die Ceremonie verrichtet werden sollte, war ein gräßliches Gedränge; die Schweizer warfen jeden, der nicht etwa besonders fein angekleidet war, mit außerordentlicher Fertigkeit zurück. Selten wird wohl jemand, selbst von standesmäßigen Personen, so sehr geschmeichelt, wie diese groben Lümmel; besonders machen die Teutschen ihre Landsmannschaft sehr geltend, und überhäufen sie gewöhnlich mit teutschen Bitten, die indeß bey den übermüthigen Gesellen nicht sehr ziehen wollen. Bey dem allen haben uns diese tüchtigen und gegen alles Geld unzugänglichen festen Kerls gut gefallen. Sie thun treu, was ihnen befohlen, und man könnte von ihnen poetischermaßen sagen, wie von den alten Rhätiern, daß sie gleich Felsen

gegen die andringende Römerfluth stünden. Hat man sich indeß nach unzähligen Stößen und Drängen in den Saal hineingearbeitet, so sind noch zwey andere Barrieren zu passiren, durch welche immer nur honettere eingelassen und auf diese Weise die Zuschauer gleichsam feiner und feiner gesiebt werden.

Vor einer herrlichen Brabantischen Tapete, welche das Abendmahl des Lionardo da Vinci vorstellt, sitzen zwölf weiß gekleidete und mit weißen Mützen, als ob sie zum Auto da Fe bestimmt wären, bedeckte Männer. Sie werden aus den vielen Pilgrimmen, die von allen Enden der Christenheit um die Zeit des Osterfestes sich am Grabe des S. Peter einfinden, zu dem Glücke erkieset, sich vom heiligen Vater oder dessen Stellvertreter die Füße waschen zu lassen. Man sieht sie vor der Charwoche mit breitrandrigen Hüten, langen Stäben und Wachstuchkragen, eine Reiseflasche am Gürtel, die Mildthätigkeit der Christen ansprechen. Unter denen, welche zum Fußwaschen bereit saßen, zeichnete sich ein wunderschöner Patriarchenkopf aus, der, wie man uns erzählte, aus Armenien gekommen seyn sollte; die übrigen sahen so blaß und beklommen aus, als sollten sie alle gehangen werden. Endlich ertönte der Gesang und der vertretende Cardinal Mattei verrichtete diese schöne Feyerlichkeit; begleitende Prälaten reichten jedem Pilgrim eine Goldmünze und einen Blumenstrauß. Die melodischen Töne der Sänger, das schöne Bild des Lionardo und die Erinnerung an die Liebe und Demuth unsers Herrn, erheben auch diese heilige Handlung zu einer der anständigsten, bedeutungsvollsten und rührendsten, die man sehen kann.

Nach Beendigung derselben eilte, stürzte, flog alles, um den Saal zu erreichen, in welchem die Pilgrimme gespeist

und vom Papst, den Cardinälen und Prälaten bedient werden sollten. Wir fanden indeß, trotz aller Eile, die Thüren schon von Schweizern besetzt, und es kostete hier wieder einen nicht geringen Kampf. An einem unglücklichen Cameriere, der sich vielleicht durch seinen Frack eingeschlichen hatte, gaben die handfesten Wächter ein schreckhaftes Beyspiel Ihr geübtes Auge sah durch den Frack die dienende Seele. „Pigliatelo! packt ihn!“ riefen sie, und waren ihm auch sogleich bey der Retirade dermaßen behülflich, daß der arme Teufel fast die Besinnung verlor. Im Saal war eine prächtige Tafel mit Maccaroni und dergleichen aufs beste angerichtet; da wir jedoch nicht viel von dem Gastmahl erwarteten, so begaben wir uns nach dem Museum herunter.

Von einigen hundert Custoden der päpstlichen Garde besetzt, sind während diesen Tagen alle Säle des Museums jedermann geöffnet, doch müssen alle durch einen und denselben Eingang eintreten, nie umkehren, und durch die Bogen herausgehen. So legt man zwischen Antike und Rafael einen Weg von beynahe einer römischen Meile zurück. Wir sahen heut zum erstenmal die Tapeten des Rafael (gli arrazzi di Raffaele). Es sind deren nur noch zwey und zwanzig, da sonst vier und zwanzig waren. Sie kamen in den unruhigen Zeiten in die Hände eines Livorneser Juden, der um des Goldes willen bekanntlich zwey verbrannte; durch Zufall wurden die übrigen, welche jetzt eine der größten Zierden Roms und den Triumph der Malerey ausmachen, vom Verderben gerettet.

Nachmittags verfügten wir uns mit noch größerer Sehnsucht, als gestern, in die Sixtina, um das Miserere und die Lamentationen zu hören. Uralte, große Notenbücher

enthalten diese göttlichen Gesänge, in seltsamen Zeichen, deren Schlüssel nur den Sängern der päpstlichen Kapelle verständlich seyn soll; obschon jetzt bekanntlich die Musik in Teutschland längst gedruckt ist. Das Miserere wird in zwey fünfstimmigen Chören gesungen, die mit einander abwechseln, und nur zuletzt vereinigen sie sich beyde mit etwa noch vierzig andern Sängern zu einem Schlußchor. Die höchst schmucklose Kapelle selbst hat nur eben so viel Resonanz, wie der Nachhall einer Silberglocke, und wir erinnern uns nie ein so reines Echo gehört zu haben, es verwirrt die Töne nie, schon deshalb, weil sie so langsam und verständlich, von keinem Instrument gestört, flöten.

Noch spät Abends schnürten wir unsre Bündel um jeden Augenblick bereit zu seyn, entweder nach Neapel oder Palermo zu segeln, denn wir waren fest entschlossen, weder in Rom zu bleiben, noch nach Oberitalien zu gehen, sondern bestimmt gen Süden zu steuern. Leider war es uns nicht vergönnt, die Kreuzeserhöhung im S. Peter zu sehen. Ein Kreuz von mehr als tausend Lampen erleuchtet, flammte unter dem ungeheuern Dom der Kuppel, dem wahren Fels der Christenheit, wie die Inschrift sagt. Diese einzige Riesenfackel hüllte die himmelhohen Gewölbe und kolossalen Pfeiler *), auf denen die Erde ruhen zu können scheint, in unermeßliche Schatten, und die durch das Feuer derselben verklärten Antlitze der zahllosen Menge richten sich alle unwillkührlich empor zu dem in höchster Glorie stralenden Zeichen des Kreuzes. Da jedoch die Rö-

*) Ein jeder der vier, welche die Kuppel tragen, hat an neunzig Schritt in Umfang.

mer in den finstern Gängen allerley Teufeleyen trieben, hat Se. Heiligkeit dieses Fest für immer abgestellt.

Bekanntlich feiert die katholische Kirche den Todestag unsers Erlösers eben nicht besonders; auch sahe es in Rom am Charfreitage ganz gewöhnlich aus; wir brachten deshalb den Morgen unsere Geschäfte mit unserem gefälligen Banquier in Ordnung, und da er uns aus Civita Vecchia die Nachricht mittheilte, daß wenigstens Schiffe für Neapel segelfertig lägen, so entschlossen wir uns den folgenden Tag Rom zu verlassen. Wir gingen deshalb mit beklommenen Herzen in den Vatican, noch einmal den seligen Gesang der Sixtina zu vernehmen. Wir traten zuerst in die Paullina ein, woselbst das heilige Grab in einem völligen Lichtmeere schwamm; lautlos knieten fromme Seelen und beteten, während ihr Gesicht vom Glanze des heiligen Grabes aufs schönste verklärt wurde.

Mit großer Wehmuth vernahmen wir hierauf die Melodien der Sixtina, in welchen diesmal, da sie auf immer uns verklangen, ein höchst wunderbares Leben zu wehen schien, und vielleicht erfüllt die Musik überhaupt deshalb die Gemüther oft mit Trauer, weil ihre lieblichen Töne, wenn sie die Ahndungen unsers Herzens erregt haben, alsbald verhallen, und uns einsam verlassen. Wir stiegen noch einmal in den S. Peter hinab; wenige Lichter zeigten das unendliche Dunkel seines Riesenbaues.

Vierzigstes Kapitel.

Letzte römische Nacht.

Wir haben schon früher bemerkt, daß der Anblick der Stadt Rom in Nachtbeleuchtung unendlich zauberischer sey, als am Tage. Die Stadt gleicht einem öden, traurigen Kirchhofe mit unzähligen Leichenmalen von Jahrtausenden, und wenn auch das physische Auge viel herrliche Gegenstände begierig in sich trinkt, so ist doch das Interesse, das die Phantasie an Rom nimmt, bey weitem größer. Diesem Charakter ist die magische Beleuchtung des Mondes unendlich vortheilhaft, und darum gewähren nächtliche Züge durch das alte und neue Rom den höchsten Genuß, dessen die Brust eines Menschen fähig ist.

Wir glaubten deshalb das Bild der Stadt Rom unauslöschlich in die Seele zu prägen, wenn wir noch die letzte Nacht, denn wir hofften nicht wieder zu kehren, unter den Trümmern derselben zubrächten. Noch vor Sonnenuntergang stiegen wir auf Trinita del Monte, wo der schönste Abendspaziergang in ganz Rom zu finden ist, und zum Glück zeigte sich uns der Niedergang, den wir von hier aus so oft bewundert hatten, noch einmal in völliger Pracht.

Die Sonne stand hinter der Kuppel vom S. Peter, und umgab sie mit einer feurigen Strahlenglorie, die grünen Pinien des Janiculums und Monte Mario schwammen in der violet- und rosenfarbenen Abendgluth, während sich die Stadt mit ihren unzähligen Kuppeln in dunkle Schatten hüllte.

Wir zogen hierauf an der Antonin- und Trajansäule vorüber. Diese beyden Riesinnen*), die unbesiegt Rom

---

*) Die Antoninische eigentlich nicht, sie ist später aufgerichtet.

um sich her in Trümmern zerfallen sahen, scheinen mit ihrem Scheitel das dunkelblaue Dach des Abendhimmels zu berühren, und zeigen eine unglaubliche Erhabenheit. Niemals nimmt der Himmel in Italien, besonders im südlichern, des Abends, wenn es heiter ist, den grauen Ton an, den er bey uns bekommt; er bleibt dunkelbau.

Wäre es möglich, so sollte man die Augen in Rom nicht eher über die alten Trümmer öffnen, als bis der Vollmond sie bescheint, und sich dann auf das Forum oder die Höhe des Palatins stellen; hier thun sich die Gräber der alten Römer auf, und man fühlt sich geneigt die weißlichen Säulen, die in öder Stille empor steigen, für die Geister derselben zu halten. Schweigend liegt des Kapitols unbeweglicher Fels und Evanders alte Wohnung, umgeben von traurigen Ruinen. Doch über alles kolossal und beynahe zermalmend ist der Anblick des Amphitheaters des Flavius Vespasianus. Die zerrissenen Mauern stürmen den Nachthimmel, und der Mond scheint durch die Hallen des obern Stocks hindurch, als wäre er nur, wie eine Laterne, mitten in dem ungeheuern Bau aufgehangen. Dieser furchtbare Anblick zeigt mit einem Male den Charakter und die Kraft aller römischen Jahrhunderte zusammen, denn das Kolosseum steigt mit so gewaltiger Majestät und schwarzer Wildheit aus seinem tiefen Grabe zu den Wolken hinauf, daß es die ganze Welt wie einen Zwerg zu zertreten drohet. Ins Innere darf man eigentlich nach dem Avemaria nicht mehr eingehen, und, damit es nicht eine Niederlage von Räubern werde, sind die Eingänge mit Schildwachen besetzt. Ja, als wir denselben nur etwas nahe kamen, rief sogleich der päpstliche Kriegsknecht, indem er uns wahrscheinlich nicht viel Gutes zutraute, angst-

voll: „Bleibt mir einen Steinwurf vom Leibe, oder ich gebe Feuer," und wirklich haben diese Schildwachen allemal scharf geladen. Wir verfügten uns deshalb gegen S. Johann im Lateran zu, wo das Wachthaus steht, und unter der Leitung eines alten Caporals, der die Schildwachen beruhigte, stiegen wir in diesem ausgehöhlten Berge herum, mit Vorsicht zwar, denn bey der zweifelhaften Beleuchtung des Mondes und den vielen Rissen der Gewölbe wäre leicht ein Fehltritt möglich, wodurch man unvermeidlich in Brey verwandelt würde; sonst aber jauchzte unsere von Erstaunen überwältigte Seele über die unaussprechliche Majestät dieses Zaubergemäldes. Hier, wo jetzt öde Todesstille herrschte, tobten und schrien einst hundert tausend wilde Römer, und labten ihre Augen am Mordgetümmel wüthender Bestien. Hier starben viele hundert entschlossene Christen den edelsten Heldentod! Dieses Kolosseum, und die entsetzlichen Ruinen der Thermen des Caracalla, die schönste von allen, der Kaiserpaläste und des Forum bemächtigen sich so gewaltig aller Sinne, und erfüllen die Seele mit so erinnerungsreichen Bildern, daß man fast nicht im Stande ist, einen Laut hervorzubringen.

Wir gingen noch in später Nacht, um von allem, was uns unvergeßlich geworden war, Abschied zu nehmen, über die Tiber vorbey an Hadrians Grabmal, auf dem der Engel mit dem Schwerte drohet, hin zum S. Peter, und setzten uns voll Wehmuth, daß wir von allem Herrlichsten scheiden sollten, auf die Stufen, die zur Vorhalle führen, umgeben von den beyden Riesenarmen der Berninischen Colonnaden, während die Fontänen ihr klares Wasser in den blauen Himmel warfen, und der ungeheure Platz, vom Lichte des Mondes begossen, wie eine See vor uns

lag; daneben der Vatican mit seinen Wundern. Von allen mußten wir uns freilich trennen, doch es stärkte unsere Seele der Gedanke ans weite Meer und das alte Land der Cyclopen. Lebt wohl ihr göttlichen Schönheiten, vor denen wir unsere Knie beugen.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Abreise von Rom. Civita Vecchia.

Unser Wirth und seine ganze Familie empfahl uns mit treuherziger Seele dem Schutz der heiligen Jungfrau; das kleine, schöne Töchterchen, Nina, weinte heiße Thränen und stürzte unwillkührlich an unsern Hals. Gewiß sehr liebe und gute Menschen fanden wir fast in ganz Italien und Sicilien.

Alles, was übrigens ein Schießgewehr oder Kanonenschlag aufbringen konnte, knallte zur Ehre des morgenden Auferstehungstagsfestes, und während alles um uns her krachte, zogen uns die schellenden Rosse von dannen. Zu unsrer unsäglichen Freude fuhr der Vetturino über Ponte Sanct Angelo und den Petersplatz, zur Porta Cavalleggeri hinaus, und nicht ohne Schrecken bemerkten wir, daß wir uns nun außer Rom befänden, um nicht mehr zurückzukehren. Es war der fünf und zwanzigste März am Sonnabend vor Ostern. Glücklicherweise hatten wir einen tüchtigen jungen Teutschen gefunden, der sich mit uns vereiniget hatte, nach jenem alten Eilande, der Wiege der Ceres, zu steuern, und noch den Tag vor unserer Abreise gesellte sich ein junger Engländer zu uns, einer der bieder-

ſten ſeiner Nation. Wir haben während dieſer ganzen oftmals etwas beſchwerlichen Reiſe zu Waſſer und zu Lande vergnügt und treulich zuſammen gehalten; und ſicherlich bleibt noch lange das Andenken an das himmliſche Land der Cyclopen, ſammt der Biwacht in der Lavahöhle auf dem Aetna, die heiterſte unſerer Erinnerungen. Wir klagten uns alle das gemeinſchaftliche Leid, die ewige Stadt Rom verlaſſen zu müſſen, winkten noch der Kuppel des S. Peter, der Villa Millini am Monte Mario, der Villa Pamfili und ihren Pinienhainen ein Lebewohl zu. Tag und Gegend waren noch immer wunderſchön, auch verkündigte unſer kleiner italiäniſche Kalender für dieſen Tag. „ecco spuntan l'erbe ed i fiori, d. h. es ſprießen Blumen und Kräuter hervor," doch über alles erheiterte uns der Gedanke an die weite Ferne. O welch ſüßes Gefühl, frey und unverzagt mit zehn Pfund Gepäck dem ſüdlichen Frühling über Meer und Land entgegen zu ziehn.

Erſt um vier Uhr Nachmittags waren wir aus Rom abgereiſt, und es dauerte daher nicht lange bis es Nacht wurde. Der Mond ſchien ſonnenhell und erleuchtete die unwirthbare Steppe weit und breit. Unſer Vetturin, der aus der ehrlichen Mare Ancona war, hatte große Furcht vor römiſchen Räubern, die beſonders aufs Höchſte ſtieg, als wir bey einigen Viertheilen d. h. aufgehangenen Armen und Beinen erhenkter Straßenräuber vorbey fuhren, er bat uns daher dringend, von einer Sbirrenwache Begleitung anzunehmen, welches uns jedoch nicht nöthig ſchien, obgleich in der That der öde Weg in den hohlen Gründen nichts beruhigendes hatte. Endlich langten wir noch vor Mitternacht in einer einſamen Kneipe an, wo alles für den Ungewohnten ein äußerſt verrätheriſches Anſehen hatte. Der

Wirth indeß vermaß sich hoch und theuer, daß wir bey ihm so sicher als in den Armen der heil. Jungfrau seyn sollten. Wir brachten unter sorgfältiger Bedeckung unsere Sachen zuvörderst in Sicherheit, alsdann traten wir in die Küche ein, welche zugleich das Versammlungszimmer der Fremden war. Der Wirth kochte, briet und schnitt sich nach Bedarf von drey bis vier an der Wand hängenden Schöpsen Stücke Fleisch ab, während die Frau am Feuer ihr Kind wiegte. Er versicherte uns, als wir fragten, was zu haben sey „es wäre brave Wurst, Eingeschnittenes und Gedämpftes und überhaupt alles zu haben; wir möchten nur befehlen.“ Die Stube, wo wir die Nacht schlafen sollten, hatte eine üble Lage; zwanzig bis dreyßig tüchtige Kerle lagen bey derselben auf einer Art Vorsaale, und im Boden unsers Zimmers war eine Fallklappe, durch welche unser fünfter Reisegefährte, ein Livorneser, hinabstieg, um zu schlafen. Bey dem allen legten wir uns vergnügt zu Bette, lachten von Herzen über unsern Engländer, der diesen, so wie jeden folgenden Abend feines weißes Nachtzeug aus seinem Ränzchen langte, und sich wie ein Mädchen zum Schlafengehn mit einer weißen Haube zurecht stutzte, während wir wie Dragoner, oft mit Stiefel und Sporn, uns auf die Matraze warfen.

Am folgenden Morgen fuhren wir, nachdem der Streit über die Zeche vorüber war, fröhlich bis S. Marinella, einige einsame Häuser, wo wir Mittag machten. Unser Vetturino verlangte Hafer und Heu, allein ein dicker, geschwätziger, lebhafter Kerl von Wirth wies ihn mit lächerlichen Gebärden zurechte: „mein Sohn, du weißt, daß sich hier nichts vorfindet, rief er aus, das Kinn streichelnd.“ Es hieß, aus Furcht vor den Neapolitanern habe

man alles bey Seite gebracht. Wir sahen hier zum ersten Mal das Meer wieder, und unserem Britten stieg der Kamm sichtlich als er sich dem Elemente seiner Nation nahete. Es wuchsen hier bey dem päpstlichen Fort einige freystehende Palmen; wir hatten diese stolzesten aller Pflanzen bisher noch nicht viel wachsen sehen.

Noch früh am Tage zogen wir, von einer großen Menge müßiger Zuschauer, denn es war überdieß gerade der Ostertag, umringt, in Civita Vecchia ein. Obgleich die Stadt sehr klein ist, so zeigte die größere Lebendigkeit doch bald, daß wir in einem Hafen angekommen waren; das Schiffsvolk zog im höchsten Staate, die Genueser nach alter Sitte, mit rothen Mützen kecklich in der Stadt umher. Unser erster Gang war natürlich in den Hafen; eine englische Brigg hatte die Abfahrtsflagge aufgesteckt, man sagte uns, sie gehe mit dem ersten Winde nach Palermo. Erwünschter konnte uns keine Nachricht zu Ohren klingen; wir ließen uns am Bord übersetzen, und bald hatte unser ehrlicher Engländer mit seinem hölzernen Landsmann, dem Schiffskapitän, den Kontrakt für uns alle geschlossen; schon den folgenden Tag sollten wir unter Segel gehen. Wer war glücklicher, als wir! Wir hatten sichere Flagge (bandiera franca), d. h. als Engländer nichts von Seeräubern zu befürchten, und konnten, wenn wir guten Wind hatten, in drey bis vier Tagen in Palermo seyn.

Wir eilten unsre Geschäfte zu besorgen, und die Pässe bey dem strengen Monsignor unterzeichnen zu lassen; denn da Civita Vecchia fest ist und Befehl erhalten hatte, sich gegen die Neapolitaner zu vertheidigen, so hatte man hierher und in die Engelsburg alle päpstliche Truppen geworfen, und deshalb war es, um des Proviants willen, keinem

Fremden erlaubt, länger als eine Nacht in der Stadt zu bleiben; wir würden also in die größte Verlegenheit gerathen seyn, hätte der Engländer nicht gerade segelfertig vor Anker gelegen.

In dem Hafen hatte, wie immer, alles ein lustigeres freieres Ansehen; schöne Weiber die Menge mit römischen Gesichtern, weißen Schleyern und schlankem Wuchs; das Meer war wie ein Spiegel, und der Mond schwebte in dunkler Bläue darüber, und wir morgen nach Sicilien; wir rochen schon sicilianische Orangenblüthen, und schmeckten schon Palermitanische Apfelsinen. In einem Caffe fanden wir des Abends nebst vielen andern Seeleuten auch unsern ungeschlachten Kapitän, Thomas Bottley genannt, ein Kerl, der auf keine weise Raison annahm, und wir tranken selig vergnügt mit ihm auf seine gute Fahrt, ans Rückkehren dachten wir nicht, und nur eine Idee erfüllte uns, morgen segeln wir nach der trinacrischen Insel zu den Hirten des Theokrit und Homers übermüthigen Cyclopen, den ungesetzlichen Frevlern.

Kaum hatten wir des andern Tages die Augen aufgeschlagen, als jemand an unsre Thür pochte und sie aufriß. Siehe, unser Hauptmann stand vor derselben mit drey rheinländische Schuhe auseinander gespreitzten Beinen, denn er nahm auch auf dem Lande nie eine andere Stellung als auf dem Verdeck an, und ohne zu grüßen oder den Hut abzunehmen, oder einzutreten, rief er uns zu „Gentlemen bereitet euch zur Abfahrt, der Wind ist sehr gut für Palermo.“ Ein Jubelgeschrey beantwortete diese frohe Nachricht, und da wir um zwölf Uhr am Bord seyn sollten, so eilten wir unsere Päße beym sicilianischen Consul zu berichtigen. Dieser unsinnige Thor, der eine

zwar dicke, aber sehr schöne Palermitanerin zur Frau hatte, setzte uns in einige Verlegenheit, da er unsere Pässe nicht unterzeichnen wollte, weil eine Müratsche Behörde sich schon auf denselben in Ancona und Rom verewiget hätte; dem gemäß nahmen wir unsere Zuflucht zum österreichischen Consul, an dessen Hause die Wogen prächtig und gewaltig andonnerten. Da er unterzeichnete, so kümmerten wir uns weiter nicht um den sicilianischen Pedanten.

Hiernächst verproviantirten wir uns aufs lustigste mit Zwieback, Schinken, Wein, Rum und dergleichen, wobey unser seeerfahrner kleiner Britte die Hauptrolle spielte, und uns alle Augenblicke tadelnd über das Maul fuhr. „Ihr versteht euch nicht wohl auf ein Schiff.“ Alles war bereit, da trat die um Mittagszeit gewöhnliche Windstille ein. Wir lagen ärgerlich über diese Verzögerung auf dem Caffe, und durften uns doch nicht aus der Stelle rühren, weil der Landwind jeden Augenblick wehen konnte.

Endlich gegen Untergang der Sonne lichtete unsere Marry-Pool, so hieß die Brigg, ihre Anker; wir standen auf dem Molo und sahen dem rosenfarbenen Sonnenuntergang und dem Spiele der müdelos eilenden Lasurwogen zu, bis das Boot uns abholte. Die Nacht war wunderschön gestirnt, die Wellen gingen hoch, der Wind blies frisch in die Segel, und unsere Brigg lief pfeilschnell auf den nassen Straßen; sie schien gleichsam von den hohen Spitzen der Wogen wie von kleinen Hügeln herabzufallen, welches uns zwar anfangs ziemlich gefiel, indeß auch viel dazu beytrug, daß wir in kurzer Zeit, zur Freude und zum Gelächter der ganzen Equipage, elendiglich auf dem Verdeck umher lagen, und der eine den Kopf über Bord,

der andere zum Kanonenloch hinaus steckte, um Neptunen sein Opfer darzubringen. Unser kleiner Engländer blieb auch nicht ganz verschont, da er jedoch schon früher drey Monat am Bord gewesen war, erhielt er sich wenigstens auf den Beinen, und obgleich wir aufs jämmerlichste am Boden lagen, so sahen wir doch mit großem Interesse die Kaltblütigkeit, mit der er, an den Bord gelehnt, sich umkehrte, und dem Meere auch seinen Tribut zollte; dabey gab er uns einige Duzend Regeln, wie wir uns auf dem Schiff zu verhalten hätten, und jede fing mit den Worten an: „Am Bord eines Schiffes." Der Herr Kapitän fing überdieß auch an einige solide Scherze über unsern kläglichen Zustand zu machen, ob wir nicht Verlangen nach „fine Girls" trügen, und dergleichen. So gräßlich flau uns auch war, so hoben wir doch unser mattes Haupt ein wenig empor, um die goldne Kugel des Mondes aus dem Meere auftauchen zu sehn. Wir wurden mehrmal angerufen, wenn wir die Forts passirten, welche auf den Spizzen der Vorgebirge gegen die Barbaresken angelegt sind; unser Hauptmann antwortete durch das Sprachrohr; wir sahen auch die Feuersignale an den Küsten der Romagna hinlaufen. Endlich nöthigte uns die im Mittelmeere höchst ungesunde Nachtluft in die stinkende Kajüte hinab zu stolpern, wo wir Unglückliche von der ganzen Welt nichts mehr hörten, als das Rufen der Matrosen beym Bedienen der Segel und das Schlottern des Seewassers am Bauch des Schiffes, welches bey revolutionär gesinntem Magen wie ein Brechmittel auf die Phantasie wirkt. Um Mitternacht waren wir in der Gegend von S. Marinella angekommen; unsre Brigg legte vor Anker, um Kohlen zu laden, und wir schliefen die Nacht ziemlich ruhig, nachdem uns ein

Weg von etwa vier teutschen Meilen zur See abscheulich schlecht bekommen war, ohne daß wir uns noch unserem Ziel um einen Fuß breit genähert hätten.

Zwey und vierzigstes Kapitel.

An der Küste bey Santa Marinella und Santa Severa. Abfahrt nach Sicilien.

Mit unsäglicher Freude benutzten wir die Erlaubniß ans Land zu gehen; unser zerrissenes Gehirn dröhnte wie eine Heerpauke, und wir legten uns sogleich ins Gras, voll innigen Wohlbehagens festen Boden unter unsern Füßen zu haben, denn die letzte Nacht hatte uns gar sehr ermattet. Hierauf schlichen wir, nach kurzer Erholung, langsam die vier Millien am Ufer hin, bis zu der Kneipe, wo wir zwey Tage zuvor, von Rom kommend, gemittagt hatten, während der Morgen wunderschön glänzte, und die prächtigen Schattirungen, leuchtenden Farben und blaugrünen Töne des Meeres hätte kein Pinsel mahlen können.

Da der Hauptmann versprochen hatte, uns abholen zu lassen, wenn die Brigg geladen haben würde, wandelten wir sorglos überall umher, und stiegen nach Tische auf eine kleine Anhöhe, von der herab die Romagna wirklich recht schön aussahe: man erblickte eine Menge wellenförmiger Hügel, alle mit einem violetten Duft überzogen, denn die Landschaft pflegt in der Campagna von Rom immer einen violett-röthlichen Ton anzunehmen, gegen den die grünlich spielende Farbe des Meeres aufs schönste absticht. Aus den Waldungen, womit diese Höhen reichlich bedeckt sind, nimmt man Holz, um Kohlen daraus zu

brennen, welche dann, als die besten, die man haben kann, weit und breit, besonders nach dem an Brennmaterial armen Sicilien, verfahren werden. Voller Freude lustwandelten wir, Muscheln lesend, dem Seeufer entlang so nahe am Meere, daß uns die Wellen benetzten. Und nichts gibt ein deutlicheres Bild der Ewigkeit und des endlosen Entstehens und Vergehens der Dinge als die unaufhörlich anrauschenden und zerfließenden Wogen; man könnte bey diesem Anblick den Verstand verlieren.

Des Abends liefen wieder die Feuerzeichen für Schiffe, die etwa einen Landungsplatz suchen, längs dem Ufer hin. Es darf dann niemand irgend ein Feuer anmachen, ja nicht einmal erleuchtete Fenster dürfen meerwärts scheinen, weil sie sonst Schiffe, an unrechten Orten zu landen, verführen könnten.

Unser dicker Wirth machte uns viel zu lachen durch die unerhörten Schimpfreden, die er gegen die Franzosen und Neapolitaner ausstieß, selbst Shakespear hätte sie originell gefunden; endlich ergriff er einen großen Pfahl, und erklärte uns damit unter lächerlichen Geberden wie einige an der Wand gemalten Schiffe französische seyen, und von einem braven Engländer hart verfolgt würden.

Des andern Tages gegen Mittag kehrten wir zu unserer Brigg zurück, indem wir auf eine höfliche Weise von zwey Reitern escortirt wurden, denen unser Abweichen von der Landstraße (wir zogen nämlich um der Kühlung willen am Meere hin) verdächtig vorkam. Leider ging das Laden so langsam von Statten, daß an die Abfahrt noch nicht zu denken war. Wir frühstückten am Bord und begaben uns dann in das nahgelegene S. Severa. Gegen Abend hieß es auf einmal unsere Marry-Pool lichte die

Anker; wir eilten dem gemäß an Bord, mußten aber zu unserm unbeschreiblichen Verdruß erfahren, daß immer noch nicht geladen sey; da es übrigens nicht rathsam war noch einmal nach Santa Severa zurück zu gehen, so herbergten wir unmittelbar am Strande bey einem jungen Köhler, der uns mit der uneigennützigsten Freundlichkeit aufnahm. Er erzählte uns, daß ihn im letzten Feldzuge die Preußen gefangen genommen und sehr gut behandelt hätten, deshalb war er noch bereitwilliger sein Möglichstes zu thun, da er vernahm, daß ein Paar von uns Preußen seyen. Er machte aus einem Bret ein braves Tischchen vor dem Kamin, briet uns an einem kleinen Spieß Stückchen Schinken, und gab uns Wein so gut er ihn hatte. Um uns herum standen die armen Köhler mit rußigen Gesichtern und großen weißen Augen, Teufeln nicht unähnlich; dabey schienen sie die gutmüthigsten Leute von der Welt; sie hatten den ganzen Tag gearbeitet und halb nakkend im Wasser gebadet, um die Kohlen zu laden, und jezt verzehrten sie nach dieser harten Anstrengung ein elendes Abendessen, einige Zwiebeln mit trockenem Brot. Das Ganze sahe aber einer Zigeuner- oder Räubergenossenschaft nicht unähnlich. Des Nachts lagerten wir auf einigen stinkenden Matrazen am Boden, um uns her schnarchten die Köhler als ob sie gewürgt würden; dieß Ungemach aber war für uns als eine Kleinigkeit zu achten gegen die gräßliche Pein, welche die Flöhe uns verursachten, denn gleichsam heerdenweise fielen sie unsere Leichname an. Der Engländer seufzte und schnalzte aus Verdruß mit den Lippen, die Teutschen fluchten oder bissen die Zähne zusammen. Die Italiäner schliefen süß und ruhig. Wir fanden die Prophezeihung unsers italiänischen Kalenders für dieß

Jahr: „tremoto e gran pulci," d. h. Erdbeben und viel Flöhe, schrecklich erfüllt. In der That, wer nicht in Italien gewesen ist, kann kaum eine anschauliche Idee von der unaussprechlichen Unverschämtheit dieser kleinen Thiere haben. In Kaffeehäusern, Theatern, Tanzsälen und auf dem Estrichtboden der Zimmer wimmelt es von Tausenden solcher Insekten; da sie sehr hungrig sind, so springen sie mit großer Begierde an den Leib hinauf und plagen einen aufs jämmerlichste, daher muß man sich Abends beym Auskleiden ja sorgfältig hüten, den Boden zu berühren, und zuletzt mit einem entschlossenen Sprunge ins Bette schwingen, oder, wie fast alle Italiäner, sich nackt ins Bette legen.

Des andern Tages endlich, den dreyßigsten März um Mittagszeit, war die Ladung beendiget, wir setzten über an Bord; gegen Abend erhob sich ein sanfter Landwind, und wir verloren die Küste Italiens auf lange Zeit aus den Augen, denn erst von den Felsen der Cyclopen am Aetna erblickten wir sie wieder.

Drey und vierzigstes Kapitel.

Seefahrt nach Palermo.

Obgleich wir in der ersten Nacht nach unserer Abfahrt die Küste Italiens aus dem Gesichte verloren, so gingen wir doch vom Morgen des folgenden Tages an so wenig vorwärts, daß wir uns kaum aus der Stelle zu bewegen schienen; und diese Windstille dauerte ganzer vier Tage, während welcher wir zu unserem unaussprechlichen Verdruß kaum einige Meilen zurück legten. Ueberhaupt waren die

ersten neun Tage des Aprilmonats beynahe die desperatesten unserer ganzen Reise. Denn obgleich uns anfangs die bald licht- bald dunkelblauen, bald seladongrünen Regionen des spiegelglatten Meeres durch ewig wechselnde Farbentöne, bald der prachtvolle Auf- und Niedergang der Sonne, wenn die goldene Pyramide sich über das Meer hinweg bis an unser Schiff legte, uns unendlich erfreuten, so versetzte uns dagegen die verlorne Zeit und die ewige Einförmigkeit in stille Wuth. Nur zuweilen besuchten uns kleine Vögelchen, um ein wenig auszuruhen, die rohen Matrosen pflegten sie jedoch todt zu werfen.

Den einen Morgen wurden wir ein Schiff ansichtig, welches unser Hauptmann für einen afrikanischen Corsaren hielt; und obgleich dieser die englische Flagge, welche sogleich gehißt wurde, hätte respektiren müssen, so wäre es doch um der langen Contumaz in Palermo willen äußerst verdrießlich gewesen, wenn er uns visitirt hätte. Das Schiff kam wirklich näher und setzte ein Boot aus, welches an uns ruderte, und Neuigkeiten von Italien wissen wollte. Es war ein Neapolitaner, der nach Genua ging.

Endlich erhob sich zwar ein kleiner Wind, aber gewöhnlich war er ganz Sirocco, oder nur wenig zu brauchen, so daß wir einmal die Inseln Ponza und Palmeruola entdeckten, ein andresmal nahe bey Sardinien kreuzten. Wir hatten theils aus langer Weile, theils aus Interesse den Schiffskompaß verstehen gelernt, und sahen nun mit Entsetzen in dem kleinen Häuschen der Magnetnadel wie wenig wir unsere Richtung zu halten im Stande waren. Der Hauptmann maß jeden Tag zu Mi tag mit seinem Sextanten die Breite, unter der wir uns befanden,

und wir hatten oftmals nach vier und zwanzig langweiligen Stunden die Satisfaktion, zwey bis drey Meilen weiter gekommen zu seyn.

Auf dem kleinen Raum des Verdecks konnten wir uns kaum rühren, ohne den Schiffsleuten ins Gehege zu kommen; der Hauptmann gab uns daher unzählige Verhaltungsregeln und Gesetze, welche unser kleiner Britte mit der Genauigkeit eines Homerischen Heroldes und so ernsthaft, als rührten sie vom Admiral Nelson her, aus dem Englischen dolmetschte, jedesmal mit den Worten anfangend: „der Hauptmann sagt," so daß wir allenfalls einen ganzen Schiffscodex liefern könnten. Alle Abende pflegte unser Patron durch Pfeifen und Rufen den Wind zu locken, indem er beständig auf dem Verdeck umher ging und schrie: Abendwind blase, blase. Des Nachts lagen wir auf dem Boden, den Bänken und dem Tisch der dumpfigen Cajüte aufgeschichtet, und hingeworfen auf stinkenden, mit kleinen Tauen durchwebten Segeltüchern die Knochen entzwey, so daß uns das einfache Bret dagegen flaumweich erschien. Wurde das Schiff des Nachts umgelegt, so stürzte wer auf einer Bank, der Länge des Schiffs nach, ausgestreckt lag, auf seinen am Boden ruhenden Gefährten herab; wer sich nach der Breite des Schiffs gelagert hatte, meinte an den Füßen aufgehangen zu werden und zu ersticken; welches einstmals unserm Sir George bey einem Haar widerfahren wäre. Endlich, um das Maß des Elendes voll zu machen, ging, trotz der sorgfältigen Eintheilung des seekundigen Britten, unser Proviant allmählig zu Ende. Doch alles dieses würde nur zu unserer größten Belustigung gedient haben, wenn der un-

ersetzliche Zeitverlust uns nicht außerordentlich verdrossen hätte.

Oft tanzten Delphine um unser Schiff, und gingen, ihrer Sitte nach, in Bogensätzen aus den Wellen auftauchend, dem Winde entgegen. Einsmals erblickte das Falkenauge eines Abbruzzesen, der sich mit am Bord befand, zwey große Schildkröten, welche die Wellen schlafend einher wiegten. In einem Augenblick sprangen einige Matrosen in das am Hintertheil des Schiffes aufgehangene Boot, ließen sich hinab, und in kurzer Zeit waren die beyden scheußlichen Töchter des Oceans in unsern Händen. Indeß wäre uns die Freude über diesen glücklichen Fang bey einem Haare theuer zu stehen gekommen; während nämlich die ganze Equipage diese gähnenden Thiere besahe, hatte man auf dem Vordertheile das Feuer unbeachtet gelassen, an dem eben das Mittagsessen gekocht wurde; es ergriff daher das Verdeck; die Matrosen löschten es jedoch bald mit unglaublicher Geschwindigkeit.

Endlich schien beym Mondwechsel eine große Veränderung des Wetters sich vorzubereiten; die Wellen gingen, troz der völligen Windstille, ungeheuer hoch, und unsere Brigg schien alle Augenblicke von einem Berge herabzufallen; umwölkter Horizont, und das ängstliche Flattern der Seevögel schien einen Sturm zu prophezeyen, auch zog, zum Hohngelächter der Engländer, eine sicilianische Schebecke, die immer in unserer Nähe geblieben war, alle Segel ein; unser Hauptmann ließ nur die obersten streichen; die Matrosen hingen mit außerordentlicher Kühnheit in den Tauen, und trafen alle Vorkehrungen für die Nacht, und siehe zu unserm Aerger nahm dieß alles den lächerlichsten Ausgang, denn die Windstille blieb wie vorhin. Diesen

Abend brachte unser brittischer Reisegefährte allein mit dem Schiffshauptmann bey einem Glas Portwein in der Cajüte zu; denn die Engländer haben die Sitte, jeden Sonnabend Abends, wenn sie sich auf dem Meere befinden, ihrer entfernten Lieben und Freunde zu gedenken. Sehr tief gefühlt ist diese Gewohnheit, denn nie treten die Bilder der theuren Zurückgebliebenen lebendiger vor unsre Seele, als wenn wir einsam auf den öden Fluten schwimmen, und die stille Nacht unser Herz aufschließt.

Sonntag den neunten April feyerte unser Hauptmann seinen Geburtstag, und bewirthete deshalb die ganze Equipage mit einer Schildkrötensuppe, welche ohne Zweifel eine der kräftigsten Flüssigkeiten auf Erden ist, und wohl im Stande wäre einem Schwindsüchtigen alsbald Löwenmark in die Knochen zu gießen. Dazu kam die frohe Versicherung des Sextanten, daß wir in der Breite der Insel Ustica seyn müßten; guter Portwein ließ uns den heillosen Verdruß vergessen, und wir feyerten, unserer Entfernten liebend gedenkend, das vergnügteste Mahl, das vielleicht eben auf dem Mittelmeere gehalten wurde: als mit einemmal auf dem Verdeck der Nieren und Herzen durchdringende Ruf Land! Land! erscholl. Alles was Beine hatte eilte hinauf, um den süßen Anblick zu genießen; indeß was dem Auge der Matrosen kennbar gewesen war, verschwand unserm blöden Gesicht. Ein Seemann wurde mit dem Fernrohr auf die Spitze des Mastes geschickt, die Seekarte befragt, und es ergab sich, daß wir uns zwischen der Insel Ustica und dem Vorgebirge von Trapani, dem alten Lilybäum, also viel zu weit westlich von Palermo befänden. Indessen ein kräftiger Maëstrale (Nord-West) half diesen Fehler eifrig verbessern, und wir flogen

gleichsam auf Kap San Vito zu. Diese Nacht schien unsre schnelle Brigg ein völliges Feuermeer zu durchrennen, besonders am Vordertheil schlugen die grün und blauflammenden Wogen wie entzündeter Weingeist wild durch einander, Feuerfunken nach allen Seiten hin sprühend, und brennende Ballen flogen ungestüm unter dem Bauch des Schiffes hin. Bisweilen, wenn es eine hohe Welle zerschlug, glaubte man einen brennenden Katarakt zu sehen. Weder vorher noch nachher haben wir das Meer so heftig leuchten gesehen. Ort und Zeit wirken hierauf außerordentlich ein.

Den folgenden Morgen sahen wir mit freudighüpfendem Herzen die gigantischen Bergufer der Cyclopeninsel in ihren phantastischen Formen vor uns. Kaum kann der große Kolumbus die Insel Guanahaini mit solcher Wonne begrüßt haben, wie wir das alte Trinakrien. Endlich erblickten wir nach neun langen Tagen Häuser, grüne Matten, Saatfelder, weidende Rinder, die wir für die im Homer erwähnten des Sonnengottes hielten, und zuletzt sogar einzelne Siculer, die einsam an den Felsenabhängen herum schlichen. Alles aber hatte ein so räthselhaftes schweigendes Ansehen, daß wir die magische Insel der Alcina zu sehen glaubten. Bald liefen wir um den ungeheuern Felsenklumpen, den ausgezackten Monte Pellegrino, herum, von dem unsre Ankunft nach Palermo hinein signalisirt wurde, die Segel wurden gestrichen, die Flagge gehißt, wir gingen im Hafen von Palermo vor Anker.

Vier und vierzigstes Kapitel.

In der Contumaz im Palermitanischen Hafen.

Wir hatten noch nicht das Anker fallen lassen, als uns schon einige Böte der Hafenpolizey in Empfang nahmen, die, außer unsern Namen und Absichten, besonders Neuigkeiten zu wissen begierig waren. Diese Kähne flogen, durch die Gewalt von zwölf bis vier und zwanzig Rudern getrieben, neben unserer Brigg dahin, und es schien die häßliche mohrenhafte Gestalt der Ruderknechte uns zu erinnern, daß wir dem heißen Afrika um ein bedeutendes näher gerückt waren. Zu unserm Schrecken diktirte man uns sieben Tage Quarantaine zu, und bald kam ein alter Guardiano geschwommen, der sein Boot an den Bauch unsers Schiffs band, und ein strenges Auge auf uns haben sollte; deshalb war er dem polizeyhassenden Engländer ein unerträglicher Gegenstand, welches er ihm auch durch allerley Härte und Grobheit zu erkennen gab, so daß uns der Alte bitterlich klagte, er glaube gar nicht auf einem christlichen Schiffe zu seyn, indem ihn der Patron hungern lasse, dagegen unterstützte ihn der gute Abbruzzese mit einigen Pistoletten (eine Art Brot) aus eigenem Vorrath.

Als wir den andern Tag erwachten, hatte unsre Brigg, in Gesellschaft der übrigen Schiffe, die in gleicher Verdammniß waren, an dem Molo angelegt, und warnte durch eine gelbe Flagge alles Lebendige sich ihr zu nahen. Indessen kamen bald einige Böte an uns gerudert, die sich anheischig machten, uns mit Lebensmitteln zu versorgen, was auf dieselbe Art geschahe, auf welche gewisse Westafrikanische Völker, wie schon Herodot anmerkt, Handel trieben; sie legten die Waaren und Lebensmittel auf den

Molo, liefen eiligst davon, wir holten es uns in einem Boote und ließen das Geld dafür liegen, das sie sich dann, wenn wir uns entfernt hatten, beysteckten.

Uebrigens konnten wir uns eine kleine Vorstellung von der Lage des Tantalus machen: ringsum in ein Meer der reizendsten Schönheiten versenkt, durften wir unsern Durst nicht löschen, und hesperidische Gärten neigten ihre goldenen Früchte gegen uns, ohne daß wir uns ihnen nähern durften. Doch mit Freudigkeit erfüllte uns der selige Gedanke im Palermitanischen Hafen zu liegen. Wahrlich Palermo ist ein Paradies! Zwey gigantische Felsenwälle in seltsam ausgezackten Formen, wie gothische Bauart, umarmen, weit hinein gegen Norden ins Meer dringend, das schönste Wasserbecken der Welt, auf dem bald stolze Dreymaster in ernster Ruhe unbeweglich liegen, bald zahllose Böte in geschäftiger Eile umher hüpfen. Südwärts umbordet die mächtige Stadt den Hafen, und breitet sich in der üppigen Ebene gegen die schön geformten Hügel aus, welche die Stadt im Rücken theatralisch umgeben, und deren grünende Matten mit Orangenhaynen, Cypressenwäldchen und glänzenden Schlössern besät, hoch über die platten Dächer der Palermitanischen Paläste schauen. Zur Seite erhebt der ungeheure Granitblock, Monte Pellegrino, sein graues Haupt, fast kein Grashalm bekleidet ihn; alles aber bedeckt der mildeste Himmel mit Gold, Azur, Violen und Rosen.

Nachmittags ruderten wir an die Sanità; auf Stangen reichte man uns einige Zettel zu, dann kamen Aerzte zu sehen, wie wir uns befänden; Lanzenträger stellten sich uns dreist entgegen, den durchzurennen bereit, der sich über die Gebühr nähern würde. Ein ganz seltsames Gefühl

kerngesund zu seyn, und jedermann vor uns fliehen zu sehn, als hätten wir Aussatz, Pest und schwarzen Tod in den Eingeweiden!

Nachdem wir abgefertigt waren, hätte uns die Unbiegsamkeit unsers Hauptmanns und sein närrischer Haß gegen unsern Wächter bey einem Haare einen sehr schlimmen Streich gespielt; er ließ die Matrosen frisch in See stechen und den Alten, der wie der Kranke im Evangelio, sein Bette immer mit sich führte, am Ufer sitzen, ohne sich um sein Schreien zu kümmern. Da er nun schon mit uns verkehrt hatte, so war er auch den Sanitätsbeamten ein Gräuel, sie schrien uns deshalb zu: dafern wir den Guardian nicht einnähmen, sollten wir drey Monat Contumaz halten; worauf der Hauptmann unter unzähligen „God damn me" zurück rudern und den Alten einnehmen ließ. Indeß waren wir trotz aller dieser strengen Continentalsperre nichts weniger als einsam. Den ganzen Tag wurde der Molo von Palermitanern nicht leer, die ihre Freunde zu besuchen kamen, und da natürlich wegen Entfernung und Lärm die Zwiesprache sehr laut gepflogen werden mußte, so ließ uns hier die Lebhaftigkeit der Sicilianer manche komische Familienangelegenheiten erfahren, so wie sie überhaupt Eigenthum beynahe der ganzen contumazirenden Flottille wurden. Von solcher Oeffentlichkeit derley Verhandlungen hat man in unserem Norden gar keine Begriffe. Wir würden nicht aufhören roth zu werden, uns schämen, und uns für ewige Zeiten gebrandmarkt glauben; die Italiäner denken aber an nichts, schreien, lachen, gehn weiter und vergessen.

Ueberdieß wimmelte der Hafen beynahe gleich dem belebtesten Markte einer großen Stadt: hier nahen sich Bettler

in kleinen Böten den großen Kauffartheyfahrern und Transports, springen, fidelnd auf Geigen und Guitarren klimpernd, in ihrem Kahn umher, als ob sie eine Tarantel gestochen hätte, bis man ihnen ein Paar Gran gibt; dort schwanken ganze Nachen voll schöner Mädchen auf und nieder durch die blauen Fluten, selbst weit hinaus bis zu den Kriegsschiffen, um den rüstigen Seemännern die lange Weile zu verkürzen; von verschiedenen Seiten tönen Trommeln, Pfeifen und kriegerische Janitscharenmusik von den Verdecken; die Kapitaine unterhalten sich in weiter Ferne durch Flaggensignale und laden sich z. B. wechselseitig durch diese stumme Sprache ein; dort kündigt ein Kriegsschiff durch Kanonenschuß und Abfahrtsflagge an, daß es segelfertig liege, auf den zweyten Pfiff des Hauptmanns hängen fünfzig bis siebenzig Matrosen in luftiger Höhe an den Tauen, und binnen wenig Minuten spannt das Seeungethüm seine Riesenflügel und schwebt davon. Einige exerziren, andere trocknen die Segel; und überall treibt die Equipage auf den Verdecken Possen wie sie ihnen Laune, Roheit und Müßiggang gibt. So ist in diesem ewig wechselnden Gewirre keine Stunde der andern ähnlich.

Zudem unterhielt uns unser Abbruzzesischer Reisegefährte, ein Muster italiänischer Eigenthümlichkeit und Lebendigkeit, mit nicht uninteressanten Erzählungen seiner Schicksale. Er hatte sich unter andern vom König Ferdinand als heimlicher Botschafter an den Papst senden lassen, als diesen die Franzosen schon unter strenger Aufsicht hielten. Sabatini, so hieß dieser Abbruzzese, langte mit einer Fregatte auf der Höhe bey Ostia an, und ließ sich in der Nacht an das ihm wohl bekannte Ufer aussetzen; denn er hatte die Nachgrabungen bey Ostia zum Theil besorgt, und war

also der Gegend aufs Haar kundig. Er schlich sich dann durch die Haiden nach Rom, würde aber auf dem Wege von französischen Gensdarmen aufgegriffen und dann wahrscheinlich erschossen worden seyn, wenn man die Briefe Ferdinands bey ihm fand, hätte nicht seine außerordentliche Geistesgegenwart ihn gerettet. Er meldete also, glücklich in Rom anlangend, Sr. Heiligkeit, daß eine Fregatte bereit liege, Sie nach Palermo zu bringen. Weil indeß damals die Engländer eigentlich Sicilien beschützten, so genügte dem heiligen Vater die Einladung König Ferdinands nicht. Sabatini mußte sich also unverrichteter Sache wiederum, nicht ohne Gefahr, nach Ostia zurück schleichen. Mittelst verabredeter Signale schiffte er sich ein und langte bald in Palermo mit der Nachricht an, daß der Papst auch von der englischen Regierung eingeladen seyn wolle. Da sich diese nun damals in Messina befand, so wurde Sabatini eiligst dahin gesandt, und mit der englischen Einladung zum andernmal nach Rom abgefertigt. Allein auch jetzt hatte Se. Heiligkeit große Bedenklichkeiten, und Sabatini mußte zum zweyten Male ohne den Papst abreisen. Da dieser indeß die Einladung nicht für immer ablehnte, so hatte der gewandte Unterhändler zur größten Zufriedenheit des sicilianischen Hofes mit einem seiner römischen Freunde die Abrede getroffen, daß dieser den Willen Sr. Heiligkeit von Zeit zu Zeit erforschen, und die schriftliche Nachricht davon alle acht Tage unter einem gewissen Stein in einem alten Gemäuer bey Ostia verbergen sollte; von Palermo würde dann alle Wochen ein Paket in der Nacht landen, die Schrift holen und dagegen für den Ueberbringer dreyßig Piaster an die Stelle legen. Diese Correspondenz wurde auch wirklich eine zeitlang fortgesetzt.

bald aber machte sie die Abführung des heiligen Vaters nach Frankreich überflüssig. Unterdessen war es der französischen Polizey in Rom kund geworden, daß Sabatini die Geschäfte zwischen dem Papst und Sicilien betrieben hätte; da man seiner selbst nun nicht habhaft werden konnte, so begnügte man sich damit, ihn für vogelfrey zu erklären und sein kleines Eigenthum in Rom, das er sich durch Handel mit antiken Münzen und dergleichen erworben, einzuziehen. Nachdem nun die alte Ordnung der Dinge wieder gekehrt war, ging Sabatini eiligst nach Rom, um von der apostolischen Kammer einigen Ersatz zu erhalten; und nach vielen vergeblichen Versuchen erhielt er hundert Piaster, mit denen er über Hals und Kopf, da Mürat Rom bedrohte, nach Sicilien floh, wo man den armen Teufel gleichfalls scheel ansah, und als wir ihn drey Monat später in Neapel wiedersahen, wohin er mit dem König gekommen war, schienen sich seine Umstände um nichts gebessert zu haben. Er war nichts weniger als ein Freund der Engländer.

Noch einmal mußten wir uns einer ärztlichen, sonst sehr überflüssigen, Besichtigung unterwerfen, dann kam ein Beamter der Sanität und kündigte uns für den folgenden Tag unsere Erlösung an; welche Nachricht wir mit einem Jubelgeschrei beantworteten. Das Schiff und die ganze Equipage wurde gereiniget, und für den Empfang des Barone in Bereitschaft gesetzt. Endlich kam die Gondel, mit dem königlichen Fähnlein geschmückt, heran, und der Barone gab uns mit dem Wunsche „felicissima pratica“ unsere Freyheit.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Palermo.

Indeß sehr lange ließ man uns nicht Zeit uns derselben zu freuen; wir wurden auf die Polizey geführt, augenblicklich verhaftet, einzeln verhört, und endlich nachmittags unter der Bedingung freygelassen, daß jemand eine gültige Bürgschaft für uns leisten wolle. Man kann leicht denken, wie sehr uns diese unsinnige Forderung in Verlegenheit setzte. Wie sollten wir in einem drey hundert teutsche Meilen von unserem Vaterlande entfernten Orte, den wir das erste Mal in unserem Leben betraten, einen Bürgen finden? In Begleitung eines heillosen Polizeydieners zogen wir fast durch ganz Palermo, bis endlich einer unserer Correspondenten die Güte hatte, der Polizey weis zu machen, er kenne uns und stehe für uns ein. Freilich, hätten wir gewußt, daß der österreichische Consul sich aller Teutschen anzunehmem Befehl hatte, so würden wir, wie uns der brave General-Consul in Palermo rieth, uns mit diesen argen Sicilianern gar nicht eingelassen haben, und wir rathen ebenfalls jedem Fremden teutscher Nation sich sogleich zum kaiserlichen Consul führen, und nicht von jenen geldhungrigen Spitzbuben mishandeln zu lassen. Ueberdieß hatte uns diese nichtswürdige Verhandlung mit der Polizey einen ganzen Tag gekostet, und am Ende hatten wir noch die Ehre zwey dieser Verräther bewirthen zu müssen. Wir verwünschten daher diesen ersten Tag Palermo, die Sicilianer und die ganze Insel von Herzen.

Schwerlich dürfte jemanden, der Mailand, Verona, Bologna, Florenz, Rom und die übrigen Brillanten der köst-

lichen Halbinsel gesehen hat, Palermo als Stadt gefallen. Die ungeheuer lange Gasse, der Cassaro genannt, die indessen an Breite und Länge dem römischen Corso doch nachsteht, und die Gassen Toledo und Macqueda, welche jene rechtwinklicht, eine als die Fortsetzung der andern, durchkreuzen, bestehen zwar freilich aus sehr schönen Häusern; allein keinesweges prangen sie mit den Meisterwerken eines Palladio, oder den Marmorpalästen einer Strada Balbi in Genua, und am allerwenigsten halten sie für die zahllose Menge der schlechtesten, liederlichsten Winkel schadlos, durch deren pestilenzialische Ausdünstungen wir uns in Palermo durchschlagen müssen. Indessen möchte man schwerlich mitten in irgend einer andern Stadt einen so interessanten Standpunkt wieder finden, als der in Palermo ist, wo sich Strada Macqueda und Toledo mit dem Cassaro durchkreuzen. Nach drey Seiten sieht man die schönsten grünen Hügel sich erheben, und nach der vierten zu den blauen Berg des Meeres. Außerdem aber haben die Straßen den Reiz der unendlichsten Lebendigkeit, das milde Clima treibt alles ins Freye, und die Fenster sind eigentlich Glasthüren mit Balconen, auf denen eine Stunde vor Sonnenuntergang das ganze schöne Palermo, wenn es nicht in Wagen an der Marina fährt, versammelt ist. Der Anblick überrascht unendlich, ein großes Haus von oben bis unten mit schönen Frauen geschmückt zu sehen; wenigstens haben sie unter dem milden Himmel und in der üppigsten Orangenatmosphäre die Meinung immer für sich; sonst steckt freilich, wenn wir nach unserm kurzen Aufenthalt urtheilen können, selbst hinter den weißen Schleyern der Frauen selten ein schönes Gesicht, und die Männer tragen ihre besondere Häßlichkeit

ziemlich öffentlich zur Schau; indessen sahen wir hin und wieder herrliche, schlanke und zarte Figuren, Eigenschaften, durch welche sich die Palermitanerinnen gänzlich von den vollen, festen Römerinnen unterscheiden. Das Gewühl der Straßen ist so ungeheuer, daß man, besonders auf dem Cassaro, sich kaum durchtreten kann, besonders um der eilenden zahllosen Wagen willen, deren Gerassel uns fast betäubte.

Eine liebliche Erscheinung, wenigstens für uns, die wir Neapel noch nicht gesehen hatten, waren die Buden der Wasserverkäufer. Bekanntlich kann man im südlichen Italien ohne Eis oder Schnee nie einen frischen Trunk Wassers genießen; weshalb auch bey den Tafeln gewöhnlich Eis dargereicht wird, oder die Wasserflaschen werden zwischen Eis gestellt. Da nun also das frische Wasser ein Kunsterzeugniß ist, so wird es als solches öffentlich verkaufet. Zu beyden Seiten in der kleinen Bude sind terrassenförmig Citronen, Aepfelsinen, Valentien und alle herrlichen Südfrüchte in zierlicher Ordnung aufgehäuft und dazwischen große Gläser voll Wasser gestellt, in denen allerliebste Goldfischchen lustig umher hüpfen; eine Menge kleiner Fontänen springen zwischen duftenden Blumen empor, und alles athmet mitten in der brennend-heißen Straße die angenehmste Kühle einer kleinen Oase, so daß früher, als der frische Trunk, schon der Anblick dieser lieblichen Grotte erquickt.

Die Bauart der Stadt ist überhaupt die süditaliänische. Die Dächer sind beynahe ganz platt, und statt der Fenster sieht man meistentheils Balcone mit Glasthüren. Die öffentlichen Gebäude, besonders die Kirchen, sind in einem höchst sonderbaren, phantastischen und geschmacklosen Styl

angelegt, und man glaubt in dieser Hinsicht in Palermo eine ganz neue Welt zu sehen. Die Verzierungen sind bunt, und die Farben schreiend, alles seltsam, übertrieben, und abenteuerlich. Man sehe nur den in verschiedenen Absätzen kegelförmig emporsteigenden Brunnen, unfern des Theaters Real Carlino, ein echtes Erzeugniß sicilianischer Baukunst. Eine große Menge schlechter Bildsäulen, vermengt mit Köpfen von Elephanten, Pferden und andern Bestien, sollen dieses von der erfindungslosesten Phantasie aus köstlichem Material zusammen geleimte Monument zieren. Die höchst interessante Hauptkirche der Stadt ist ein Gemisch von saracenischer, normannischer und italiänischer Bauart. Das Dach ist zwar ganz platt, allein die Fenster sind sehr klein und haben gothische Spitzbögen, wie die in der finstern Kapelle des Roger im Königlichen Schlosse. Aus dem Hauptgebäude treten Seitengebäude heraus, die oben gothisch ausgezackt sind, doch, nach Art der arabischen Bauart des Lustschlosses Zisa, ohne alle Verzierungen, deren die Kirche überhaupt nicht viele hat. Die Säulen gleichen noch sehr der Urform, aus der sie entstanden, nämlich der Baumgestalt. Im Hintergrunde sieht man eine ganz gewöhnliche, schlechte Kuppel, und eben so laufen an den Seiten hin eine Menge grüngefärbter, moderner Kuppeln von elenden Verhältnissen. In dieser Kirche stehen bekanntlich die Särge Heinrichs VII., Friedrichs II., Rogers und der Constantia; es sind ungeheure Porphyrmassen ohne besondere Verzierungen. Man hat von ihnen eine ganz besondere Beschreibung „Reali sepolcri di Palermo“ betitelt.

Der Palast des Vicekönigs, jetzt der Königliche genannt, enthält nicht sehenswerthes, als die normannische

Kapelle Rogers. Seltsam gearbeitete Säulen unterstützen die kühnen Bogen; ihre Wände sind durch die langen Jahrhunderte grau geworden, und die engen, hohen Fenster mit scharf zugespitzten Bögen zeigen durch wenige Lichtstrahlen das schauerliche Dunkel dieses finstern Gemaches. Nischen, Winkel und zurücktretende Bühnen machen das Ganze noch räthselhafter, und wir erinnern uns kaum in ganz Italien eines Gebäudes, dessen Inneres, wie dieses, durch seinen geheimnißvollen Ernst unsere ganze Seele so unwiderstehlich ergriffen hätte.

Nicht weniger merkwürdig sind die beyden saracenischen Lustschlösser Cuba und Zisa, zweyer Sultaninnen dieses Namens. Die Cuba liegt an der Straße nach Montreale, und heißt heute von den darin liegenden Reitern Quartier der Borgognonen, denn Borgognone bedeutet eine Sturmhaube. Die Zisa liegt auch nur wenig von demselben Wege entfernt. Jene ist aber bis auf die äußern Wände ganz zerstört, und neu ausgebaut, dagegen die niedliche Zisa wohl erhalten, und die Wohnung eines Palermitanischen Edelmanns ist. Es scheint, daß die saracenische Bauart ein Mittelding zwischen der Italiänischen und Gothischen war; wenigstens hat die Zisa so wie die Kathedrale ein völlig plattes Dach; dagegen trägt sie gothische zugespitzte Zinnen, gleich einem Borde um das Dach herum, und auf demselben kleine spitzige Thürme; auch die Bogen der Fenster sind gothisch. In den Ecken der Cuba sahen wir gleichfalls ganz gothische Zierathen. Von außen haben beyde Schlösser beynahe gar keine Ornamente.

Die Aussicht vom Dache der Zisa ist von den Reisenden mit Recht über alle Maßen gepriesen worden. Das Thal nach Monreale hin, und überhaupt die ganze Ebene,

in der Palermo liegt, zeigen hier unserm Auge alle ihre unglaublichen Reize. Rings umgeben uns grüne Hügel und der blaue Rücken des Meeres, auf welchen sich das lichtvolle Dach des milden Himmels stützet, in dessen außerordentlicher Strahlengewalt die unzähligen Blumenauen, grünen Matten und Orangenhayne so lebhaft erglänzen, als ob die ganze Landschaft aus Opal, Smaragd, Sapphir und Millionen blitzender Edelsteine, wie ein musivisches Gemälde zusammengewebt wäre. Und doch dämpft wiederum ein zarter violett und rosiger Duft die blendende Allmacht der Farben, und verbreitet über Berge, Auen und Meer Harmonie, Ruhe und Stille.

Der schönste Spaziergang, um seiner Umgebungen willen, ist am Seeufer oder der Marina. Man wird jedoch hier eben so wenig, wie in den meisten italiänischen Städten, etwa eine schöne Allee oder einen künstlichen Lusthayn antreffen, warum sollten die Palermitaner Holz in den Wald tragen? Um die Stadt vor der Wuth der Meereswogen zu sichern, hat man viele hundert Schritte weit das Ufer mit einem unverwüstlichen Quaderndamme eingesäumt, auf welchem in den Sommerabenden unter dem Schall lustiger Musik, nachdem das, wie faule Austern unausstehlich stinkende Meergras, das die See an den Damm treibet, auf öffentliche Kosten beyseite geschafft ist, die ganze junge Palermitanische Welt, theils zu Fuß lustwandelt, theils nebenher nach italiänischer Weise in Wagen hin und wieder fährt, reitet, dann wohl still hält, und sich unterredet. Freilich wenn man hier am glatten Spiegel des Meers, um den das Land seine zackigen Felsenarme schlingt, oder unter dem Brausen der unermüdlichen Wogen, erfrischt durch die stärkende Kühlung des milden Seehauches

umherwandelt, und der Mond die wunderbaren Fernen beleuchtet: so scheint dieses Nachtgemälde fast ohne Gleichen auf dem Erdboden zu seyn, wenn der Meerbusen von Neapel es nicht noch überträfe.

Dieser Spaziergang führt zur Flora, dem Lieblingsgarten der Palermitaner, und obgleich er, wie alle italiänischen Gärten, elend und steif angelegt ist, so berauschen wir Nordländer uns doch mit durstigen Zügen in seinem Orangenduft. Ueberdieß erfüllt ihn die lustigste Menge; von allen Seiten her tönen Guitarren oder der klirrende Laut des Tamburino zur Tarantella. Ein ganzer Haufen ausgelassener Gesellen tanzte nach dem Ton einer kleinen Violine wie wahnsinnig, mit Hand und Mund die Castagnetten schlagend, und an einer andern Ecke schlug ein alter Mann vor der zahlreichen Menge das Salterio (Psalterium) gar schön mit einer Art Sistrum: er trug nämlich an den Fingern der spielenden Hand Blechhüte, durch welche kleine Häckchen gesteckt waren. Nahe bey der Flora spielte ein zahlreicher Haufe das in ganz Italien beliebte Kugel- oder Bocciaspiel, dessen wir schon bey Gelegenheit römischer Spielsucht Erwähnung gethan haben. In Palermo aber wird die Sache so enthusiastisch betrieben, daß man hier und in den engen Straßen der Stadt, wo sich die Jugend vor der wandelnden Menge keinesweges genirt, häufig die schlimmsten Würfe riskirt, indem sie die Kugeln und Steine, besonders im Freyen, wohl mannshoch schleudern, ohne auch nur vorgesehn! zu rufen.

Nie sollte der Fremde versäumen den Palast des Prinzen Ventimiglia, oder auch Belmonte genannt, zu besuchen; nicht etwa um der wenigen höchst unbedeutenden Gemälde willen, denn ganz Palermo hat in dieser Hinsicht

nichts, das der Aufmerksamkeit der Reisenden werth wäre, sondern wegen der unendlich schönen Aussicht, welche diese Höhe über Meer, Hafen, Gebirge und Ebenen gewährt. Der Prinz hat es sich sauer werden lassen, diesen schönen Anblick bisweilen zu genießen, denn der Palast steht nach italiänischer Art meist leer; der ganze Hügel war eine kahle Klippe, aber der Prinz hat Erde hinauf tragen lassen, und dem Boden eine spärliche Vegetation abzugewinnen gewußt. So ist es mit den Bauten der Italiäner! Mit ungeheurer Anstrengung und zügelloser Verschwendung schaffen sie sich köstliche Marmorpaläste und reizende Villen, wie z. B. der Kardinal Borromeo auf Isola Bella im Lago Maggiore, und sind sie fertig, dann werden sie ihnen langweilig, und bleiben öde bis sie am Ende, wie die Villa Farnese, in Rom wieder in Trümmer zerfallen.

Etwa sechs oder sieben Millien von Palermo liegt ein kleiner Ort, Baggaria genannt, bey welchem die Fürsten von Butera, Valguarnera, Palagonia, und wie die Sterne des sicilianischen Adels alle heißen, ihre Landsitze haben. Freilich ist schon der Weg nach diesem himmlischen Oertchen außerordentlich schön. Wir flogen am Rande des Meeres zwischen Mandelbäumen, duftenden Orangen und zahllosen Aloestauden, welche hier die Saatfelder einfriedigen müssen, über grüne Auen, mit Blitzesschnelle nach dem Oertchen, und der gefällige Vetturin zeigte uns in geschäftiger Eile drey bis vier Villen, deren aber keine einzige weder durch innere oder äußere Pracht noch geschmackvolle Anordnung sich im Geringsten auszeichnete. Die Vegetation der Gärten war über alle Vorstellung üppig, aber ihre Anlagen elend und steif, und man wird

überhaupt in ganz Italien auch nicht einen vernünftigen Garten finden. Im Palast des Fürsten von Butera, erstem Pair des Reichs, dessen unermeßlich reiche Erbin die Beute eines armen hannöverschen Lieutenants von der teutschen Legion geworden, schien uns ein kleines blondes Mädchen mit Kornblumenaugen, so nahe an Afrika, die größte Merkwürdigkeit zu seyn. Wir glaubten damals, daß ein so schönes Gesicht, mit teutschem Schnitt, in ganz Sicilien nicht gefunden würde, indessen haben wir hernach deren mehrere, besonders in Catanien, getroffen. Die Aussicht von der sogenannten Montagnuola bey dem Palast des Fürsten Valguarnera ist so italisch reich, üppig und umfassend, daß sie allein die Kraft des südlichen Lebens aufs stärkste zeigt.

Der jetzige Fürst von Palagonia hat die Ungeheuer, mit welchen der Wahnsinn seines Vaters sich umgeben hatte, größtentheils bey Seite schaffen lassen; demungeachtet glaubt man noch immer im Hause eines Narren zu seyn. Von außen bestürmen und plagen sinnlose Gestalten, von innen Fratzen, die sich an den glasbekleideten Wänden abspiegeln, unsere Phantasie; besonders war der eine Gesellschaftssaal mit lauter Zerrspiegeln bekleidet, so daß er bey bedeutender Societät mit Zwergen, Misgeburten, Cretinen, Mondkälbern, Alraunen und Teufeln bevölkert zu seyn scheinen muß; und es ist zu verwundern, daß der Herr Fürst und sein Hausgesinde nicht alle mit einander verrückt geworden sind; im Gegentheil, es waren die kindlichsten, besten und gastfreiesten Leute von der Welt, wie überhaupt die Sicilianer. Ohne ein Trinkgeld anzunehmen führten sie uns durch alle Säle, sogar ins Schlafzimmer, wo sich Se. Durchlaucht eben ankleiden ließen, ohne daß wir hölzerne Nordländer, weil der Prinz etwas unscheinlich

ansähe, selbigen erkannt und ihm die schuldigen Höflichkeitsbezeugungen angethan hätten. Seine guten Diener glaubten durch nichts mehr auf uns wirken zu können, als durch eine erbärmliche Spieluhr, die sie für ein „stupendestes Wunderding" erklärten, und Triumpf leuchtete auf allen Gesichtern während die Maschine pfiff. Dieses kindhafte Wesen ist ebenfalls ein Hauptzug im Charakter aller Sicilianer, welches man schon weniger in Neapel, in Norditalien aber beynahe gar nicht mehr antrift.

Auf den Monte Pellegrino führt eine Straße, die durch die Kühnheit, mit der sie, zum Theil auf Bogen ruhend, über Thäler geführt ist, an die Größe und Erhabenheit römischer Heerstraßen erinnert, und doch setzt dieser ungeheuer kostbare Weg nicht etwa zwey Länder in Verbindung, wie Bonapartes unvergängliche Denkmäler, die prachtvollen Straßen des Cenis und Simplon, das Nord- und Südalpenland; noch führt er etwa zu einem Hafen, wie einst die appische Straße, sondern zur einsamen Grotte, in der ein frommes Mädchen lebte, starb und begraben ward *). Wir sind gewiß nicht unempfindlich gegen den Zauber der Grotte der heiligen Rosalia, demungeachtet aber ist es erstaunlich auffallend, daß die sicilianische Regierung in einem Lande, welches außer der Straße von Palermo nach Trapani, deren kostbarstes Stück, nach Monreale hinauf, ein Privatmann, Testa, zu seinem eignen Ruin baute, keinen fahrbaren Weg hat, damit anfing, eine Straße auf diesem öden Felsklumpen zu bauen; und darum verdrießt es mit großem Rechte den Sicilianer, daß er seit beynahe

*) Ob man gleich hernachmals ihre Gebeine nach Palermo brachte.

einem halben Jahrhundert schwere Steuern zum Wegbau zahlt, und dennoch nicht im Stande ist, sich drey Millien von seiner Heimath zur Achse zu bewegen. Auf diesem ganzen Wege gilt übrigens kein andrer Gruß und Parole, als „Eh viva Santa Rosalia." So wie man in andern Gegenden Siciliens gemeiniglich grüßt „Eh viva Maria," und der Gegengrüßende sagt „e San Giuseppe in compagnia."

Dieser zackige Felsenkrystall war es bekanntlich, auf dem sich mit unglaublicher Kühnheit Hamilcar Barcas, ohne Bundesgenossen und Unterstützung vom Hause, drey Jahre lang aufs desperateste gegen die Römer vertheidigte, und Polybius hat gewiß ganz Recht, daß dieser Berg von allen Seiten steil, leicht zu vertheidigen, und oben auf dem Rücken desselben ein natürliches, unnehmbares Kastell befindlich sey, womit er wahrscheinlich die höchste Spitze gemeint hat, von der herab heut die Ankunft aller Schiffe nach Palermo hinein signalisirt wird. Ob sich aber dieser außerordentliche Feldherr nicht viel mehr aus entfernten Gegenden, da die Römer den Pellegrino keinesweges ringsum, sondern nur von Palermo her blokirten, oder vom Meere aus, das seinen Fuß bespült, als von dem Rücken des Berges selbst verproviantirte, auf welchem man, nach Aussage jenes alten Scribenten, säen und Viehzucht treiben konnte, scheint sehr die Frage zu seyn; wenigstens müßte sich die Natur des Landes ganz verändert haben; denn obgleich wir in der blühendsten Jahreszeit hinauf stiegen, so sahen wir doch durchaus kein Saatland, und nur einige Haufen Eselfüllen rupften sich spärliches Gras aus den Ritzen zwischen den Felsen hervor.

Auf der Höhe des Pellegrino ist eine kleine nach allen

Seiten offene Kapelle. Noch ehe man in dieselbe tritt, dringt schon der in ungeheurer Tiefe unter ihr liegende dunkelblaue Stahlguß des Meeres, sich ringsum an den Saum des Himmels anschließend, zu der Nische derselben gewaltig herein. Hier in luftiger Ferne verstummt der Donner der Wogen, und sie ebnen sich dem erhobenen Auge zur schweigenden Spiegelfläche.

Wir kehrten von hier zum Heiligthum der Rosalia zurück. Eine dunkle Grotte zieht sich tief in den wilden Fels hinein. Von vorn ist sie durch eine Mauer geschlossen, welche die Vorderseite einer Kirche vorstellt. Die Grotte ist nur unter Dach, so weit sie das Felsengewölbe bedeckt, der vordere Theil hinter der Mauer ist unter freiem Himmel, welcher damals gerade die röthlichen Strahlen der untergehenden Sonne in das dunkle Heiligthum abspiegelnd, diesen Wohnort der Melancholie magisch erleuchtete; große Lockengewinde hängen von den Felsenwänden und im Hintergrunde schläft beym flimmernden Lichte einiger Lampen die schöne, junge Heilige. Edelsteine blitzen um sie, ein prächtiges Gewand deckt den reizenden Körper; ihre Lilienwangen scheinen durch den Lampenschimmer angehaucht, kein leisester Laut stört ihren Schlummer, wir lauschen nur ob die zarte Brust nicht athme; ihr Haupt ruht sanft in der rechten Hand, und ein Engel behütet das holde Mädchen. Gegen Mitternacht leuchtete uns der helle Mond nach Palermo hinab.

Eine Spazierfahrt nach Monreale, zu welcher hochliegenden Stadt Testa *), der brave Patriot, den herrlichen

*) Bischof von Monreale.

Weg bahnte, gewährte keine besondere Ausbeute in Hinsicht der sogenannten Merkwürdigkeiten; denn außer den kühnen Hallen der abgebrannten Domkirche, und einem Kloster, dessen hundert zwanzig tausend Piaster jährliche Einkünfte weit interessanter waren, als einige Gemälde in den Kreuzgängen desselben, von denen jedoch die Monrealische Betteljugend, die uns in Gewalthaufen als Ciceroni umgab, erstaunliches Aufheben machte, war es uns nicht möglich, etwas Besonderes aufzuspüren; auch hielten wir es nicht für nothwendig, das reiche Kloster S. Martino vier Millien von Monreale zu besuchen, dessen adliche Mönche, die jährlich hunderttausend Piaster verzehren, ihre Aufgeklärtheit einem teutschen Reisenden bekanntlich durch die Versicherung bewiesen, daß einige unter ihnen Freymaurer seyen, und Maitressen hielten. Herzlich müde des nutzlosen Herumstreifens in den brennendheißen Gassen dieses Städtchens, traten wir unsere Rückreise an, umringt von einer Menge armseliger Bettler, die, nach italiänischer Sitte, die Leere ihres Magens und Beutels an Wangen und Taschen mit den Fingern schüttelnd andeuteten.

Wir haben schon einigemal der Schönheit der Monrealischen Ebene nach Palermo hin gedacht, doch kann man nicht aufhören ihre Ueppigkeit zu preisen. Außer den unzählig vielen andern Bäumen und Pflanzen süditalischer Fülle, sind hier die Orangengärten so dicht an einander gedrängt, daß man einen wirklichen Wald zu sehen glaubt. Zwischen ihren duftenden Blüthenreisern und den reichbeladenen Aesten der zarten Mandelbäume singen die Nachtigallen aufs lieblichste und der Orethus, heut Ammiraglio, treibt seine kleinen Wellen durch blühende Auen, die tausend verschiedene Schattirungen von Grün bekleiden, dem

Meere zu. Vom milden Himmel weht der sanfteste Hauch, so daß in diesem göttlichen Thal die bräutlich geschmückte Natur alle Sinne berauscht.

Wir verließen Palermo nicht ohne der dasigen Universität vorher wenigstens einen flüchtigen Besuch abgestattet zu haben. Logik, Metaphysik, Eloquenz, Kirchengeschichte, Arithmetik und Elementa Graphidos gehörten zu den vornehmsten Lehrgegenständen; ihrer sechs trieben auch das Griechische, also doch schon immer mehr als dreymal so viel wie auf der Universität zu Rom. Der Professor der Beredsamkeit sprach über die nothwendige Verbindung der Poesie und der Eloquenz, solche durch Stellen aus Horaz und Cicero erweisend, und pries dann das Lob beyder Künste auch theils durch klassische Aussprüche, deren Ansehen ihm gleichsam petrificirt zu seyn schien, theils durch Gründe, die ganz in der Art, aber nicht um ein Haar gehaltvoller waren, als die, welche Marcus Antonius Muretus für die Trefflichkeit der Theologie beybringt. Sonst zeigte dieser zierliche, pedantische, mit klassischer Auctorität vollgepfropfte Vortrag ganz den Geist des italiänischen Lehrstuhls.

Das Griechische schien lebhafter getrieben zu werden als irgend wo in Italien, wenigstens versicherte uns der Lehrer, daß sie vier Klassen hätten, oder eigentlich vier Auctores tractirten (denn die Schüler waren überall dieselben), nämlich in der Anfangsklasse das neue Testament, dann den Lucian, in der dritten Klasse den Isocrates und in der letzten endlich den Homer. Welche unsinnige Anordnung! Leider konnten wir bloß die erste Klasse, wo das Testament durchgenommen wurde, besuchen. Etwa sechs Theologen, schon im Priestergewande, hatten sich

gereinigt dieß heilige Buch weit schlechter zu behandeln, als ihm bey uns selbst in den elendesten Anstalten mitgespielt wird, denn auch hier wiederum bestand die Erklärung in nichts weiter, als daß die Formen aufs jämmerlichste anatomirt, und der Sinn mechanisch abgetakelt wurde. Die geistlichen Herren waren erstaunlich neugierig zu wissen, wie wir mit dem Testamente umgingen, und nicht ohne das größte Erstaunen vernahmen sie, daß bey uns hin und wieder die Rede davon sey, den Sinn der Worte kritisch zu untersuchen und oft verschiedentlich zu deuten; sie versicherten „bey ihnen zu Lande sey dieß keinesweges erlaubt.“ Die Grammatik, deren man sich bediente, war die elende paduanische, und doch vermutheten diese guten Herren, daß wir sie wahrscheinlich ins Teutsche übersetzt hätten und gebrauchten.

Wir rüsteten uns nun zur Reise ins Innere der Insel; wobey man allerdings einige kleine Rücksichten mehr, als bey einer Reise auf dem festen Lande von Italien zu nehmen hat. Zuvörderst gehört dazu ein besonderer Paß von der Polizey in Palermo; diesen erhält man indeß gegen einen Piaster am leichtesten durch die Hülfe des kaiserlichen Konsuls, außerdem würde es, die Bestechungsgebühren ungerechnet, noch etliche Tage Zeit und viel Hin- und Herlaufens kosten, das Aktenstück zu erhalten. Schwerer hält es, sich zuverlässige Geldbriefe oder Wechsel zu verschaffen. Alles Geld baar mitzunehmen, wäre theils gefährlich, theils lästig, da man am Golde, welches in den kleinen sicilianischen Orten nicht als Münze gangbar ist, sondern nur nach dem Gewichte an Goldarbeiter verkauft wird, viel verlieren würde, und überdieß vermeint man beym Anblick sicilianischer Kraals kaum einen Bäcker

oder Fleischer, geschweige denn einen Goldarbeiter in denselben zu finden; dagegen dürften freilich palermitanische Kaufleute leicht bereit seyn, Anweisungen und Wechsel zu geben, ob sie aber in diesen elenden Nestern honorirt würden, ist eine andere Frage, und was sollte der Reisende anfangen an Orten, wo keine merkliche Spuren von Gerechtigkeit und Behörden anzutreffen sind? Wir waren so glücklich, durch die Gefälligkeit teutscher Glaskaufleute, welche unter der Firma Langer und Comp. Filial-Handlungen in allen namhaften italiänischen Seestädten haben (in Sicilien nannte man die Herren Cristallari Germanesi), Anweisungen in mehrere der kleinen Städte zu erhalten, die augenblicklich realisirt wurden. Wirklich haben diese guten Leute ihre einfache, teutsche Tüchtigkeit unter diesem entfernten Himmelsstrich aufrecht zu erhalten gewußt. Da man ferner in den meisten kleinen sicilianischen Städten entweder gar keine Wirthshäuser, wie in Castro Giovanni, einer Stadt von eilf tausend ein hundert und drey und vierzig Einwohnern, oder doch nur ganz elende und unbrauchbare antrift, so muß man ja nicht unterlassen, um sich Zugang zu den Klöstern zu verschaffen, sich, ehe man Palermo verläßt, mit Empfehlungsschreiben an die Aebte, oder wie man sie in Sicilien nennt, padri Rettori zu versehen. Man kann dann gewiß hoffen, sicher und auch reinlich zu wohnen; für Beköstigung hat man natürlich selbst zu sorgen, auch muß durch ein freygebiges Trinkgeld an die dienenden Brüder, oder auch wohl durch eine Geldoblation für Messen der geistlichen Großmuth, so viel als möglich, das Gleichgewicht gehalten werden. Ohne Empfehlungsschreiben könnte man nicht geradezu in einem Convent einkehren, wenigstens bedürfte es vorher der Verwen-

dung etwaniger Vicekonsuln, an die man zum Ueberfluß auch wohl Briefe mitnehmen könnte; sie sind gewöhnlich Sicilianer und unendlich gefällig, man thut daher wohl in dieser Abgeschiedenheit sich auch an ihnen eine Stütze zu bereiten.

Zu Wagen kann Sicilien bekanntlich nicht bereiset werden; schwerlich vermöchten es auch die Kräfte der unglücklichen Insel, über steile und zerrissene Gebirge, durch wilde, mit verworrenen Klippenmassen besäete Einöden, durch abzugslose Sümpfe und leicht bewegliche Sanddünen ohne Halt bequeme und dauerhafte Straßen aufzuführen. Die Straße nach Morreale und von da nach Alcamo acht und zwanzig sicilianische oder sechs teutsche Meilen, kostet unmäßige Summen, sie ist aber auch die einzige fahrbare in Sicilien, doch hat man den Plan sie bis Trapani hin auszudehnen, mit welcher Stadt wegen ihres Salzhandels viel Verkehr getrieben wird. Man muß deshalb die Reise durch die Insel entweder zu Pferde oder mit einem Maulthiere oder Esel machen; letztere sind freilich wohlfeil, legen aber auch nur sehr kleine Tagereisen im langsamsten Schritt zurück. Für ein Saumroß oder Maulthier nebst einem Führer zahlte man damals etwa täglich vier Gulden. Eine Vorsichtsmaßregel, die, so lächerlich sie vielleicht vielen scheinen möchte, den Reisenden, wie wir von unsern Freunden zu erfahren Gelegenheit hatten, unendlich viel Aergerniß und Zank ersparen wird, ist, kein nach teutscher Art bereitetes Felleisen, welches dem Lastthier quer über den Rücken hinter den Sattel geschnallt wird, mitzunehmen. Diese Art zu packen kennen die Sicilianer nicht, sie theilen die Last und hängen sie zu beyden Seiten des Thieres, und blos hierauf sind ihre Saum-

sättel eingerichtet. Hat man nun ein Felleisen nach unsrer Art, so sind sie entweder genöthiget, das Thier mit einer eben so großen Last, jenem das Gegengewicht zu halten, auf der andern Seite, unter heftigem Murren, zu beschweren, oder wenn sie es allein anheften, so leidet das Saumroß ungemein und beschädiget sich am Ende wohl gar, was man dann vielleicht zu entgelten hätte; überdieß nimmt das Packen und Zurechtrücken kein Ende. Man muß deshalb seine Sachen in zwey gleich schwere Felleisen, deren jedes vielleicht funfzig Pfund wiegen könnte, zertheilen. Wir selbst hatten indeß allen diesen Kummer nicht, trugen überhaupt nur wenige Pfund Gepäck, zwey Hemden, eins zur Nothdurft, und eins zum Ueberfluß auf unserem Rücken, und wanderten meist zu Fuß durch die Insel; welches jedoch in Sicilien, aus Mangel an Gelegenheit sich zu erfrischen, etwas beschwerlicher, als z. B. in der Schweiz ist; überdieß wird man oft benöthiget seyn, Wegweiser anzunehmen, da die Straße bisweilen äußerst unkenntlich wird, und niemals Dörfer, selten Häuser, in denen am Ende niemand wohnt, am Wege liegen.

Wir sind ganz der Meinung des Herrn Bartels, daß man in ganz Italien nicht so sicher reisen könne, als in Sicilien. Die Palermitaner sprechen freilich darüber ganz anders; noch den letzten Abend als es an der Wirthstafel auskam, daß wir das Innere der Insel zu bereisen gedächten, spannte besonders einer der Anwesenden alle Ueberredungskünste auf, die Gefahren der Insel und die Bosheit des Volkes ins grellste Licht zu stellen; selbst in Palermo, versicherte er uns, wenn man sich auf dem Piano della Marina, dem Platz, an dem unser Wirthshaus lag, und über den wir sehr oft ziemlich spät ungestört gegangen

waren, nur ein wenig von den Häusern bey Nachtzeit entferne, würde man stracks erstochen, geschweige denn in den Einöden der ruchlosen Insel; dahin sich ohne bedeckende Campieri verfügen, hieße für sich nicht mehr Sorge tragen, als für einen todten Hund, und wenn wir beföhlen, so wolle er, wahrhaftig nicht aus Eigennutz, die Campieri noch heute Nacht, um ein Billiges, besorgen. Diese edle Uneigennützigkeit oder elende Feigheit ist der Grund solches grundlosen Geschwätzes. Gerade im Innern der Insel dachte das ehrliche, patriarchalische Volk nie nur an die Möglichkeit, ausgeraubt zu werden; auch haben wir nie ein Beispiel davon gehört. Man behauptet, die Engländer hätten zu dieser Sicherheit viel beygetragen; wodurch, ist uns unbekannt, denn sie haben weder Polizey noch Gensdarmerie errichtet, was in ihrem eigenen Lande viel nöthiger wäre, und alle diese Institute liegen in der alten Auflösung.

Freilich ist es auf Polizeyämtern und dergleichen von Nutzen für einen Engländer zu gelten, indem dieses Volk, auf eine weit weniger gehässige Weise, als die Franzosen bey uns, eine Zeitlang den Supremat über diese Insel sich zu verschaffen wußte; demungeachtet sind wir indeß als Germanesi, denn der Gedanke für etwas andres zu gelten, war uns unerträglich, eben so gut weggekommen, und wir protestirten jedesmal zur größten Verwunderung unsers brittischen Reisegefährten, sehr lebhaft dagegen, wenn man uns für Engländer hielt; welches übrigens den Sicilianern zu verzeihen ist, da während der Continentalsperre fast niemand als jene auf der Insel reiseten. Es hat dieß indeß wenigstens eine gute Folge gehabt, die Sicilianer sind erstaunlich duldsam gegen Ketzer geworden.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Alcamo. Segesta. Salemi.

Der Weg von Palermo über Morreale und Sala di Partenico nach Alcamo hin führt über hohe Hügelreihen, von den fruchtbarsten Thälern durchschnitten, hinweg, und wäre die ganze Insel so fleißig, wie hier, und noch sechs Millien über Alcamo hinaus, angebaut, so müßten ihre Bewohner zu den reichsten in Europa gehören. Man begreift indeß auf diesem Striche, wie unerschwinglich die Unkosten für die Insel seyn würden, überall Fahrstraßen anzulegen; und am Ende, wenn sich die Sicilianer auch in ihrem Baue erschöpften, würden sie sich doch keinen Verkehr und Handel schaffen, den mehrere und tiefer liegende Ursachen gelähmt haben.

Sala di Partenico ist ein ziemlich bedeutendes Städtchen; die zahlenübertreibenden Sicilianer geben ihm zwölf tausend Einwohner, vielleicht ist die Hälfte der Wahrheit näher verwandt *). Dieser Ort hat, wie alle sicilianischen Städte, wenige ausgenommen, ein höchst trauriges, wüstes Ansehen. Die Häuser sind zwar von Stein, aber sie gleichen fahlen Ziegeunerhütten, und die grauen Dächer derselben tragen nicht dazu bey, ihnen ein freundlicheres Ansehn zu geben. Die Gassen sind zwar ziemlich breit, allein in ihrem Schmutz und Gestank wandelt niemand als etwa verhungerte, häßliche Affe, und zerlumpte halb nakkende Kinder; alte Frauen, Hexen ähnlich, lassen die dün-

*) Es müßte auch sonst im Parlementsverzeichniß unter den Städten aufgeführt seyn, die einen besondern Repräsentanten senden.

nen Zoddeln grauer Haare um ihr schmuziges Haupt fegen; die jüngeren hüllen sich in monströse, schwarze Gewänder, die zugleich Haupt und Nacken verbergen; die Männer tragen braune Capotte, welche gleichfalls den Nacken bedecken, sich in eine pyramidalische Mütze über dem Kopfe endigen, und, indem sie nur das grelle Gesicht sehen lassen, dem sicilianischen Landbewohner ein außerordentlich verrätherisches Ansehn geben. In der That, wenn nicht das kindliche, ehrliche und freundliche Benehmen der Sicilianer uns bald mit ihrem abstoßenden Aeußern aussöhnte, es würde Mühe kosten, sich behaglich unter ihnen zu befinden, aber niemals haben wir an ihnen, nur einen kleinen Vorfall abgerechnet, während unserer ganzen Reise eine Spur von List oder Falschheit gefunden; man könnte sie die italiänischen Schwaben nennen. Die Fremden staunen sie, wie Südseeinsulaner, mit kindlicher Neugier an, und wenn unsere kleine Karavane in ein Städtchen einzog, war sie bald von einem großen Gefolge müßiger Zuschauer umgeben, die uns indeß aufs freundlichste versicherten, sie seyen blos gekommen uns zu dienen.

Wir erreichten Alcamo sehr bald, ein Städtchen, das schon ein besseres Ansehn hat als jenes. Man feierte hier, so wie in Sala di Partenico, obgleich es Sonnabend war, das Fest eines Heiligen; überhaupt sind wir niemals in ein sicilianisches Städtchen eingezogen, in dem nicht irgend ein Fest gefeiert worden wäre, welches gewöhnlich darin besteht, daß man ein Heiligenbild in Prozession herum schleppt, wacker schießt und zum Theil müßig geht. Auf diese Weise wird außerordentlich viel Munition verknallt. Ein guter Theil der christlichen Gemeinde aber läßt sich in den gewöhnlichen Geschäften nicht stören.

Der sicilianische Dialekt *) war uns anfangs beynahe ganz unverständlich, die außerordentlich lebhafte Zeichensprache dagegen mußte uns aus der Noth helfen. Statt uns zu fragen, ob wir Maulthiere miethen wollten, ließ man zwey Finger schrittlings auf einem dritten reiten; eben so frug man durch Aufheben der Finger, wie viel Maulesel und Christen man nöthig habe; denn ein Cristiano heißt hier, wie auch in Unteritalien, immer so viel als irgend Einer.

Tags darauf, den drey und zwanzigsten April, zogen wir der ersten griechischen Ruine entgegen, dem Tempel vor der Stadt Segesta oder Egesta, acht sicilianische Meilen von Alcamo. Wir bildeten eine kleine Karavane, indem sich mehrere ehrliche Landleute, Händler und Geistliche zu uns gefunden hatten, die sich nach Trapani oder Lilybäum begeben wollten. Die Straße führt, während der ersten fünf Meilen, durch bunte, fruchtreiche Thäler, deren Hügelspitzen hoch hinauf sorgfältigst angebaut sind, und zwischen dichten Hecken von Aloestauden und indianischen Feigenbäumen hindurch: rechts hin dämmert in bläulicher Ferne Castellamare, (schon im Namen liegt das schönste Landschaftsgemälde,) einst das Emporium oder der Stapelplatz der Egestaner; westlich am Vorgebirge Lilybäum erhebt sich der hohe Monte San Giuliano bey Trapani pyramidalisch in die Lüfte; überall umgaben uns liebliche Matten voll Gras und Stauden, und die Nachtigallen sangen in diesen üppigen Umgebungen hinreißend schön.

---

*) Der Süden von Italien spricht das st und sp ganz so zischend, wie Südteutschland das scht, schp. Wir erinnern uns diese Aussprache hin und wieder schon in Rom gehört zu haben.

So reizend blieb die Gegend bis an den kleinen Bach San Bartolomeo, auch Fiume Freddo heut zu Tage, sonst Scamander oder Crimisus von den Segestanern zur Erinnerung an ihre trojanische Heimath, die sie mit Aeneas verlassen haben sollen, genannt. Von hier aus aber umringten uns mit einem Mal öde Hügel, deren nackter Rücken völlig unangebaut, kaum einige spärliche Kräuter hervor sprießen ließ. Endlich bogen wir um eine Bergecke und siehe der Dianentempel der Segestaner ragte vor uns auf der Spitze eines Berges in fast drittehalb tausendjähriger Glorie. Mit einem Male wurde es uns klar, warum wir nach Sicilien gekommen waren; der göttliche Anblick beflügelte unsere Schritte, obgleich wir mit äußerster Anstrengung in Schwüle und Sumpf marschiren mußten, und bald standen wir innerhalb der Colonnaden. Dieser dorische Tempel, den einige der himmlischen Venus widmen, liegt außerhalb den Ruinen des ehemaligen Segesta, auf einem viel niedrigeren Hügel, der besonders gegen Süden durch eine ungeheure Kluft scharf abgeschnitten ist. Säulen, Architraven und Giebel sind auf allen vier Seiten, kleine Ausbesserungen *) abgerechnet, völlig erhalten; das Innere aber und jede Spur der Cella ist ganz verschwunden; sonst gehört er mit zu den vollständigsten und größten des Alterthums, seine Länge beträgt etwa siebenzig, seine Breite dreyßig Schritt. Zwischen jedem Paar der sechs vordern Säulen ist ein Eingang; auch an den Seiten scheinen welche gewesen zu seyn, man müßte denn erst späterhin die Werkstücke weggenommen haben. Die Säulen sind bekanntlich nicht aus einem Stücke, wie die rö-

*) König Ferdinand hat in der Vorderseite eine Säule restauriren lassen.

mischen, sondern werden durch über einander gelegte Mühlsteine gebildet, die im Mittelpunkt ein viereckigtes Loch haben, durch welches, das Ganze zusammen zu halten, vermuthlich ein hölzerner Keil getrieben wurde, denn des Bleyes scheint man sich erst zu Augusts Zeiten bedient zu haben, und wäre das Bindemittel irgend ein Metall gewesen, so müßte man doch hin und wieder etwas davon gefunden haben.

Wie sehr ist der Eindruck, den diese ernsten dorischen Tempel und Säulen ohne Schmuck und Zier, als Muster erhabener Einfachheit, auf uns machen, von dem verschieden, welchen wir beym Anblick der kleinen Ueberreste römischer Tempel und der jungfräulich schönen und zarten Marmorcolumnen auf dem römischen Forum empfinden! Wirklich sollte man glauben, jene hätten die kraftvollen Republikaner, diese die kunstreichen Griechen aufgeführt, so sehr scheint der Charakter der Gebäude mit dem der Erbauer zu streiten. Den griechischen Ruinen leihet nun freilich ihre Lage in den sicilianischen Paradiesen besondere Reize, die die römischen ganz entbehren.

Nachdem wir an dem Fuß dieses Tempels, aus dem vermuthlich Verres die schöne Statue der Diana stahl, ein kleines Mahl voller Fröhlichkeit eingenommen hatten, erstiegen wir den steilen Berg, nordöstlich vom Tempel, auf dem eigentlich Segesta lag. Die Aussicht von diesem Berge gehört unter die üppigsten, die jemals unsere Augen erblickten. Die südliche Fruchtfülle erglänzte in tausend mannigfaltigen Farben in dem Thale, das der Crinisus durchströmte, und wenn gleich die Schweizeralpen eben so frisch und blühend seyn mögen, als diese sicilianischen Matten,

so fehlt ihnen doch der zarte Duft und die unbeschreiblich sanften Farbentöne. Wir genossen dieses göttliche Schauspiel von den zerstörten Sitzen des Theaters der Segestaner herab. Es war aus großen Werkstücken ohne Mörtel erbaut, die jetzt wild und formlos durcheinander liegen, doch erkennt man noch die Sitzreihen und die Stelle der Scena. Wahrlich die Alten verstanden die Theater an interessante Punkte zu bauen; von dem ihrigen sahen die Segestaner alle die gesegneten Fluren, die ihre Stadt beherrschte, ihren Stapelplatz bey Castellamare, weithin rechts das Meer, und gegen Abend die eine Spitze der Insel am Vorgebirge Lilybäum, und den hohen Eryx. Der Syracusaner sah von dem seinigen seine Häfen, in welchen die Macht der Athener versank, und der Tauromenitaner Calabrien, die Pelorische Meerenge, und die dampfende Pyramide des Aetna.

Die übrigen Reste der Stadt bestehen aus einigen Steinhaufen, deren ehemalige Gestalt nicht zu errathen ist; sie mag sich übrigens weithin über den Hügel ausgedehnt haben, denn sonst wäre ihr Umfang außerordentlich beschränkt gewesen; vermuthlich trug jener nur die Acropolis oder Burg. Die Schwefelbäder, welche die Alten in die Nähe von Segesta versetzen, sind noch heut vorhanden, ob wohl völlig unbenutzt, unter dem einfachen Namen: i bagni. Es ist indeß unbegreiflich, warum die mehresten Reisenden diese vortrefflichen Ruinen und herrlichen Gegenden bey Seite liegen lassen und gewöhnlich Trapani, auf dessen Eryx nichts zu sehen ist, zuziehn. Wir erinnern uns nicht, in ganz Sicilien einen so wohl erhaltenen Tempel gesehen zu haben, als dieser hier. Denn die Tempel in Girgenti sind zu sehr restaurirt oder zertrümmert.

Der Weg von Segesta nach Salemi führt durch Auen, welche vom Segen des südlichen Himmels gleichsam triefen. Kaum konnten wir uns durch Mandeln, Feigen Weinreben, Orangen, Citronen, Johannisbrotbäume und Obst aller Gattungen hindurch drängen; die Felder waren aufs herrlichste angebaut, und die Frucht schien mit Ungeduld aus dem üppigen Schoos der Erde zu quellen. Bald schimmerten die Gefilde tausendfarbig im kraftvollen Glanze der Sonne, balde hüllte sie ein Nebelflor in magisches Dämmerlicht. Wir stiegen unter immerwährendem Flöten der Nachtigallen aus einem grünen Bergthal ins andere, und durch dieses Paradies der duftreichsten Landschaften hin nach Calatafimi und Salemi, die, wie alle sicilische Städte, an der Höhe eines Berges liegen. Freilich bedecken diese Hügel keine dunklen Wälder oder schattigen Haine, allein die Fülle der Natur ist so unermeßlich groß, daß man nicht allein nichts vermißt, sondern auch alle Erwartungen von süditalischer Vegetation übertroffen fühlt. Ach welche Contraste verschließt der Schoos dieser wundervollen Insel. Wir sahen im Val di Noto oft die elendesten Steppen, die, so weit das Auge trägt, mit zahllosen Steinklippen besäet, entweder gar nichts hervorbrachten, oder einigen spärlichen Halmen, die unsere Bauern der Ernte sicher nicht werth achten würden, ein kümmerliches Aufkommen mißgönnten.

Wir langten in Salemi an, als man eben, wegen erwünschten Regens, der zwey Monate ausgeblieben war, (selten für so frühe Jahreszeit) eine große Dankprozession anstellte. Eine lange Reihe Männer in braune Capote gehüllt und nicht weniger Frauen in schwarzen Kleidern, zogen brüllend hinter Kreuz und Kerze einher, ohne jedoch

die mindeste Andacht zu verrathen. Unsre Ankunft brachte dies einsame Städtchen noch mehr in Aufruhr; wir zogen unter zahlreicher Begleitung in eine enge Straße, vor ein Gasthaus, das wir damals für das elendeste hielten, welches wir je in unserm Leben bewohnt hätten; indessen haben wir nachmals Gelegenheit gehabt, uns vom Gegentheil zu überzeugen. Die kleine Gasse war so voll neugieriger Zuschauer, deren wohl einer zum andern sagte: „diese Art Leute läuft durch die ganze Welt; sie laufen den Alterthümern nach," daß wir nur mit Mühe unsere wenigen Sachen von den Lastthieren herunter bringen konnten; doch weit entfernt uns auf irgend eine Weise zu beleidigen, thaten sie uns im Gegentheil überall Vorschub. Die kindliche Freundlichkeit unseres Wirthes und seiner jungen Frau, besonders aber die selige Rückerinnerung an die alten und neuen Schönheiten des Tages, söhnte uns nicht nur mit allen Unbequemlichkeiten aus, sondern machte sie uns recht eigentlich interessant, so daß wir den Abend unendlich froh verlebten, in der Hofnung morgen das palmenreiche Selinus zu schauen.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Castelvetrano.

Tags darauf bewegte sich unser Zug, theils zu Esel theils zu Fuß durch blumige Augen, fruchtbare Reisfelder und grasige Wiesen, auf denen zahlreiche Heerden hochgehörnter Rinder weideten, nach Castelvetrano. Wirklich hat

Homer diese hervorstechende Eigenthümlichkeit des Landes richtig aufgefaßt:

„Als wir durch Skyllas Felsen umher und der grausen Charybdis
Flüchteten, kamen wir bald zu des Gottes herrlicher Insel,
Wo die prangenden Heerden der breitgestirneten Rinder
Waren, und trefflicher Schaafe, dem leuchtenden Sohn Hyperions."

Voß.

und wahrlich sieht man hier die schönsten Rinder vielleicht von ganz Europa; sie sind voll Kraft und Trotz, und ihr Geweihe, das zwey hoch über dem Kopf auseinander gespreitzten Mannsarmen gleicht, gibt ihnen ein außerordentlich stolzes Ansehen. Auch in Rom auf dem Campo Vaccino sieht man Hörner, deren Spitzen mehrere Fuß auseinander stehn.

Die Gegend nahm jetzt einen flachen und ebenen Charakter an, doch ohne minder fruchtbar zu seyn. Man baut hier viel Reis, da die Felder durch kleine Bäche nicht allein bewässert, sondern gar überschwemmt werden können, was eben der Anbau dieser Frucht verlangt, zugleich aber die Luft ziemlich verpestet. Ueberall sprießen duftende Kräuter und Blumen aus der Erde freywillig hervor, die man bey uns mit Kosten und Anstrengung in Gärten erzieht; nichts verräth ein kümmerliches Daseyn, als nur der unglückliche Bewohner dieses Paradieses, und obgleich wir überall fast in einem Meere von Ueppigkeiten schwammen, so sahen wir dennoch auf den Märkten der Städte kein anderes Obst, als Apfelsinen und herbe oder süße Zitronen. Kirschen sind uns erst in Messina zu Gesicht gekommen; Aepfel, Birnen und dergleichen waren entweder gar nicht, oder nur sehr schlecht zu haben, und selbst Valentien gehörten unter die Seltenheiten.

Ein besonderes Hinderniß für den Fußgänger sind in Sicilien die sogenannten Fiumarren oder Wildbäche, über die niemals, oder nur höchst selten Brücken gebaut sind. So setzte der Belici, nach Cluver der Crimisus, an dem Timoleon und die Corinther einen Sieg über das Heer der Carthager erfochten, unsere Colonne zu Fuß in ziemliche Verlegenheit, wenn sie nicht von den Berittenen auf der Croupe der Esel hinüber gebracht worden wäre.

Kaum hatten wir das Thor von Castelvetrano, über welches die Einwohner dieser Stadt mit großen Buchstaben die Worte „Palmosa civitas Castri veterani“ haben setzen lassen, im Rücken, so waren wir auch, trotz der Oede dieses Oertchens, mit einer Menge neugieriger Gaffer abermals umringt, deren drey bis viere sich sogleich zu Camerieri und Platzbedienten erboten und uns versicherten, daß sie zeitlebens unsere ergebenste Diener seyn würden. Zwar hatten wir eine Empfehlung an irgend einen Don bey uns, allein weder dieser, noch der englische Vice-Consul, den unser brittische Reisegefährte ansprechen wollte, konnte uns etwas helfen, da sie beyde abwesend waren, und da die Stadt kein Miethshaus hatte, das, selbst nach Aussage der Eingebornen, irgend zu gebrauchen gewesen wäre: so zogen wir mit unsern Eseln in den Convent der Dominicaner, und die Herren waren auch so gütig uns vier Wände anzuweisen, jedoch ohne Glasfenster und irgend eine Gelegenheit zum Sitzen oder Liegen. Wir breiteten daher unsere Mäntel von Wachstaffet, die überhaupt für jeden ein außerordentlich nützliches Reisemeubel sind, unter, und ruhten ziemlich aus, während unser Britte mit dem Spenditore oder Ausgeber in die Stadt

ging, Fleisch Gemüse und ein Gebündel Maccaroni zu kaufen.

Als wir zum Thore einzogen und die prachtvolle Aufschrift: Palmenstadt Castelvetrano, lasen, glaubten wir steif und fest, daß wir unter dem Schatten stolzer Palmen ruhen würden, statt dessen aber lagen wir auf dem harten Estricht des Dominicanerconvents, unsere Ränzchen statt der Kissen unter dem Kopf, während ein Zigeunermäßiger Cameriere uns aufwartete. Endlich gab uns ein gutmüthiger Pater, der eben vom Mahl getaumelt kam, nachdem er sich stotternd erkundiget, ob wir Christen wären, seinen Strohsack, auf dem wir uns gütlich thaten, bis uns der Koch ins Refectorium rief. Man hatte uns in einem langen, hallenden Saal, in welchem die sämmtlichen Conventualen zu speisen pflegten, gedeckt, und während uns der Koch, der Cameriere, der Spenditore, und drey bis vier dienende Brüder schweigend aufwarteten, nahmen wir in diesen Gewölben ein schauerliches Geistermahl ein. Löffel waren nicht zu bekommen, denn die Patres hatten jeder den seinigen in Verwahrung genommen, wir aßen daher die Suppe mittelst ausgehöhlter Brotrinden.

Nach Tische besahen wir diese Stadt von beynahe funfzehn tausend Einwohner; ein wahres Grab, öde Stille überall, nichts als schlechte, graue Hütten, aus denen Elend und Leere hervor schaute, nirgends einige Betriebsamkeit, kaum daß hin und wieder zerlumptes Gesindel durch die Straßen zog. Wir traten zu dem einen Thor hinaus und siehe! vor unsern Augen, obgleich sechs Millien entfernt, schienen, wie eine Stadt, die Ruinen der Selinuntischen Tempel zu liegen, die einzelnen Säulen glichen Thürmen; hinter ihnen zog sich das Meer am Ho-

rizonte hin wie ein blaßgrüner Streif. Wie jämmerlich klein sind, mit Ausnahme des Flavischen Amphitheaters, der Thermen und der Kaiserpaläste, alle römischen Ueberreste gegen den zermalmenden Anblick solcher Riesengebäude! Nur wenn einst der Sanct Peter in Trümmern liegt, wird die Welt ein Schauspiel haben, das dieses und jedes ähnliche aller Zeiten übertreffen wird.

Des Abends lagen wir ruhig auf unsern Matratzen als wir auf einmal ein gräßliches Lärmen und Schießen hörten; wir vermutheten, es müsse eine religiöse Feyerlichkeit seyn und wir hatten uns auch nicht geirrt, es galt dem Patron der Capuziner. Da der Mond herrlich leuchtete, so machten wir uns eilends auf, der Cametiere jagte voraus, wir im Gallop hinterdrein, um diesen Spektakel in der Nähe mit anzusehen. Zuerst zogen drey Trommelschläger wirbelnd einher, hinter ihnen ein mit Papierlaternen niedlich erleuchtetes Kreuz und dabey ein Dudelsackpfeifer, dessen Töne sich gegen die Bestrebungen des nachfolgenden Musikchors kräftig behaupteten. Jedoch konnte man nicht sagen, daß die Harmonie besonders gewesen wäre, vielmehr erregten diese desperaten Tonkünstler ein heilloses Getümmel. Nun erst folgte der eigentlichen Zug andächtiger Christen, der jedoch, theils wegen der seltsamen Beleuchtung des Mondes, der vielen Lichter und Papierlaternen, theils um ihres verrätherischen Anzuges willen, denn sie waren alle bis an die Nasen in Kapote vermummt, endlich auch weil sie aufs lebhafteste brüllten, einen fürchterlichen Anblick gewährten. Nachdem sich der Zug der offenen Kirche genähert hatte, fing ein daselbst im Hinterhalt liegendes Corps solcher Gestalt mit Flinten, Pistolen, Kanonenschlägen, Schwärmern und kleinen Böllern an zu feuern, daß aller vorherige

Spektakel für eine wahre Kleinigkeit dagegen zu achten war. Hierauf zog der ganze Schwarm in die Kirche hinein, in der Trommeln, Dudelsack und die Kehlen der Menge wirbelten, pfiffen und schmetterten. Ein Capuziner bestieg hierauf den Altar, und während alles auf die Knie fiel, hielt er im gemeinsten sicilianischen Dialekt eine heftige, nicht unberedte Deklamation über die außerordentliche Liebe unseres Heilandes, wandte sich darauf, auf das Crucifix des Altars zeigend, mit äußerstem Pathos zur gaffenden Menge und schrie: „Nicht wahr gebenedeite Seelen, selbst in der größten Bedrängniß, Elend und Todesnoth werdet ihr mit mir rufen: „eh viva il crocefisso!" und der ganze Haufe schrie, was die Gurgel vermochte: „eh viva il crocefisso" unter Tusch der Trommeln und Pfeifen. Eben so brachte der Pfaffe noch einige andere Toaste aus, und gleiche Vivats ertönten der Madonna, und zuletzt gar der „divina providenza" mit Schall und Knall. Endlich mit dem muntern Geschrey: „Es lebe die göttliche Vorsehung" liefen die seligen Christen nach Hause und befreyten uns von der unbequemsten Stellung, die unsere Knie, zum Spottgelächter unsers Cameriere, die ganze Predigt über hatten beybehalten müssen. Einer unserer Reisegefährten, der im Convent zurück geblieben war, hatte unterdessen ein strenges Examen auszustehen gehabt; ein neugieriger Pater hatte die Zeit, da er allein war, benutzt, und ihm, als wahrscheinlichem Ketzer, ziemlich zugesetzt, endlich sich aber einige Nummern zum Lotto ausgebeten. Man hat diese Forderung öfters an uns gemacht, wenn man erfuhr, daß wir Ketzer seyen, so wie unsere Landsleute sich in dieser Angelegenheit an Wahnsinnige oder Delinquenten wenden.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Selinus.

Den fünf und zwanzigsten April machten wir uns nach den Ruinen von Selinus auf, welche die Sicilianer, nach einem nahgelegenen elenden Orte, die Ruinen von Pileri nennen. Unser Weg führte durch fruchtbare Ebenen, auf denen wir zum erstenmal die stille Myrthe in aller Ueppigkeit des Südens weithin blühen sahen; die öderen Theile der Gegend, besonders nach den Ruinen hin, bedeckt die sogenannte Fächerpalme, Giumarra nennen sie die Sicilianer, von der wohl ohne Zweifel Selinus den Beynamen „das palmenreiche," erhalten hat, denn sonst ist in der ganzen Gegend keine andere Palmenart zu sehn. Wenn die Stadt den Namen selbst von dem dort wachsenden Eppich (σέλινον), erhalten hat, wie Fazello meint, so hat die Natur des Bodens sich ziemlich verändert, wir erinnern uns nichts als das Gesträuch der Fächerpalme gesehn zu haben.

Die Lage der Ruine ist ungefähr folgende: unmittelbar am Strande des Meeres erhebt sich ein Hügel, auf welchem die riesenmäßigen Trümmer der drey Tempel, jedoch außer der Mauer der eigentlichen Stadt liegen. Man steigt auf der westlichen Seite des Hügels hinab in ein sandiges Thal, durch welches ein elender, matter Bach sich nicht bis zum Meere zu schleppen vermag; vermuthlich ist dieß der Belici, von dem Fazello sagt, daß er bey einem Sumpf stehenden Seewassers unfern der drey dorischen Tempel flösse; mit dem Sumpfe wenigstens hat es seine Richtigkeit, denn der Fluß stagnirt völlig, und mag wahr=

scheinlich nur, wenn heftiger Regen ihn anschwellt, einen Ausfluß ins Meer haben; auch setzte wohl eben dieser Sumpf einst Selinus durch seine pestilenzialischen Ausdünstungen in Verlegenheit, bis Empedocles der Sache abhalf. Wir erkundigten uns nach dem Namen dieses Flusses, man sagte uns aber, er hätte gar keinen, fälschlich heißt er auf manchen Charten Madiuni. Von diesem Fluß steigt man gegen Westen gewendet, auf einen zweyten Hügel am Strande des Meeres, und dieser ist es eben, auf dem die eigentliche Palmenstadt Selinus lag, und noch heut ein Wachtthurm steht. Im Thal westlich von diesem Hügel, also auf der Westseite von dem ehemaligen Selinus, fließt der wahre Madiuni, oder der ehemalige Selinus. Folglich war die Stadt auf beyden Seiten von zwey kleinen Flüssen umgeben, und sie waren es natürlich, welche der patriotische Empedocles auf eigne Kosten zusammen und in den Sumpf leitete, ihn zu reinigen.

Die Ruinen der drey Tempel auf dem westlichen Hügel sind die ungeheuersten Trümmer wohl von ganz Europa; ihr Anblick ist erschütternd und höchstens mit dem Kolosseum in Rom vergleichbar. Aus der entsetzlichen Masse der Trümmer, die wie Felsenstücke eines eingestürzten Berges übereinander liegen, ragen einige Riesensäulen hervor, die übrigen liegen alle in fürchterlichem Graus durch einander, nur die nördliche Säulenreihe des einen Tempels, welcher dem Meere zunächst liegt, ist so regelmäßig eingestürzt, daß wohl nur ein Erdbeben die zerstörende Kraft gewesen seyn kann; die einzelnen Blöcke, aus denen die Säulen aufgethürmt waren, es sind deren gewöhnlich sieben, sind in gerader Richtung vor einander hingestreckt, und die Kapitelle liegen noch großen Theils zu Tage;

es sind Tafeln von fünf Schritt ins Gevierte, und es hält schwer, sich zu überreden, daß diese entsetzlichen Trümmer nicht Naturprodukte seyen. In den Tiefen und Abgründen zwischen denselben wachsen baumhohe Gesträuche und wohnen zahllose Molche und Eidexen. Wir maßen das Stück eines Architravs von zwanzig Fuß Länge und verhältnißmäßiger Höhe und Dicke; welche enorme Kraft gehörte dazu diese Lasten auf jene thurmhohe Säulen zu heben! Wir krochen wie Fliegen auf den Blöcken herum, und einer derselben deckte uns alle gegen einen heftigen Regenschauer. Man hüte sich indeß in die Schlünde zwischen den Trümmern zu stürzen. Die drey Tempel liegen parallel neben einander, so daß sie ihre lange Seite dem Meere zukehren, übrigens sind sie in eben dem Styl erbaut, nehmlich in dorischem, wie die Girgentiner und der zu Segest.

Wir lagen eben alle viere sammt dem Maulthiertreiber auf einem breiten Kapitell über den Trümmern des einen Tempels und nahmen, während die grünlichen Wogen den Fuß des Hügels donnernd bestürmten, ein kleines Mahl, bestehend in Eyern, Käse, Wein und Apfelsinen voll Götterwonne ein, als mit einmal ein Zug von funfzig bis sechszig Maulthieren, theils Sänften von klingelnden Mäulern getragen, theils begleitende Herren zu Pferde, theils eine Menge bewaffneter sogenannter Campieri, das heißt schützender Geleitsmänner, sich den Ruinen näherten; es war eine Palermitanische Prinzessin, die mit ihrem Gefräulein und ihren Rittern die Ruinen zu besuchen kamen. Wir sprangen deshalb eilends, um alle Herrlichkeiten zu übersehen, auf die Spitzen der Säulentrümmer, denn unsere schon erhitzte Phantasie hoffte Alcinengestalten

in diesen ewig denkwürdigen Fluren zu sehn, und der ganze Zug hatte überdieß schon an sich ein höchst romantisches Ansehn; allein zu unserm größten Verdruß entfalteten sich aus den Sänften Antiken, die weder an mahlerischem noch vermuthlich auch historischem Interesse denen gleich kamen, auf welchen wir schon standen; wir wanden uns deshalb, Fazello und Cluver in der Hand, blos zu diesen.

Die Trümmer der eigentlichen Stadt auf dem zweyten westlichen Hügel jenseits des anonymen, stagnirenden Flüßchens, sind bey weitem nicht so riesenhaft, und bestehen in den Resten eines kleinen Tempels und einiger Gebäude, die gleichfalls aus ungeheuern Werkstücken erbaut waren. Von den Latomieen, deren Fazello Erwähnung thut, konnten wir nichts entdecken, noch auch von der großen Mauer, welche diesen Hügel gegen den Andrang des Meeres vertheidigte. Fazello meint, daß Selinus auf einem ins Meer ausspringenden Berge erbaut gewesen wäre, jetzt ist das Ufer ganz geradlinigt, vielleicht daß die Kraft der Wogen das Erdreich abgespült hat. Auf alle Fälle aber kann die Stadt nicht auf diese kleine Anhöhe, die, kaum einige Gassen fassend, wohl nur die Acropolis war, beschränkt gewesen seyn, sondern muß sich weit ins Thal erstreckt haben.

Etwa sechs Millien von den Tempeln liegt der Steinbruch, aus welchem die Selinuntier ihre Baumaterialien holten; deshalb führte, den Transport zu erleichtern, eine besondere Kunststraße, deren Reste noch heute zu Tage liegen, nach diesen Steinbrüchen. Das Alterthum hat hier allen kommenden Jahrhunderten ein Räthsel aufgegeben, welches bisher alle angestaunt, aber nicht gelöst, haben.

Man sieht hier nämlich ein angefangenes mühlsteinförmiges Säulenstück, das zwar durch einen höchstens zollbreiten Einschnitt ringsum vom Felsen abgelöst, aber noch mit seiner ganzen Basis am Felsen fest sitzt; es fragt sich nun, mit welchen Instrumenten in der Welt man in diesen engen Kreisring hinein fahren, den ungeheuer breiten Block von dem Felsen, an dem er sitzt, abschneiden, und dann eine so entsetzliche Last heraus heben konnte.

Ehe wir die Ruinen verließen, hatten wir noch Gelegenheit die Gastlichkeit und Gutmüthigkeit der Sicilianer abermals zu erproben. Mangel an süßem Wasser trieb uns in eine nah an den Ruinen gelegene Meierey, die irgend einem Kavaliere gehörte. Wir fanden vor dem Hofe ein Dienstmädchen an dem Brunnen; anstatt aber uns, wie wir baten, einen Krug Wasser zu geben, nöthigte sie uns dringend in das Haus ihres Herren einzutreten. Dieser empfing uns in seiner Stube, die einem verwünschten Rittersaal glich, so freundlich, als ob er seit zehn Jahren auf uns gewartet hätte. Ehe wir uns besinnen konnten, war der Tisch mit Speisen bedeckt, und die alten Stühle polterten hervor. Da indeß ein Theil unserer Karavane auf uns wartete, und der Abend herein brach, konnten wir, zum größten Leidwesen des gastfreien Kavaliers, dieß freundliche Anerbieten nicht benutzen, doch schob er uns eine Flasche guten Wein in die Hand, und gab uns seinen Segen mit auf den Weg. Wir haben noch sehr oft dieselbe Güte der Sicilianer und später auch der Süditaliäner erfahren, und wir halten es um so mehr für unsere Pflicht, dies nicht zu verschweigen, je mehr thörigte Reisende den einfachen, kindlichen Charakter dieser guten Völker als tölpisch und boshaft und als ein besonderes Hinderniß dar-

stellen, angenehm und sicher in jenen Gegenden zu reisen. Wir haben wenigstens niemals so unangenehme Erfahrungen in Sicilien gemacht, desto mehr aber von den Prellereyen der feinen Toscaner leiden müssen.

Hierauf verließen wir diese uns ewig unvergeßlichen Trümmer, und zogen nach Castelvetrano zurück, denn man kann in der Nähe derselben nicht übernachten. Indeß, wenn man die Alterthümer etwas summarisch, wie z. B. jene palermitanische Prinzessin, studiren will, kann man am frühen Morgen Castelvetrano verlassend, nach Selinus reiten, und dennoch bequem gegen Abend in Sciacca eintreffen, falls man sein Absehn, wie gewöhnlich, auf Girgenti gerichtet hätte.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Sciacca. Seefahrt nach Girgenti.

Mit einem freundlichen, helläugigen Bauer aus Castelvetrano zogen wir durch angenehme, fruchtbare Hügelreihen nach Sciacca vorwärts, das ehedem die Selinuntischen Bäder (aquae Selinuntiae) genannt wurde. Unser Geleitsmann erkundigte sich mit kindischer Neugier und Verwunderung nach unsern „parti“ oder Gegenden und allem, was in denselben wüchse, und als einer unserer Gefährten krank wurde, stieg der gute Kerl freywillig ab, und überließ sein Maulthier dem Schwachen, ohne dafür etwas annehmen zu wollen.

Nach zwölf Millien Weges kamen wir an den Strand und hinweg blies der kühle Odem des Meeres alle Müdigkeit. Es ist außerordentlich angenehm, so nahe am brau-

fenden Meere zu wandeln, daß die Woge unsere Füße benetzt! Kurz darauf erreichten wir den Corbo, einen kleinen Bach, der sonst Atys hieß, und lagen hier eine halbe Stunde lang still, um ein spärliches Mahl schlechten Brotes mit Pferdekäse und Marsallawein einzunehmen. Das Brot in Sicilien wird von Speltmehl, wie im ganzen Süden Europas, ohne Sauerteig bereitet, und hat deshalb, so unendlich fein und weiß es auch in Palermo ist, einen süßen, widerlichen Geschmack. Im Innern der Insel, wo es noch grob ist, und schlecht gebacken wird, ist es kaum genießbar. Eben so wenig taugt der Pferdekäse, oder, wie die Sicilianer ihn nennen, Kasch=Kavall, für unsern Gaumen; erträglicher wäre die Ricotta aus gekabter Milch, wenn sie nicht einen unausstehlich bockenzenden Geruch hätte. Der gewöhnliche Tischwein wird nach der Stadt Marsalla genannt, wo ein englischer Millionär den Sicilianern ihren eignen Wein, gehörig verarbeitet, mit ziemlichem Gewinn verkauft. Nicht weniger in Verlegenheit geräth man oft wegen der Fleischspeise. Junges Vieh tödten die Sicilianer sehr selten, daher Fleisch von Kälbern, Zicklein und Hühnchen ziemlich selten und theuer ist; wenigstens kostete in Palermo ein gebratenes Huhn neun Tari, beynah zwey Gulden, und in der Provinz haben wir dergleichen nie bekommen können. So bleibt nichts übrig als Castrato oder Crasto, d. h. Hammel und Eyer. Ueberdieß ist Freytags und Sonnabends niemals an Fleisch zu gedenken, und an diesen Tagen muß man mit ekelen Fischen vorlieb nehmen. Endlich aber ist es nicht möglich auf dem Lande und in kleinen Städten, aus Mangel an Eis, einen frischen Trunk zu haben, und der elende Wein macht alle Muskeln zusammen schrumpfen.

Nachmittags um drey Uhr sahen wir Sciacca vor uns, das, wie fast alle sicilianische Städte, auf einer Anhöhe liegt, und herrlich über dem Meere schwebt; sonst steht es wie ein altes, graues Raubnest aus. Es war gerade Markt, und die ganze Stadt von elf tausend fünf hundert Einwohnern voll Leben und Regsamkeit. Man darf sich indeß nicht wundern, wenn man so stark bevölkerte Städte in Sicilien findet; die Insel hat gar keine Dörfer, wenigstens haben wir, die Dörfer am Aetna abgerechnet, niemals welche angetroffen, und die Bürger der Städte sind zugleich Landbauern. Sie gehen einige Tage der Woche hindurch aufs Land, oder kehren wohl auch jeden Abend zurück. Man kann sich leicht vorstellen, welcher Vortheil hieraus der Landwirthschaft erwächst.

Durch einen Pferdestall gingen wir in eine Kneipe ein, die nicht viel besser als das infamste Lausenest aussahe; zum wenigsten stanken die schmuzigen Matrazen beynahe unausstehlich, und Flöhe in Menge stachen uns gleichfalls bunt wie Schleyen; doch Himmel, Klima, Land und Meer schaffen in allen Winkeln Paradiese. Da indeß ein frischer Westwind blies, und auf dem Wege von Sciacca nach Girgenti nichts zu sehn, überdieß aber weder in Siculiana, noch Monte Allegro an ein Unterkommen zu denken, vier und zwanzig Millien in einem Tage aber, sowohl für die Rippen als auch die Fußsohlen unserer Colonne zu viel waren, so mietheten wir mit Hülfe des gefälligen englischen Viceconsuls eine treffliche Speronara mit sieben tüchtigen Ruderern, und beschlossen, zur See nach Girgenti zu gehn.

Mit einem halb wahnsinnigen grimmassirenden Cicerone, die in Sicilien an der Tagsordnung zu seyn scheinen, be-

suchten wir die Schwefelbäder. Sie liegen in einem herrlichen Thale am Meere, sind ziemlich heiß und sehr stark mit Schwefel geschwängert, so daß man sie schon von weitem riechen kann. Sie gaben eben die Veranlassung, daß hier eine Colonie sich auf selinuntischem Grund und Boden sammelte, aus der hernach wiederum das heutige Sciacca entstand, welches hoch über den Bädern und dem Meer auf der Spitze eines Hügels liegt.

Allen Reisenden ist die eigenthümliche Lage der sicilianischen Städte auf hohen Bergen aufgefallen; auch gibt es nur wenige, die eine Ausnahme machen, wie z. B. Castelvetrano, Catanien u. a. m. Es ist indeß die Frage, ob man diese Eigenthümlichkeit auf Rechnung der Kühnheit des sicilianischen Nazionalcharakters, wie einige*) wollen, setzen soll. Denn wir finden, daß z. B. Girgenti, welches zur Zeit seiner höchsten Macht und größten Glanzes in der Ebene lag, jetzt, da es nicht mehr Ansehen und Kraft als eine Ziegeunerhöhle hat, auf die Spitze eines hohen Berges, der ehedem nur das Castell der Stadt trug, zusammen gekrochen ist; dasselbe gilt von Taormina, dem alten Tauromenium. Dagegen liegen gerade die wichtigsten Städte, wie Catanien, Palermo u. a. m. in der Ebene. Wenn wir uns daher nicht sehr irren, so scheint die Sicilianer gerade das Bewußtseyn ihrer Ohnmacht auf die Klippen und Berge getrieben zu haben, da sie gegen die Einfälle der Saracenen, Normannen und anderer Völker nicht im Stande waren sich in der Ebene zu schützen.

Der Wind hatte indeß stark geweht, und die See

---

*) Z. B. Bartels.

ging außerordentlich hoch; der gütige Vice-Consul schickte deshalb seinen Agenten zu uns, um, dafern wir vor dem Meere bange wären, den Contrakt mit dem Speronara aufheben zu lassen, wir schifften uns demungeachtet ein und stachen frisch in See. Der Wind hatte sich etwas gelegt, und wir machten die erste Stunde, jedoch unter ziemlichem Schwanken, nicht mehr als etwa vier Millien; dann aber, als wir ein wenig die Höhe gewonnen hatten, ergriff uns ein frischer Ponente dergestalt, daß wir mehr zu fliegen als zu schiffen schienen, und in drey Stunden die noch übrigen vierzig Millien bis zur Rhede von Girgenti zurück legten, welches schon für eine Fregatte genug gewesen wäre, geschweige denn für ein Fahrzeug von funfzehn oder zwanzig Fuß Länge. Auch neigte die Speronara sich so sehr nach der Seite, daß ihr kleines Segel alle Augenblicke eintauchte, und die Wellen unsere Kleider durchnäßten. Oftmals befanden wir uns wie in einem Thale, ringsum von dunkeln Wasserhügeln umgeben, ohne vom Ufer das geringste zu sehen, bis wir wieder auf den Spitzen der Wellen schwebten. Wir konnten nicht umhin, der Gewandheit unserer Seeleute alle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und selbst unser seeherrschender Britte erstaunte über die Fertigkeit, mit welcher diese Sicilianer das Schiffchen hin und her und zwischen den Wogen, die grimmig hinter uns her schossen, hindurch warfen. Zwey Matrosen setzten sich, an das Hintertheil einer, der andere ans Vordertheil, und gaben sorgfältig auf den Gang der Wellen Acht, und je nachdem diese droheten, riefen sie sich einander zu: „a puppa oder a proa“ und durch eine geschickte Wendung lenkten sie die Speronara jedesmal so, daß, anstatt von den drohenden Wasserhügeln begraben zu

werden, sie nur mit einem kräftigen Stoß von demselben dermaßen vorwärts geschleudert wurde, daß uns die Haare weheten. Obgleich dieß nun ein wenig ängstlich aussahe, so gewährte es uns doch ein außerordentliches Vergnügen, auf den elastischen Spitzen der ringsum brausenden Wogen zu tanzen, und wie ein Pfeil an dem schönen Ufer den fernen Bergen und nahen Landspitzen vorbey zu fliegen. Die gefährlichste Stelle war Punta alba, denn das Meer geht an Vorgebirgen immer am höchsten und verworrensten, wo das alte Heraclea lag, dessen Reste man nach Aussage unserer Schiffer bey heiterem Wetter im Meeresgrunde liegen sieht. Endlich erreichten wir den Molo von Girgenti, an dem die erzürnten Wogen ziemlich milchten, zu unserer größten Freude, denn diese waren dießmal etwas schauderhaft mit uns umgegangen. Im Hafen erhielten wir, nachdem der Sanitätsbeamte mit vorgereckter Physiognomie und hinter den Rücken geschlagenen Händen unser Patent gelesen, alsbald Pratica, d. h. Erlaubniß zu verkehren.

Diese Rhede ist keineswegs das alte Emporium der Agrigentiner; dieses lag einige Millien weiter östlich am Ausfluß des Acragas. So klein und elend dieser Hafen ist, so tummelte sich doch eine ziemliche Masse Volks umher, und wir begaben uns, umringt von einer Menge Zuschauern, die sich alle das Schauspiel, uns Kaffee trinken zu sehen, nicht versagen konnten, nach dem Wirthshause, vor welchem im Augenblick wir gesattelte Maulthiere fanden, die ihre Eigenthümer, in Hoffnung, daß wir nach der Stadt reiten würden, vermuthlich schon angeschirrt hatten, als sie unser Schifflein noch von fern mit den Wellen kämpfen sahen. Anstatt vier stolzer Maul-

thiere, mietheten wir ein bescheidenes Eselein, das unser geringes Reisegut auf den steilen Acragas hinauf trug. Wir gingen die wenigen Millien gern zu Fuß, die Luft wehete vom blauen Himmel balsamisch, und die Gegend war paradiesisch. Endlich sahen wir die Tempel voll Entzücken vor uns liegen, und bald darauf erreichten wir das jämmerliche Nest, auf welches eine Stadt von acht mal hundert tausend *) Einwohnern zusammen geschrumpft ist. Kaum hatten wir das Thor hinter uns, als eilends ein alter Graukopf auf uns zu trabte und sich als den Direttor d'Antichitâ ankündigte; zugleich verbreitete er sich mit strömender Beredsamkeit über alle Antiken, zu denen nur er allein uns geleiten könne. Eine Empfehlung des österreichischen Vice-Consuls verschaffte uns eine freundliche Aufnahme im Dominikanerconvent.

Funfzigstes Kapitel.

Girgenti.

Man kann sich unmöglich einen deutlichen Begriff von dem Unflath und Gestank, der Armuth und Elendigkeit machen, die vereinigt aus allen Winkeln solcher sicilianischen Nester, wie das unglückliche Girgenti, unsere Sinne anfallen. Viele der elenden Hütten lagen gänzlich in Ruin, unser Cicerone versicherte uns, „der Wind habe diese Paläste über den Haufen geworfen;“ in den noch stehenden wohnen an funfzehn tausend Menschen, die, den Bischoff

*) Nach Diodor hatte sie im höchsten Glanze nur zwey mal hundert tausend Einwohner, vermuthlich ohne die Sclaven.

ausgenommen, welcher einer der reichsten Pairs in Sicilien ist, alle ziemlich arm und zigeunermäßig sind, und deren hungrige Augen und spitzbübische Mienen alle Augenblicke bereit zu seyn scheinen, jedem wohlhabenderen, der sich des Nachts in den engen Straßen sehen ließe, den Krieg zu erklären; in der That warnte man uns. Vergelbte, dickbäuchigte Kinder wälzen sich mit Schweinen zugleich in den schmutzigen Winkeln, während ihre braunen Mütter mit saurem Schweiß kaum die geringe Nahrung, die der milde Himmel verlangt, gewinnen können. Fleisch und andere kraftvolle Nahrungsmittel waren kaum gegen ziemlich freygebige Bezahlung zu erhalten, und auch auf unserem Tische spielten Vegetabilien die Hauptrolle. Das Brot war schlecht und so theuer, daß es unmöglich die vorzüglichste Nahrung der Einwohner ausmachen kann. Wagen können in den höckrichten Straßen des alten Camicus nicht fahren, etwa eine kleine Strecke vor dem ziemlich gut gebauten Dominikaner-Convent ausgenommen, auf der sich, der italiänischen Sitte gemäß, der einzige Wagen in Girgenti, mit dem Bischoff gegen Abend langsam hin und her bewegte. In dieser Stadt, wo sonst alle Schätze des Orients feil lagen, war es unmöglich ein Paar Handschuh zu bekommen, und in Castro Giovanni, dem alten Enna, einer Stadt von elftausend Einwohnern, kauften wir den ganzen Zimmtvorrath mit neun Kreuzer auf. Seife aber z. B. war gar nicht zu haben. In der Ebene von Caltanisetta nach Castro Giovanni, einer Strecke von achtzehn sicilianischen, etwa vier teutschen Meilen, wo nach der Beschreibung Diodors nnd anderer die Hunde vor dem Wohlgeruch der üppigen Kräuter die Spur des Wildes verloren, fanden wir ein einziges leeres Haus, hier,

wo sonst so viel blühende Kolonialstädte, z. B. Enna, Centuripä, lagen. Sicherlich ist in ganz Europa kein Land verhältnißmäßig so herunter gekommen, wie Sicilien. Daß demungeachtet aber das Volk selbst seine kräftig und sicher gezeichnete Nationalität nicht verloren habe, konnten wir auch unter den unglücklichen Trümmern des alten Acragas bemerken.

Wir sahen bey dem Ciantro (eine geistliche Würde) von Girgenti eine ganz außerordeutlich schöne und ausgesuchte Vasensammlung. Eben so freundlich gestattete uns Don Raffaelle Politi, ein junger, liebenswürdiger Mann, Zutritt in seine kleine Sammlung von Vasen, Naturalien und Gemälden, mit denen er sein Stübchen bestens ausgeschmückt hatte. Er selbst malte auch; allein das interessanteste an ihm schien seine außerordentliche, bey Italiänern höchst seltene Anspruchslosigkeit zu seyn; denn Kunstwerke wird man, mit sehr geringen Ausnahmen, in Sicilien überhaupt, in Girgenti aber besonders, ganz vergebens suchen. Er war mit dem teutschen Erzieher des Kronprinzen Marchese hausbekannt, und theilte uns dessen anonyme in Palermo herausgekommene Abhandlung über den sogenannten Gigantentempel mit; sie führt den Titel: Saggio sul tempio di Giove Olimpio.

Girgenti besitzt auch eine öffentliche Bibliothek zur Unterstützung des hiesigen Lyceums, oder welcher Name sonst dieser Anstalt gerecht seyn mag, und bey derselben eine kleine Münzsammlung. Wenn sonst bisweilen die Bibliothekare und Kustoden anderer Sammlungen mit etwas verdrossenen Minen ihre Schuldigkeit thun, so kramten dagegen diese guten girgentinischen Fratres ihre Schätze mit behaglicher Freundlichkeit aufs bereitwilligste aus, wie

Kinder das Weihnachtsgeschenk; sie versahen uns mit allen Bequemlichkeiten zum Kopiren aufs schnellste, eilten geschäftig zu unserm Dienst herbey, und warfen uns beständig mit den Händen Küsse zu.

Nicht weniger echt Sicilianisch war das zahlreiche Personale unserer Dienerschaft. Die Alterthümer besuchten wir an der Hand eines alten Kerls, mit Namen Don Antonio, der sich Direttor d'Antichitâ nannte; dem Aeußern nach schien er freilich nicht das Direktorium über einen Thaler zu haben, wiewohl er es sich über alle Tempel dieser alten Republik kühnlich angemaßt hatte, doch kannte er gewiß in ganz Girgenti die Alterthümer noch am besten; nur schlimm, daß er auf alle Fragen nichts zu antworten wußte, als Signor Cavaliere, Eccellenza, penserò io" d. h. dafür will ich sorgen. Oft pflegte er seinen Lohn nach dem Werth der vorhandenen Reste der Tempel zu bestimmen. Den Tempel der Juno Lucina, dieses stupende Stück Antiquität könne er nicht unter fünf Tari zeigen, dagegen verlange er für den Tempel des Castor und Pollux, von dem nur noch eine Säule stehe, beynahe gar nichts. Unser Bediente, Don Innozenzio gestikulirte wie ein Wahnsinniger, und Mittags und Abends kam der Spenditore, d. h. Ausgeber, mit seinen Jungen gezogen, beyde in braune, wie eine Zielscheibe durchlöcherte Mäntel gehüllt, und von oben bis unten wie Schornsteinfeger rußigt, um uns mit ihren zarten Händen unsere Speise zu reichen. Außer diesen waren noch mehrere andere Personen, z. B. ein Koch und dgl. in unsern Dienst verwickelt.

Das größte Kunstwerk von Girgenti ist das bekannte Bassorilievo in der Domkirche, welches die Geschichte Hip-

polytens, und der Phädra darstellt *). Die einzelnen Figuren sind im höchsten Grade sprechend, besonders in der Gruppe, wo Phädra trostlos unter ihren Gespielinnen sitzet. Die Verzweiflung zeigt sich in jedem Theile des Gesichts nicht allein, sondern auch in jedem Gliede des übrigen Körpers, besonders in der Abspannung der rechten Hand, die eine ihrer Dienerinnen hält. Die beyden andern Mädchen, die ihr zunächst stehen, scheinen sich unter einander über den Gegenstand der Trostlosigkeit ihrer Gebieterin zu unterhalten; die übrigen sind bemüht, sie durch die Leyer zu trösten. Das Ganze ist herrlich zusammen gedacht und mit bewunderungswürdiger Kraft ausgearbeitet. Nächst dem verdient die Seite beachtet zu werden, wo Hippolyt den Brief erhält; wenig oder gar nichts scheinen uns die beyden andern Seiten, welche Jagd und Tod Hippolytens vorstellen, zu bedeuten zu haben.

Aus dem Dom, in welchem noch ein Echo, wie im Ohr des Dionys bey Syracus, den Fremden gewöhnlich als Merkwürdigkeit angepriesen wird, eilten wir auf die Höhe des heutigen Castells, auf der auch angeblich die Burg des Verräthers Cocalus, der den in der Verfolgung des Dädalus begriffenen Minos hier im Bade erstickte, gestanden haben soll. Wir erblickten von hier aus zum ersten Mal das schneebedeckte Haupt des Aetna, und doch brannte in Girgenti's engen Gassen die Sonne glühend heiß. Einen noch weit schönern Standpunkt aber bietet der vom Castell nordöstlich liegende Hügel der Minerva, ehedem Collis Minervalis oder λόφος Ἀθηναῖος, jetzt la

*) Die Zeichnung selbst schien nicht außerordentlich zu seyn, dagegen der Ausdruck.

Forche genannt, dar. Es scheint, daß wenig Gegenden in Europa den Vergleich mit dieser aushalten können, wenn wir den Hügel ausnehmen, auf welchem das Theater von Taormina steht. Nordöstlich senkt sich von diesem Minervenhügel eine furchtbare Schlucht hinab, die, nach den im Thale wild durch einander liegenden Felsstücken zu urtheilen, gewaltsam durch einen Bergsturz oder vulkanische Revolution entstanden seyn mag; auch ist es nicht denkbar, daß, als noch ein Theil von Agrigent diesen Hügel bedeckte, seine Westseite mit einem so höchst gefahrvollen Schlunde drohete; ohne Zweifel hatte das Thal früher eine ganz andere Gestalt. Welch Paradies aber eröffnet sich unseren Augen, wenn wir uns südlich nach dem Meere hinwenden! Vor uns liegt das schönste Thal, aus dessen üppigem Schooße aller Segen des Südens in schwellender Fülle hervorquillt. Es scheint nur ein großer Garten voll wallender Kornfelder, Olivenhaine, Orangen- und Citronenwäldchen zu seyn; der Feigenbaum, der schöne Johannisbrotbaum breiten überall ihre schattigen Aeste aus; zarte Mandelbäume, mit Früchten beladen, unzählige Blumen, die wir gern in Gärten erziehen, als Rosmarin, einige wunderschön gezeichnete Gattungen von rothem Löwenmaul, blühende Myrthen schmücken freiwillig dieses hügelreiche Thal, in welchem einst der schönste Theil des mächtigen Agrigent lag. Beynah bis auf die letzten Spuren ist dieser Theil der Stadt verschwunden, und die Natur, früher durch das schwellende Agrigent verdrängt, hat nunmehr wiederum mit Lust hier ihre thätige Werkstätte aufgeschlagen. Gegen das Meer zu, also südwestlich, wird dieß Thal durch eine Berglehne, die aber lange nicht so hoch ist, als der Hügel der Minerva, begränzt, und auf ihrem

in östlicher Richtung hingestreckten Rücken trägt sie die schönsten Reste des griechischen Alterthums: die Tempel der Juno Lucina, der Concordia, des Herkules und des olympischen Jupiters. Wenn die Ueppigkeit des Thales alle Sinnen berauscht, so ergreift der Anblick dieser zweytausendjährigen Säulen mit der unwiderstehlichsten Gewalt der Erinnerung, und das in der Ferne mit dem Himmel zusammenfließende Meer versenkt unsere Phantasie in ahnungsvolle Unendlichkeit. Den höchsten Zauber aber verbreitet über diese seligen Gefilde und die blauen Regionen der See der kraftvoll strahlende Purpur der sicilianischen Abendsonne. So zermalmend auch der Anblick der hohen Alpen, so frisch auch die Thäler der Schweiz sind: so wenig können sie doch mit der Allgewalt eines solchen sicilianischen Farbengusses wetteifern.

Ein und funfzigstes Kapitel.

Merkwürdigkeiten in und bey Girgenti.

Gleich unterhalb des Minervenhügels, gegen die Tempelruinen zu, liegen die sogenannten Gefängnisse, offenbar Steinbrüche; indeß können sie freilich beydes gewesen seyn. Will man jedoch annehmen, daß aus ihnen die steinerne Pracht Agrigents hervor ging, z. B. ein Tempel des olympischen Jupiters, so müssen sie größtentheils schon verschüttet, und dieß nur ein kleiner Rest derselben seyn; gegen die syracusanischen sind sie wahre Mauselöcher.

Die vier Tempel lagen genau in einer Linie von Osten nach Westen an der südlichen Stadtmauer des alten Agrigents, die sich längs dem Rücken der gedachten Erhöhung

hinzog. Gegen das Meer ist auch diese Anhöhe wild abgerissen, und hinabgestürzte Felsblöcke zeugen auch hier von gewaltsamen Veränderungen; zugleich aber diente dieser steile Abhang der Stadt zur natürlichsten Vertheidigung und einige glauben, daß die Agrigentiner ihre Tempel eben deshalb an die Mauer baueten, um durch ihre Heiligkeit die Wuth stürmender Feinde abzuhalten, und die Unverletzlichkeit jener auf diese übergehen zu lassen.

Eine der göttlichsten Ruinen in ganz Europa ist ohne Zweifel der erste Tempel in der östlichen Ecke, den man gewöhnlich nach der Juno Lucina benennt. Mit großer Pracht erscheint er schon von fern auf der Höhe, während man sich noch durch den Segen des reichen Thales zu ihm hinauf windet; und hier besonders kann man die große Wirkung bewundern, die diese schlanken, frey und klar dastehenden und durch keine Ornamente vermummten Säulen hervor bringen. Dieser Tempel von zwey und funfzig Schritt Länge, und drey und zwanzig Breite, steht offenbar den meisten bedeutendern Kirchen an Größe nach, und dennoch würde selbst der St. Peter, auch wenn er eine minder elende Vorderseite hätte, kleinlich an der Stelle eines so einfachen Gebäudes aussehen. So wie indeß die Alten beständig bemüht waren nur die äußere Form am schönsten und reinsten darzustellen, selten aber das Innere des Gemüths sehr lebhaft auffaßten; wie die herrlichsten Umrisse ihrer Marmorbilder niemals den pathologischen Ausdruck Rafaelischer Köpfe und die unergründliche Seele der Madonnenaugen wieder geben: so scheint es auch, daß man nur allein vor der äußern Majestät dieser griechischen Götterhäuser niederfallen und anbeten könne, die Seele aber keinesweges in ihrem kleinen, bedrückten und

kerkerähnlichen Innern, wie in unsern gothischen Kirchen durch strebende Säulen und hohe Spitzgewölbe, empor gehoben wurde. Freilich wenn die Heiligkeit unserer Gotteshäuser besonders von dem magischen Dunkel, das viele den gothischen Gewölben zuschreiben, abhinge; so müßte die ägyptische Nacht dieser heidnischen Tempel, welche gewöhnlich nur durch das sparsame, gelegentlich zur Thür hereindringende Licht und Lampen erleuchtet wurden, eine unendlich größere Wirkung hervor gebracht haben. Die Alten hüllten, gleich allen Heiden, wie die wichtigste Masse ihrer religiösen Ideen, so auch das Innere ihrer Tempel in mystisches Dunkel. Man kann dagegen das römische Pantheon und ähnliche Rotonden, die von oben sehr schön beleuchtet waren *), nicht anführen; die Griechen bauten höchst selten gleiche, und nur eine Stelle**) in Plutarch läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit auf eine Kuppel deuten. Helle und Klarheit aber ist der Charakter des Christenthums und seiner Kirchen.

Innerhalb der Colonnaden war im länglichen Viereck die sogenannte Cella aufgebaut, mit ringsum dichten Mauern, und oben durch ein plattes Dach zugedeckt; da nun überdieß, außer dem Raum zwischen den Säulen und der Mauer der Cella, in dieser auch noch im Vorder- und Hintergrunde zwey bis drey kleinere Abtheilungen angebracht waren: so liegt am Tage, daß für den freien Raum der Cella nicht einmal die Hälfte der ganzen Tem-

*) So z. B. hatte der Weihetempel zu Eleusis oben im Dach ein Lichtloch (ὀπαῖον) s. Plutarch. Pericl. c. 13.

**) Man vergl. Plutarch. vit. Periclis cap. 13. über das Odeum zu Athen.

pellänge und Breite übrig blieb; folglich mußte das Ganze ein düsterer, kerkermäßiger Kasten seyn, bey diesen, schon größeren, Gebäuden in Girgenti etwa fünf und zwanzig Schritt lang und zehen höchstens breit. Die Opfer geschahen bekanntlich im Pronaos oder der Vorhalle, sonst würde auch die Cella eine scheußlich stinkende Garküche geworden seyn; indeß haben die Tempel durchaus nicht alle dieselbe Einrichtung, so wenig als die Theater; das Tauromenitanische ist z. B. gänzlich von dem Pompejanischen verschieden.

Diese herrlichen Denkmäler des Alterthums sind unzählig oft und noch neuerdings, als wir uns in Sicilien befanden, von einem Engländer aufs genaueste vermessen und beschrieben worden; daher begnügen wir uns nur weniges besondere anzumerken. Der Junotempel steht auf einer aus ungeheuern Quadern, ohne Mörtel, terrassenförmig erbauten Substruktion, die wenigstens so hoch ist, als ein Stockwerk eines gewöhnlichen Hauses. Alle Tempel haben sechs Säulen in die Breite, und dreyzehn, die Ecksäulen doppelt gezählt, in die Länge, welches Verhältniß bekanntlich die Griechen für das passendste hielten, und es ist sonderbar, daß der Baumeister des herrlichen Porticus des Markus Agrippa in Rom von der Norm abging, und acht Säulen in eine Linie stellte. Der Eingang in den Tempel führt über sehr hohe Stufen; wie denn überhaupt die Alten niemals verstanden bequeme Treppen zu bauen. Am Eingang in die Halle liegen gleichfalls Treppen, deren Zweck aus den im Concordientempel an derselben Stelle angebrachten klar ist. Sie führen auf den Dachboden des Gebäudes. Den ganzen Tempel nämlich sammt dem ihn umgebenden Säulencorridor deckte ein plattes

Dach, über welchem ein zweytes etwas spitz zulaufendes, doch oben wieder plattes Dach gedeckt war, wie dieß die Gestalt der wohlerhaltenen Giebel am Concordientempel beweist; in demselben waren Oeffnungen angebracht, die theils dazu dienten Licht in den Dachboden des Tempels zu bringen, theils auch selbst in diesen Zwischenraum hinein zu steigen. Im Hintergrunde ist die Cella durch eine Mauer quer durchschnitten, und der abgeschnittene kleine Theil stand durchaus mit der übrigen Cella in keiner Verbindung, sondern in diesen engen Raum muß ein besonderer Eingang von der entgegengesetzten Seite der Cella geführt haben. Vielleicht war dieß das Abyton oder das Allerheiligste. Uebrigens war der Tempel, ringsum im Viereck, von einer Mauer umgeben, und vor dem Haupteingang desselben sieht man große Substruktionen, wie Sitzreihen, zu welchen auch von der Seite besondere Aufgänge führen. Vermuthlich dienten diese Sitze für das zahlreichere Volk bey besonderen Feierlichkeiten. Die Werkstücke sind ohne Mörtel, und doch hat man in spätern Zeiten hin und wieder welchen hinein geschmiert. Die dreyzehn Säulen der Nordseite stehen unversehrt.

Der darauf folgende Concordientempel ist früher zu einer Kirche des heil. Gregors gemacht, und daher fast ganz erhalten worden; nur sind die Mauern der Cella modern nebst einigen Theilen des Daches; und jene sind bogenförmig durchbrochen, wie sie die Alten nie hatten. Sonst ist an Bauart und Größe dieser Tempel ganz genau dem vorigen gleich. Um die größern Werkstücke z. B. der Architraven in die Höhe zu heben, schnitten die Alten an zwey gegenüber stehende Seiten derselben eine ziemlich tiefe Falze in Gestalt eines Halbzirkels, so daß natürlich ein zapfen-

förmiges Stück des Steinblocks hervorragte, um welches das Tau, in die Falze hinein gelegt, herumgeschlungen wurde; dieß geschah auf der gegenüber stehenden Seite gleichfalls, nun hob man den Block, schob ihn an seinen Gesellschafter fest an, indem das zapfenförmige Stück nicht über die Fläche des Steines hervorragte, und zog das Seil aus der Falze heraus, oder man pflegte auch eine Vertiefung in Gestalt eines Trapeziums, dessen kleinere parallele Seite oben liegt, in den Block zu meißeln, schob in diese drey feste Hölzer (beynah wie Stiefelhölzer) jenen zu heben; lag das Werkstück an seiner Stelle, so wurde das mittlere Holz, welches blos dazu diente, seine beyden Nachbarn in die Winkel zu drängen, herausgezogen und so gewannen jene Platz gleichfalls ihre Stelle zu verlassen.

Der diesem letzten zunächst liegende Tempel des Herkules ist ein wüster Haufe kolossaler Ruinen von wild verwachsenem Gesträuch umgeben. Weit ordentlicher und klärer dagegen sind die Trümmer des Jupitertempels, des größten, den nach Diodors Aussage das Alterthum hatte. Man unterscheidet ganz gut das Plateau auf dem die Cella stand, und die ungeheuern Substruktionen. Er ward bekanntlich niemals vollendet, sondern gerade als das Dach aufgesetzt werden sollte, von den Karthagern zerstört. Die Länge von hundert und funfzig Schritt kommt mit den drey hundert und vierzig Fuß des Diodor ziemlich genau überein; ein Gebäude also, das halb so lang wie der St. Peter war, setzte das ganze Alterthum in Erstaunen. Und dennoch mag er schwerlich ein so imposantes Aeußere, selbst als weniger große Tempel gehabt haben, da die Größe seiner durch Zwischenmauern verbundenen Riesensäulen unmöglich so gewaltig wirken konnte, als wenn sie frey

gestanden hätten. Die Säulen standen nach außen zu im Halbzirkel von zwanzig Fuß Umkreis, aus der Mauer heraus, und in ihren Riefen konnte wirklich, was jener alte Scribent behauptet, ein menschlicher Körper stehen. Inwendig im Tempel traten die Säulen viereckig, wie Pilaster, von zwölf Fuß im Durchmesser, heraus; wir maßen etwa fünf Schritt, welches also ziemlich genau mit der alten Angabe zusammen stimmt. Die Trümmer der Tempel erstrecken sich noch an funfzig Schritt weit westlich über seine eigentliche Gränze hinaus. Die Breitenangabe des Diodor von sechszig Fuß scheint sich blos auf den innern Raum der Cella zu beziehen, denn sie steht erstlich mit der Länge in gar keinem Verhältniß, indem gewöhnlich die Breite fast die Hälfte der Länge ist und der Augenschein beweist, daß der Tempel an sechszig Schritt, also über ein hundert und zwanzig Fuß, welches Verhältniß zu hundert und funfzig Schritt ungefähr passen würde, in der Breite hatte. Der Tempel hatte inwendig drey Schiffe, und jedes war zwanzig Schritt breit, welches noch deutlich zu erkennen. Auf den Säulen, deren Höhe der trajanischen zu Rom von hundert und zwanzig Fuß gleich kam, standen Giganten als Caryatiden, und da man noch heut die Reste derselben findet, so nennt das Volk diesen Tempel „Gigantentempel.“ Es ist indeß die Frage, ob diese Gigantentrümmer nicht vielmehr Ueberreste der an der östlichen Seite des Tempels einst im Bassorilievo dargestellten Gigantomachie seyn. Die Ruinen selbst müssen die größten Veränderungen erlitten haben, und vermuthlich ist ein großer Theil der Steinblöcke weggeschleppt worden, sonst könnte das mittlere Plateau nicht so frey stehen, und es müßten sich weit mehr Trümmer vorfinden, als gegen-

wärtig um die Seiten herum liegen; wie denn auch der Molo des Girgentiner Hafens aus einem Theil der Trümmer erbaut ist; die Reste des weit kleineren Herkulestempels bilden einen völligen Hügel, so wie sie wild durch einander gestürzt sind.

Die Mauer, an welcher die vier Tempel liegen, ist noch stückweise zu sehen; sie war theils aus Werkstücken aufgeführt, theils in natürlichen Fels gehauen. In der Mauer selbst sind Begräbnisse angebracht ganz nach der Form der Columbarien, nur mit dem Unterschiede, daß zwey Oeffnungen unter der großen, halbzirkelförmigen Wölbung neben einander liegen, die Gestalt eines länglichen Vierecks haben, und so groß sind, daß sie die ganzen Körper aufnehmen konnten; folglich dienten sie nicht zu Aschenbehältern, wie die Columbarien, sondern waren wirkliche Gräber. Ferner sieht man in der Stadtmauer Ueberbleibsel einer alten Wohnung, die vielleicht ein Soldatenquartier war. Nicht weit davon liegt ein antiker halb verschütteter Brunnen oder Wasserhälter, er hat ganz die Gestalt einer weitbauchigen, in einen engen Hals zusammen laufenden Bouteille; auf dem Minervenhügel ist ein gleicher zu sehn.

Durch den Bruch des Berges hindurch, auf dem sonst Acragas lag, ist ein Stollen in lebendigen Fels getrieben, dessen Mündung etwa zwey Mann hoch und nicht breiter ist, als ein menschlicher Körper; man will in ihm eine Leitung der Phäacischen Kloaken entdecken, welche die Agrigentiner, nach der glücklichen Schlacht am Himera, durch die große Menge Carthagischer Kriegsgefangner, erbauen ließen, und nach ihrem Architekten Phäar nannten. Sie dienten eigentlich als Wasserleitungen, und noch heute rieselt

Wasser durch diesen Kanal, der indessen keinesweges als ein so ungeheures Werk zu betrachten, und da er sich weiterhin noch mehr verengt, z. B. mit den römischen Kloaken nicht in Vergleich zu stellen ist. Wenn Diodor die phäacischen Kanäle mit Recht als etwas außerordentliches gerühmt hat, so ist zu vermuthen, daß dieses nur ein kleiner Nebenarm derselben ist, und weit größere zu Grunde gegangen seyn. Ja es ist vielmehr als gewiß anzunehmen, daß dieser Stollen nicht aus jenen Zeiten herstammt, sondern vielleicht erst im Mittelalter von den Saracenen, die auch bey der bekannten Oelquelle Stollen in die Seiten des Berges trieben, angelegt wurde, da Diodor ausdrücklich sagt, man hätte die phäacischen Kanäle aus gehauenen Steinen gebaut. Er leitet das Wasser in ein sehr jähes Thal hinab, das, wie mehrere andere, die alte Stadt Acragas durchschneidet, die überhaupt eine sehr unebene, für Wagen beynah unzugängliche Lage gehabt haben muß.

Unweit liegen noch einige Alterthümer von geringer Bedeutung: ein Haus ganz nahe an jenem Kanal, dessen Substruction vielleicht antik seyn kann; in einer anjetzt mit den blühendsten Kornfeldern, Feigen- und Johannisbrotbäumen bedeckten Ebene einige Quadern, die dem Forum von Acragas angehören sollen, vielleicht deshalb nicht ohne alle Wahrscheinlichkeit, weil diese kleine Ebene die einzige in der alten Stadt sein mußte; weiter hinauf auf dem nahen Hügel die Trümmer eines Tempels, den man gewöhnlich dem Vulcan weiht; da indeß der vulkanische Hügel jenseit des Acragas oder Drago liegt, dieser aber doch wahrscheinlich den Tempel seines Gottes trug, so ist zu vermuthen, daß jener Tempel einem andern Gotte, etwa dem Castor und Pollux, die in dieser Gegend ein Heilig-

thum hatten, geweiht war. Uebrigens steht vom ganzen Tempel nichts, als zwey sehr zerfressene Säulen; die Stelle der Cella hat ein herrlicher Blumengarten eingenommen. Am Abhange des Minervenhügels kann man leicht die quadratförmigen Substruktionen eines Tempels entdecken, der nach der gewöhnlichen Angabe der Ceres geweiht gewesen seyn soll. Noch geringer aber sind die Spuren des Tempels des Jupiter Atabyrius auf eben diesem Hügel; kaum verlohnt es der Mühe dergleichen Alterthümer aufzusuchen. Eben so unbedeutend ist das Grabmal des Theron, oder wenigstens die Ruine, welche dafür ausgegeben wird; höchstens kann dieses kleine Gemäuer, ohne allen architektonischen Werth, nur ein unbedeutender Rest des Monuments seyn, das nach Diodor außerordentlich groß war, und überdieß während der Belagerung der Karthager vom Blitz zerrissen wurde. Andere glauben, daß es das Denkmal eines Siegerrosses sey.

Für eine besondere Naturmerkwürdigkeit von Girgenti wird die schon von Plinius *) und Solin erwähnte Oelquelle gehalten; wirklich sollte keinen Reisenden der angenehme Spaziergang zu ihr durch die lieblichen Thäler der Stadt verdrießen. Auf dem rechten Ufer des Acragas im Thale, unterhalb des sogenannten vulkanischen Hügels, fließen zwey Quellen hervor und bilden zwey kleine Wasserbecken; das größere derselben hat etwa zwanzig bis fünf und zwanzig, das kleinere funfzehn bis zwanzig Schritt im Umfang; beyde fließen in den Acragas ab, und sind eben die Teiche, auf denen nach der Aussage jener alten Schrift-

---

*) Der Autor erzählt Nat. Hist. 35. 15. daß sich die Agrigentiner dieser öligten Substanz in den Lampen bedienten.

steller Oel schwamm. Leider war die Sonne, als wir uns an den Quellen befanden, schon hinter die westlichen Hügel gesunken, und wir konnten das Oel selbst nicht schwimmen sehen, was, nach Aussage unserer Führer, bey hellem Sonnenschein sehr genau von dem Wasser der kleinen Teiche zu unterscheiden seyn soll; desto auffallender dagegen verspürten wir den Oelgeruch, er überzeugte uns völlig vom Daseyn öliger Theile; auch haben die Saracenen, in deren Gewalt bis tausend und sechs und achtzig, als Roger sie ihnen abnahm, sich die Stadt befand, in der Hoffnung, wahrscheinlich eine völlige Oelmine zu finden, an der einen Quelle einen Stollen in den Fels hinein treiben lassen.

Geht man von diesen Oelquellen hinab und über den Acragas hinüber, so gelangt man in ein ziemlich enges von Hügeln rings umschlossenes Thal, in welches, nach der allgemeinen Meinung, der große Fischhälter versetzt wird, den die Agrigentiner gleichfalls durch die in der Schlacht am Himera gefangenen Karthager zur Belustigung der Stadt anlegen ließen. Diodor erzählt im elften und dreyzehnten Buch, es sey ein Teich von sieben Stadien, etwa dem sechsten Theil einer teutschen Meile, im Umfange, und zwanzig Ellen Tiefe gewesen, und in ihn hätten die Bürger mehrere Wasser geleitet. Wo sich dieser große Fischteich befand, gibt der Schriftsteller nicht genau an, er meldet nur, daß er außer der Stadt befindlich gewesen; deshalb ist die Frage, ob diese Stelle, unterhalb des vulkanischen Hügels, auf dem linken Ufer des Acragas, nicht noch zur Stadt gehörte, denn der Hügel, auf welchem die südliche Stadtmauer von Osten her nach dem Acragas zu lief, stößt noch unterhalb dieses Thales an den Fluß an. Ferner ist dieses Thal so uneben und eng,

daß sich in demselben kaum ein Teich von sieben Stadien im Umkreise denken läßt. Vielleicht also muß man ihn etwas weiter hinaus in die tiefer liegende Ebene setzen, die der Stadt doch noch immer nahe genug liegt, und der man leicht die Wasser zuführen konnte. An eine Spur desselben ist natürlich nicht zu gedenken, da schon Diodor berichtet, der Hälter sey mit sammt den Kanälen längst zu Grunde gegangen; denn der in den Fels getriebene Stollen, dessen Spuren man noch sieht, mag wohl auch aus späteren Zeiten herrühren, wenigstens erwähnt Diodor keinen Aquäduct, und es ist höchst wahrscheinlich, daß man ihn durch die Wasser des Acragas und des kleinen Flusses, der in ihn fällt, der aber im Alterthum eine Zeit lang nicht existirt haben soll, bewässerte.

Sieben Millien von Girgenti liegt der höchst interessante und originelle Schlammvulkan, die Maccalubba genannt. Mit zwey freundlichen Führern zogen wir über die Höhen und durch die Thäler, die Girgenti nordwestlich umringen, und mit den schönsten Mandelbäumen geziert sind; ihre Zweige waren mit üppigen Fruchtfüllen beladen, und als unsere Führer bemerkten, wie schön sie uns vorkämen, rissen sie gleichgültig die zarten Aeste herunter, als wären es gemeine Weiden, und beschenkten uns damit. Bald lenkt der Weg von der Heerstraße westlich ab, und wendet sich durch unbebaute öde Steppen und dürre Hügel zu dem Vulkan hin. Mit einem Mal ist aller Reiz der Landschaft, jede Fruchtbarkeit des Bodens verschwunden; solche Kontraste sind in dieser wunderbaren Insel nichts seltnes. Der Vulkan selbst, ein Hügel von etwa zwey bis drey hundert Fuß Höhe, ist im Aeußern gar sehr von allen seinen Brüdern verschieden; er ist nicht konisch

zugespitzt, sondern ganz rund abgeplattet; natürlich nicht mit Lava, sondern über und über, ohne alle Vegetation, mit gedörrtem Schlamme bedeckt, den er nach und nach ausgeworfen, daher das Ganze ein düsteres, ekles Ansehn hat. Er hat keinen großen Krater, sondern unzählig viele sehr kleine. Der vulkanische Hügel nämlich ist über und über mit kegelförmigem aus Schlamm bestehenden Haufen bedeckt; auf ihren Spitzen sind die kleinen Krater mit schlammigtem Wasser angefüllt, das, als ob es kochte, beständig Blasen wirft, ob schon es ganz kalt ist. Der beträchtlichste dieser kleinen Vulkane, deren manche nicht größer als ein Maulwurfshaufen sind, hatte etwa funfzehn Schritt im Umkreise; sein mit Wasser erfüllter Krater schien ziemlich tief und mit kleinen Höhlen, vielleicht erstorbene Vulkane, unterminirt zu seyn. Als im Jahr achtzehn hundert und elf der letzte Ausbruch erfolgte, spieen diese kleinen Vulkane alle, und die Schlammsäulen stiegen etwa zehn Fuß hoch; der ganze Hügel und die zunächst umliegende Gegend wurden von heftigem Erdbeben erschüttert. Schwefelgeruch oder Geschmack verspürt man nicht; blos eine Menge Kalkspath liegt zu Tage. Dieser ganze vulkanische Hügel hat eine ebene Oberfläche von etwa drey hundert funfzig Schritt im Durchmesser *).

Die Sonne brannte glühend auf dem Rückwege zwischen den öden Bergen; bald aber gelangten wir wieder in fruchtbare, kühle Gefilde voll herrlicher Speltsaaten. Wir

---

*) Es ist nicht recht einzusehen, wie man die Nachricht des Strabo im sechsten Buch (pag. 421. ed. Almel.) „es befänden sich in der Nähe von Agrigent Seen, die zwar wie Meerwasser schmeckten, allein eine ganz besondere Beschaffenheit hätten: in ihnen sänke nämlich niemand zu Boden," auf diesen Schlammhügel deuten konnte.

sahen hier einen Bauer ackern mit einem Pfluge, der so roh gemacht war, daß man glauben mußte, die Cyclopen hätten sich schon solcher bedient, wenn uns nicht Homer ausdrücklich berichtete, daß diese gar keinen Ackerbau getrieben hätten. An einem geraden starken Baume, der die Stelle der Deichsel vertrat, war vorn ein wagerechtes Querholz angebracht, welches zweyen Stieren über die Stirn gelegt war, hinten aber an demselben Baum war ein senkrechtes Holz in etwas schiefer Richtung angebracht, dessen unterer Theil, als Pflugschaar dienend, in der Erde wühlte, am oberen lenkte der Bauer das Ganze, so daß also der Pflug nur aus drey Hölzern bestand. Dieß ist der einzige Bauer gewesen, den wir während unsers Aufenthalts auf der Insel pflügen sahen, es scheint daher, als ob das, was Homer von den Cyclopen sagt, noch auf die heutigen Insulaner passe:

„Und in das Land der Cyclopen, der ungesetzlichen Frevler,
Kamen wir, welche, nur den unsterblichen Göttern vertrauend.
Nirgend bauen mit Händen, zu Pflanzungen, oder zu Feldfrucht;
Ohne des Pflanzers Sorg' und der Ackerer steigt das Gewächs auf,
Alles, Weizen und Gerst und edele Reben, belastet
Mit großtraubigem Wein, und Kronidns Regen ernährt ihn."
Voß.

Heiße Schweißtropfen vergießend, stiegen wir gegen Mittag den steilen Acragas oder eigentlich Camicus hinan, indeß erquickten uns im freundlichen Dominikanerkonvent sehr bald die goldenen Früchte des Südens.

Zwey und funfzigstes Kapitel.

Agrigent.

Wie unendlich ist es nicht zu bedauern, daß wir von einer der herrlichsten griechischen Pflanzstädte, die in ihrer blühendsten Periode, etwa vier hundert Jahre vor Christo, über zwanzig tausend stimmfähige Bürger, an zweymal hundert tausend fremde Schutzverwandte, im Ganzen aber, Sclaven und Einsassen nebst Weibern und Kindern mit eingerechnet, an acht mal hundert tausend Einwohner gehabt haben soll, so wenig sichere und ausführliche Nachrichten besitzen. Und dennoch war diese außerordentliche Stadt im Glück niemals träge, im Unglück fest entschlossen, fast in alle Katastrophen der Insel verwickelt, erlitt selbst die mannigfaltigsten Umwälzungen der Verfassung, sah großen Begebenheiten nie müßig zu, dämmte sich zuerst der punischen Tyranney entgegen; die Trophäen des glorreichen Tages am Himera verdankte Sicilien, außer Gelons Talenten, ganz besonders der Thätigkeit des Theron, und den Anstrengungen der Agrigentiner; blutige Niederlagen drückten die Stadt nicht zu Boden, und mehrmals stieg sie aus den schlimmsten Verheerungen blühend empor. Wenn auch ihre Flotte keinesweges den mächtigen Syracusern, geschweige den seeherrschenden Puniern gewachsen war, so trugen doch ihre reichbeladenen Kauffartheyfahrer unermeßliche Schätze nach Hause, und machten, besonders, den Segen der agrigentinischen Gegend nach der damals noch unangebauten Nordküste Libyens führend, das reiche Karthago zinsbar. Gränzenlos soll daher der Ueberfluß an allen Bequemlichkeiten und Zierden des Lebens

gewesen seyn, der sich um diese Zeit über die Stadt verbreitet hatte, und wir würden die Erzählungen der alten Scribenten für übertrieben halten, wenn nicht die ungeheure Kolossalität der wenigen Trümmer, die sich gegen die gewaltsamsten Zerstörungen seit zwey tausend zwey hundert Jahren behaupteten, und die außerordentliche Ergiebigkeit und Milde der Natur uns die Wahrheit ihrer Berichte verbürgten. Unermeßlich war die Beute an herrlichen Kunstwerken, die, nach der Eroberung der Stadt im Jahre vier hundert und vier, der Karthager Himilcar seinen Landsleuten als Trophäen zusandte. Desto mehr aber verdient der feste Charakter dieser alten Sicilianer unsere Achtung, dessen Spannkraft Glück, Ueppigkeit, Reichthum und Ueberfluß nicht zu lähmen im Stande waren; wenigstens bewährte er sich gerade bey der letzten Katastrophe der unglücklichen Stadt aufs herrlichste; denn nachdem sie mehrere Monate der überlegenen Macht Karthagos ohne Furcht und Wankelmuth die Stirn geboten, beschlossen sie, von ihren Söldnern verrathen, ihren Bundesgenossen verlassen und dem äußersten Hunger bezwungen, lieber, gleich den hartnäckigen Phocäern, die Mauern ihrer Vaterstadt zu verlassen, als das Joch der Punier zu ertragen. Viele zogen indeß einen freywilligen Tod fremder Sclaverey und der Auswanderung vor, und begruben sich unter den Ruinen ihrer Häuser; die übrige Menge bedeckte die Straße nach Gela, und man sahe selbst Jungfrauen, in Weichheit und Wohlleben erzogen, die Beschwerden der angestrengten Flucht mit Fassung ertragen. Ja selbst in späterer Zeit, als die Römer sich mit dem Fett Siciliens nährten, und von dem alten, kraftvollen Agrigent schon längst nichts mehr übrig war, als gleichsam Haut und Knochen,

zeigte sich dennoch in dem kleinen Ueberrest seiner Bürger alte Kühnheit und Regsamkeit, da Verres seine räuberischen Hände an ein der ganzen Stadt werthes Heiligthum, die Statue des Herkules, legen wollte. Alt und jung bewaffnete sich schleunig, und mit Hieben und Steinwürfen jagte man die Rotte des römischen Prätors davon. Wenigstens schreibt auch Cicero die Vorsichtsmaßregel des Verres, die Statue bey Nacht rauben zu lassen, besonders der Entschlossenheit und Rüstigkeit der Agrigentiner zu.

*) Noch weit spärlicher als über die Schicksale der Stadt, sind wir über die Lage und Topographie derselben unterrichtet. Aus dem, was Diodor im eilften und dreyzehnten, Polybius im ersten und neunten Buch und andere Schriftsteller z. B. P[illegible]n und Plutarch noch abgerißner uns mittheilen, läßt sich eben so wenig ein richtiges Bild des alten Agrigents zusammen stellen, als aus den elenden Trümmern der heutigen Stadt; obgleich Casaubonus (Strabo p. 421. ed. Alm.) und andere, z. B. Ernesti aus den miserablen und mageren Notizen des Polybius eine „genaue und sorgfältige Beschreibung" der Stadt herauszulesen verstanden. Wem indeß die oberflächliche, ungelenke und verworrene Manier bekannt ist, mit der die Alten sich gewöhnlich über geographische Gegenstände auszudrücken pflegen, selbst wenn sie sich auf ganze Länder beziehen, dem wird die Unlauterkeit der alten Quellen bey einer wenn auch noch so beträchtlichen Stadt nicht auffallen.

Zwey kleine Flüsse, die, einer von dem andern etwa drey Viertel Meilen entfernt, fast parallel laufend, sich

*) Man vergleiche den zugehörigen Plan von Agrigent.

ins Libysche Meer ergießen, schlossen sonst Agrigent ein. Der westliche ist der alte Acragas, nach welchem Stadt und Hügel benannt waren, eben der heutige Drago, auch wohl anonym Fiume di Girgenti genannt. Am Ausflusse desselben hatten die Agrigentiner ihr Emporium oder Hafen, von dem indeß heut durchaus keine Ruinen mehr vorhanden sind, auch hat die See jegliche Krümmung des Ufers abgeschliffen. Der östliche *) Bach ist der Hypsas der Alten, heute Naro genannt. Er bespühlt die östliche Seite Agrigents, so wie der Acragas die westliche, zwischen beyden Flüssen dehnt sich vom Meere landeinwärts wohl eine halbe Meile lang eine große Ebene; dann erheben sich auf beyden Seiten und zwischen den Flüssen eine Menge ziemlich steiler Hügel, und der Boden nimmt auch in niedrigeren Partieen durchaus den Charakter der Unebenheit an. Diejenigen Hügel, welche innerhalb des Acragas und Hypsas liegen, nahm Agrigent ein; sie werden nördlich im Rücken von einem tiefen Thale begränzt, das sich von einem Flusse zum andern zieht, so wie südlich von der, sich nach dem Meere zu ausbreitenden Ebene. Es sind ihrer vornämlich fünf. Drey davon liegen westlich am Acragas, gleichsam in einer Gruppe zusammen, nämlich der Camicus, der Minervenhügel und der Acragas. Der Camicus ist der westlichste, der Minervenhügel liegt östlich von ihm und nördlich vom Acragas. Letztere beyde werden östlich durch ein von Norden nach Süden ausgestrecktes Thal von den beyden andern Hügeln geschieden, deren nördlichster ohne Zweifel nicht bebaut war, da man nie einige Trümmer auf ihm gefunden; der südlich von ihm liegende trug

*) Polybius B. 9. läßt den Hypsas westlich von der Stadt fließen.

die Neapolis von Agrigent. Natürlich mußten sich von jeher in dem Thale, welches die drey westlichen Hügel am Acragas von den beyden östlichen am Hypsas trennte, die Wasser der anstoßenden Höhen sammeln, und ihren Weg durch die Ebene ins Meer nehmen, oder sie flossen, wie heut geschieht, in den Acragas ab, noch vor dessen Ausfluß ins Meer. Man nennt diesen Bach Fiume di San Biagio, und wenn seiner die Alten auch nicht erwähnen, so ist es keinesweges deshalb nöthig, ein späteres Entstehen anzunehmen. Will man aber dennoch wahrscheinlich finden, daß dieser Fluß des heiligen Blasius nicht von jeher denselben Lauf gehabt habe, so scheint die Meinung des Don Giuseppe Maria Pancrazi antichità Siciliane spiegate. II Vol. fol. Napoli 1752. nella stamperia di Alessio Pellecchia, ziemlich wahrscheinlich, daß nämlich die Karthager und später die Römer, als sie ihr Lager zwischen dem Acragas und der Neapolis in der südlichen Ebene durch einen Graben deckten, in demselben die Wasser jener Hügel sammelten, und dem Acragas zuführten, während sie sich vielleicht früher eigenthümlich in die See ergossen.

Die eigentliche Stadt Agrigent lag also auf den drey Hügeln zwischen dem Acragas und dem Flusse des Sanct Blasius, nämlich auf dem Camicus, dem Minervenhügel (collis Minervalis, λόφος Ἀθηναῖος) und dem eigentlichen Acragas, den Virgil in den Worten „Arduus inde Acragas ostentat maxuma longe moenia“ meint, und ihre Theile waren folgende: erstlich die Stadt Camicus nach dem Hügel, der sie trug, benannt. Von hier aus hat sich Agrigent über die umliegenden Hügel verbreitet, und hier auf seinen alten Sitz und Ursprung ist es jetzt

wiederum zurück gekrochen; Cocalus und sein Schützling, Dädalus, sollen hier den ersten Grund zur Stadt durch das Kastell, welches sie hier erbauten, gelegt haben.

Nach und nach deckte sich der Hügel mit Häusern bis gegen den Acragas herunter, und bildete so den zweyten Theil der Stadt, nämlich Agrigent am Camicus. Dieser Hügel blieb, um seiner von Natur herrlich befestigten Lage willen, immer ein Kastell und Hauptschutzwehr der Stadt, denn nördlich ist er von tiefen Schlünden umgeben, und westlich, gegen den Acragasfluß zu, durch Natur und Kunst befestiget; deshalb griffen ihn, als den Schlüssel zur Stadt, ganz besonders die Römer, und wahrscheinlich auch die Karthager an; auch nahm von ihm ausziehend Hanno, den jenseits des Acragasflusses liegenden Hügel Toros ein; indeß spricht Polybius im neunten Buche keineswegs von ihm, sondern vom Minervenhügel. Auf dem Camicus hatte der Jupiter *Πολιευς* einen Tempel, dessen Ruinen man jetzt in einer girgentischen Kirche entdecken will.

Drittens der Minervenhügel, heut le Forche genannt, eigentlich eine Fortsetzung, in östlicher Richtung, des Camicus; so daß also die Stadt im Norden vom Acragasfluß bis zu dem des heil. Blasius, eine lange Hügelreihe bildete. Der Minervenhügel kann nur sehr uneigentlich als ein Theil der Stadt Agrigent angesehn werden; er ist so schmal und nach allen Seiten zu so steil und abgerissen, daß er, außer dem Kastell und ein paar Tempeln, wohl wenig von der Stadt, auf seinem Rücken getragen haben mag. Polybius gedenkt des furchtbaren

Schlundes, der sich nördlich hinter diesem Hügel befindet, wenn er auch schon jetzt durch Bergstürze eine andere Gestalt erhalten haben mag, und meldet uns, daß aus der südlich unter ihm liegenden Stadt, nur ein einziger Zugang zu ihm hinauf führte. Er war nach einem Tempel der Minerva benannt, und außer demselben hatte auch der Jupiter Atabyrius, eine rhodische Gottheit, welche daher von den Agrigentinern, als rhodischen Kolonisten, besonders verehrt wurde, sein Heiligthum auf diesem Hügel; einige elende Trümmer sollen ihm angehören. Ganz am östlichen Abhange, gegen den Fluß des heil. Blasius hin, sieht man ziemlich wohlerhaltene Substruktionen eines Tempels, der der Ceres und Proserpina angehört haben soll; heut ist eine kleine Kirche auf ihnen begründet. Am südlichen Abhange des Hügels befinden sich die schon erwähnten Steinbrüche.

Viertens die große Stadt am Acragas, das eigentliche Agrigent oder Acragas, südlich vom Minervenhügel in einer sehr festen Lage zwischen dem Acragas und dem Flusse des heil. Blasius, achtzehn Stadien weit vom Meere entfernt. Gegen Norden schützt es, wie mit einem unersteiglichen Wall, der hohe Minervenhügel; gegen Osten senkt sich ein tiefer Abhang, der leicht zu vertheidigen war, gegen den Fluß des heil. Blasius herab; ganz genau aber ist die südliche Begränzung theils in der Richtung der großen Tempelruine am Abhange des Hügels, auf dessen Rücken auch noch theilweise die alte Stadtmauer in östlicher Richtung hinläuft, theils aber auch in eben dem südlichen jähen Abhange des Hügels zu finden, durch welchen die Stadt in Verbindung mit der Mauer und der Heiligkeit

der an ihr erbauten Tempel beschirmt wurde. Wie genau treffen nicht die Worte des Polybius zu „die Mauer sey auf einem rauhen, steilen Fels erbaut, und sowohl durch die Natur des Orts, als auch durch die Kunst der Menschen befestiget.“ In der That sind die Reste dieser großen Mauer theils lebendiger Fels, theils Quadern. Eben so fest und steil ist die westliche Seite des großen Acragas gegen den Fluß zu. Dieß große Viereck, welches einst der blühendste Theil der Stadt war, ist selbst von mehreren Hügeln und Thälern durchschnitten, über welche alle der Minervenhügel hervorragt; indeß sind die Worte Virgils „arduus inde Acragas ostentat maxuma longe moenia“ ohne Zweifel von der großen Mauer am südlichen Abhange des Acragasberges zu verstehen, die allerdings weithin über die darunter-liegende Ebene bis aufs Meer zu sehn seyn, aber auch zugleich die Pracht der dahinter erbauten Tempel verbergen mußte. Am Junotempel sind indeß mit dem Terrain sicher Veränderungen vorgegangen, denn er steht so nahe am Abgrunde, daß die Mauer keinen Raum gehabt hätte; die im Thale liegenden Felsstücken bezeugen die Revolution. Von dieser südlichen Gränze der Stadt bis ans Meer waren achtzehn Stadien, oder drey Achttheil einer teutschen Meile. Sonst hat die lange Zeit jede Spur des herrlichen Acragas weggeätzt.

Wenden wir uns vom Acragas gerade westlich über den Fluß des heil. Blasius durch das Thal, so gelangen wir auf den Hügel, welcher den fünften Theil der Stadt, die Neapolis trug. Von ihr ist indeß bis auf einige unbedeutende Ruinen, die man für Grabmäler ausgibt, gar nichts mehr über der Erde vorhanden. Ihre Ostseite bespühlte der Hypsas, heut Naro. Nördlich von diesem Theil

der Stadt liegt der fünfte Hügel, auf dem sich, nach der Sage der Girgentiner, im Jahr vier hundert vier vor Christo, die Karthager gelagert haben sollen; sie sind davon so gewiß überzeugt, daß sie ihn deshalb „Hügel der Karthager" nennen. Obgleich Diodor mit echt antiker Nachlässigkeit und Unbestimmtheit nichts weiter sagt, als daß „die Karthager, die Stadt von zwey Punkten angreifend, ihr Heer zum Theil auf einigen Hügeln, zum Theil nicht weit von der Stadt aufstellten:" so ist doch aus mehreren Gründen erweislich, daß er keinesweges den sogenannten Hügel der Karthager gemeint habe. Wir wissen, daß die Punier die Grabmäler der Agrigentiner zerstörten, und daß bey dieser Gelegenheit das des Theron vom Blitz getroffen wurde; diese Grabmäler aber, so wie das Denkmal des Theron, befanden sich an der südlichen Mauer des Acragas, folglich berannten die Karthager, in der Ebene, welche hernachmals auch die Römer einnahmen, gelagert, die Stadt offenbar mit dem einen Theil des Heeres von dieser südlichen Seite des Acragas. Hätte nun der andere Theil ihres Heeres sich auf dem Karthagerhügel, nördlich von der Neapolis, gelagert, so konnte er, gänzlich vom ersten Belagerungscorps getrennt, und da die Agrigentiner theils von der Neapolis, theils von Acragas und Minervenhügel aus, das enge Thal, in dem der Fluß des heil. Blasius fließt, beherrschten, von diesem gar nicht unterstützt werden. Ferner, wenn die Karthager diesen Theil der Stadt blockirt hielten, so hätten die Agrigentiner auf keine Weise nach Gela flüchten können, als sie Hunger, Verrath und Verzweiflung nöthigte, ihre Vaterstadt zu verlassen.

Wir betrachten nun kürzlich die Umgebungen der Stadt.

Die Hügelmasse zwischen dem Hypsas und Acragas, auf der das alte Agrigent lag, ist nach allen Himmelsgegenden zu mit tiefen Gründen und Thälern umgeben, jenseits welcher sich neue Hügel und Berge erheben, außer gegen Süden, wo, wie schon angemerkt worden, sich eine weite Ebene bis an das Meer erstreckt. Diese Ebene aber ist gerade doppelt wichtig, da sie das Lagerfeld eines Theils des römischen und karthaginensischen Heeres war, und deshalb auch noch jetzt „Il Campo Romano" genannt wird. Als im Jahr vier hundert und viel Himilcar und Hannibal Agrigent einnahmen, hatte, wie eben bemerkt wurde, ein Theil ihres Heeres hier sein Lager, welches mit Wall und Graben befestigt wurde; und hernachmals als Hiero zu den Römern übergegangen war, und diese Agrigent, welches die Punier zu ihrem Hauptwaffenplatz gemacht hatten, mit aller Macht angriffen, während die Agrigentiner weiter nichts thun konnten, als ihr Schicksal zitternd erwarten: theilten die römischen Consuln das Heer in zwey Theile, und stellten den einen in der Gegend des Aesculaptempels, acht Stadien weit von der Stadt, in derselben südlichen Ebene, den andern Theil aber westlich, am Wege nach Heraclea auf; den Zwischenraum beyder Läger befestigten sie mit doppelten Gräben, einem gegen die Stadt zu, Ausfälle abzuwehren, den andern gegen das Meer zu, um sich gegen Angriffe im Rücken sicher zu stellen, und nichts in die blockirte Stadt einzulassen. Im fünften Monate der Belagerung, als die karthagischen Feldherren durch Hunger in der Stadt selbst aufgerieben zu werden fürchteten, beschlossen sie sich zu trennen, und Hanno, aus der Stadt brechend, besetzte einen westlich von der Stadt gelegenen, zehn Stadien von dem am heraklei-

schen Wege aufgeschlagenen Lager der Römer entfernten Hügel, mit Namen Toros, und schlug hier im Angesicht der Römer sein Lager auf, während Hannibal mit dem Rest des Heeres in der blockirten Stadt zurück blieb. So blieben sich beyde Parteyen zwey Monate ruhig einander gegenüber; endlich aber als Hannibal durch unaufhörliche Brandzeichen und Boten den auf dem Toros gelagerten Puniern zu verstehen gab, daß er dem Hunger nicht länger widerstehen könne, so führte Hanno seine Truppen aus dem Lager; dasselbe thaten die Römer, die nicht wenig drückender Mangel plagte, und man lieferte sich in dem Zwischenraume beyder Läger eine Schlacht, deren nächste Folge war, daß die Karthager Agrigent verließen, die Römer aber es einnahmen und plünderten.

Wenn nach dem, was wir eben gesagt haben, es ziemlich wahrscheinlich ist, daß die Karthager keinesweges den einen Theil ihres Heeres auf dem nördlich von der Neapolis gelegenen Hügel aufgestellt hatten: so bleibt nichts übrig, als eben diese Hügel westlich von Acragas zu suchen. Gleich südlich vom Camicus am rechten Ufer jenes Flusses liegen, ganz nahe der alten Stadt, zwey kleine Hügel, deren östlichster der Vulkan ist; der andere hat keinen besondern Namen. Es scheint, daß diese es sind, welche die Punier besetzten, denn da der erste Theil ihres Heeres auch ganz nahe an der Stadt, nehmlich an der südlichen großen Mauer des Acragas gelagert war, so mußten sie offenbar, um der Verbindung beyder Heereshälften willen, die zunächst gelegenen Hügel, welches diese beyden sind, in Besitz nehmen.

Daß die Römer gleichfalls ihr Heer auf einem der westlich vom Acragasfluß liegenden Hügel aufstellten, ergibt die Beschaffenheit der Gegend, wenn gleich Polybius weiter nichts sagt, als daß sie sich in der Gegend der Stadt gelagert hätten, die nach Heraclea hinsieht, denn diese ist, außer den beyden erwähnten Anhöhen, noch zunächst mit vier Hügeln besetzt. Südwestlich vom Camicus, und westlich vom Vulkanhügel, eine Strecke jenseits des Acragas, liegt der erste Chinea am vordern, der Stadt zugewandten Theile, am entferntern Monserrato genannt; darauf folgt, am Acragasfluß hinauf, dem Camicus westlich gegenüber, der zweyte Monteaperto; hinter diesen beyden, noch westlicher von der Stadt entfernt, liegt der dritte, Ragubo; der vierte endlich etwas nordwestlich vom Camicus ist eine, etwa eine teutsche Meile entfernte, weiße Spitze, welche die Girgentiner Montedoro nennen. Unmöglich kann er der Torus seyn, auf dem Hanno lag, die Römer würden sich sonst zwischen ihn und die Stadt geworfen haben; auch soll dieser Torus nur zehn Stadien, also noch keine Viertel Meile vom Lager der Römer entfernt gewesen seyn. Eben so wenig konnte Hanno, was einige glauben, den Ragubo besetzen, weil er durch Monserrato und Monteaperto, die der Stadt näher lagen, und die die Römer sogleich occupirt hätten, gänzlich von Agrigent und Hannibal getrennt worden wäre. Wenn dem gemäß, woran kaum zu zweifeln, die Römer, welche sich gegen Heraclea hin aufstellten, die der Stadt und ihrer andern Heeresabtheilung zunächst liegenden Hügel, welches also der vulkanische und der an ihn stoßende unbenannte seyn würden, in Besitz nahmen: so könnte der Torus kein anderer als die Chinea oder Monserrato seyn, um so mehr,

da die Entfernung von vierzehn Stadien ziemlich zutrifft, und die an den vulkanischen Hügel und die Chinea stoßende Ebene hinlänglich Raum zur Schlacht darbot. Hätten die Römer Chinea besetzt: so müßte Hanno den Monte aperto in Besitz genommen haben; allein dann hätte Polybius es wohl ausdrücklich angemerkt, daß sich die Römer auf einem Berge gelagert hätten; daß er der beyden kleinen Hügel, des vulkanischen und seines Gesellschafters, nicht erwähnt, ist allenfalls erklärlich; ferner aber wäre alsdann diese westliche Heeresabtheilung der Römer, von der in der südlichen Ebene am Acragasberge und dem Fluß des heil. Blasius aufgestellten, ungeheuer weit entfernt gewesen, so daß die Karthager unter Hannibal ihre Belagerungslinie hätten leicht durchbrechen können; endlich aber schließt sich die Chinea unmittelbar an Monteaperto an, und ist keinesweges zehn Stadien von ihm entfernt, so daß also kein Platz zum schlagen vorhanden gewesen wäre.

Drey und funfzigstes Kapitel.

Abreise von Girgenti. Weg nach Caltanisetta.

Zwar hatten wir schon einmal von Alcamo nach den Trümmern von Selinus herab die Insel durchkreuzt, allein wir wünschten gern das Innere derselben noch genauer kennen zu lernen, und beschlossen deshalb, von Girgenti aus gerade zu auf den Nabel Siciliens, Castro Giovanni, loszusteuern. Den Abend vor der Abreise stellte sich unsere sämmtliche Dienerschaft ein. Der Koch versicherte, er habe über der Zubereitung unseres Essens Blut geschwitzt; der rußige Spen=

ditore, d. h. Ausgeber, mit seinem zerlumpten Jungen, beschwerte sich, daß er den hohen Acragas und Camicus mehrere Male ha e durchstreichen müssen, um uns stupenden Braten von Zicklein, braves Rindfleisch, alla reale, zu verschaffen, und das Gemüse habe er gar vom Minervenhügel hergeholt. Don Innozenzio, unser wahnsinnige Klosterbediente, suchte seine Verdienste um uns weniger durch Worte, als durch convulsivische Beredsamkeit an den Tag zu legen: er streckte die Hände aus, bog die Knie zusammen, stotterte, strich das Kinn, reckte den Hals und brachte wenig mehr hervor als „Eccellenza Sign. Cavaliere.“ Don Antonio, unser treuer Antiquitäten-Direktor, machte uns noch einmal auf alle stupenden Dinge, die er uns gezeigt habe, und die ungeheuern „giri“ so wie auf die Pracht der alten Tempelruinen von Agrigent, die er uns spiegirt d. h. erklärt habe, aufmerksam, und meinte, jede derselben sey wenigstens einen Säulenthaler werth. Nachdem wir eine Zeitlang disputirt, endlich aber alle zufrieden gestellt hatten, riefen sie vergnügt benedice, benedice! „Seyd uns gesegnet“ drückten uns mit der kindlichsten Treuherzigkeit die Hände, segneten und empfahlen uns dem angelegentlichsten Schutze der heiligen Jungfrau.

Wir begaben uns hierauf zum Padre Rettore, oder dem Abt des Klosters, um ihm den gebührenden Dank dafür zu zollen, daß er uns nicht allein vier Wände, sondern auch vier Matratzen nebst Zubehör hatte zukommen lassen; obgleich im Grunde dieser gastfreye Dominikaner schon einen Theil unserer Erkenntlichkeit sogleich bey unserer Ankunft dadurch anticipirt hatte, daß er uns viele höchst seltene griechische Münzen käuflich überließ, die freilich ihrem unsicht-

baren Gepräge nach zu urtheilen, eben so gut von Nebukadnezar als von griechischen Republiken geschlagen seyn konnten. Auch gefiel dem heiligen Manne gar sehr unser frommer Sinn, da wir ihm noch überdieß einige Piaster zustellten mit der Bitte, für den glücklichen Fortgang unserer Reise ein Paar Messen lesen, und einige Paternoster, Ave Maria, Salve und Credo beten zu lassen.

Tags darauf, den vierten May, waren bey guter Zeit die Maulthiere gesattelt, die Ränzchen geschnürt, und obgleich es ziemlich früh war, so öffneten sich doch viele Fenster, und ein dichter Haufe drängte sich um uns her, das wunderbare Schauspiel unserer Abreise mit anzusehn. Ein Theil dieser Zuschauer geleitete uns bis aus Thor. Wir stiegen durch die Enge zwischen dem Camicus und Minervenhügel in das Thal hernieder, das nördlich Girgenti begränzt, und, nachdem wir vier Millien hinter uns hatten, setzten wir über den kleinen Bach Hypsas oder Naro. Nicht ohne Trauer verließen wir diesen herrlichen Boden, auf welchem Erinnerungen der Vergangenheit, düstere Melancholie der Gegenwart und tropische Fülle der Natur gleich gewaltig herrschen.

Bald gelangten wir auf einen ziemlich hohen Hügel, von welchem aus wir dem Meere auf kurze Zeit Lebewohl sagten, das hohe in bläuliche Wolken verhüllte Gebirge von Castro Giovanni dagegen begrüßten. Es gleicht durchaus einer riesenhaften Bergfeste mit sehr schroff abgeschnittenen Seitenwänden. Wir litten wenig von der Hitze, und da wir bis Caltanisetta wandern, und also sechs und dreyßig Millien zurück legen wollten, förderten wir unsere Schritte.

Alle die uns begegneten wunderten sich außerordentlich, daß zwey von uns vier Excellenzen zu Fuße gingen; denn der ärmste Teufel hängt sich lieber seinem unglücklichen Lastthierchen auf den Rücken. Der vornehmste Styl ist, in einer sogenannten Lettiga oder Sänfte zu reisen, die von zwey schellenden Maulthieren getragen wird, auf einem dritten reitet der Führer nebenher, und treibt die Thiere an. Es kostet dieß täglich wenigstens drey Unzen, etwa zehn Thaler, und da in diesem unsanften Kasten nur zwey Personen beengten Raum haben, die Mäuler hinten und vorn beständig mit den betäubenden Schellen klingeln, die Gegend aber dem eingesperrten Reisenden gänzlich entflieht: so scheint die Bewegung in diesen Tragsesseln weder wohlfeil noch bequem, noch zweckmäßig.

Wir mittagten in Cannicatti, einer Stadt von sechszehntausend Einwohnern, ziemlich wohl gebaut, doch öde, aus Mangel an Verkehr, denn, wie wir schon bemerkt haben, ist Volksmenge in Sicilien noch seltner der Bürge für die Opulenz einer Stadt, als in andern Ländern. Ein hinkender Wirth führte das Regiment in dem einen Wirthshause ziemlich gut, bewirthete uns leidlich, setzte aber hernachmals auch die Ruhe und Erquickung, die wir in seinem Hause genossen hätten, als einen besondern Artikel mit auf die Rechnung. Einen Kaffeeladen hat jede noch so elende Stadt in Italien; wir stärkten uns auch hier mit levantischen Bohnen, und zogen fröhlich weiter, nur vermißten wir ungern die lebendige Gesellschaft des Meeres, ohne dessen beredte Wogen, die von unbekannten Fernen dem Ufer hastig zueilen, selbst die brillanteste Gegend todt und stumm bleibt; sonst hatten wir kaum noch so über

allen Ausdruck üppige und liebliche Ebenen durchzogen. Mannigfaltige Arten Getreides, Feigen, Aloe und Weinreben verengten oftmals unsere Straße zum schmalen Pfade, und lustig prangten in jungfräulicher Zier die Mandelbäume, auf deren reich beladenen Zweigen die Nachtigallen ihre hellen Lieder schlugen; mild hauchte der Odem des Himmels, weicher Sammet deckte die Gefilde; und auf blumenreichen Matten weideten braune Heerden hochgehörnter Rinder, an denen wohl der Sonnengott Gefallen haben konnte. Die Distel selbst hat in diesen glückslichen Gefilden einen so zarten Geschmack, daß sie von den hungrigen Einwohnern gegessen wird; das ganze glückselige Eiland der Ceres schimmert grün wie eine Raute, und darüber ruht das blaue Dach des Himmels in beständiger Klarheit; doch ist es ganz unmöglich die fast göttliche Kraft der Sonne zu beschreiben, mit welcher dieses Gestirn Erd und Himmel belebt, und macht, daß allen Gräsern, Bäumen, Höhen und Wolken zahllose Farbentöne mit großer Macht entquellen.

Gegen Abend kamen wir, etwa zwey teutsche Meilen vor Caltanisetta, in ein höchst ödes Thal; rings umschlossen es kahle Felsen, in deren schauerlichen Höhlen und Löchern Eulen, Käuz' und Raben schrieen; überdieß verpestete es ein scheußlicher Sumpf und ein ekler Fluß, der infernalisch nach Schwefelleber stank; gern ließen wir diesen verrätherischen Ort hinter uns, und eilten hastig unserm Ziel entgegen, doch übereilte uns die Nacht; Regenwolken hüllten die Gegend in tiefes Dunkel; unsere und der Maulthiere Füße fanden keinen sichern Tritt; die Teutschen setzten zu Fuß durch Pfützen und Löcher, der Eng-

länder, dem seine kranke Leber das Gehen unmöglich machte, erwartete beklommen auf dem Maulthier sein Schicksal; peinliche Müdigkeit lähmte unsere Glieder, und eine kleine irdene Weinflasche, die wir an den Sattel aufgehangen hatten, vermochte nicht unsern brennenden Durst zu löschen; deshalb verdroß uns der unbehülfliche Berg, den wir nach Caltanisetta hinauf zuletzt noch erklimmen mußten, unbeschreiblich. Ein Lämpchen endlich, das vor einem einsamen Muttergottesbilde am Eingange der Stadt brannte, verkündete uns durch seinen Schimmer freundlich, daß wir den Wohnungen der Menschen nahe seyen, und bald gelangten wir in das durch einen Jahrmarkt belustigte Städtchen Caltanisetta.

Vier und funfzigstes Kapitel.

Castro Giovanni.

Die Stadt Caltanisetta gehört zu den bessern der Insel; sie hat einen hübschen freyen Platz, breite, gut gepflasterte Straßen; auch sehen die Häuser nicht elenden Troglodytenwohnungen ähnlich. Die Zahl der Einwohner ist funfzehn tausend. Der Weg nach Castro Giovanni ist anfangs fahrbar; überhaupt haben mehrere sicilianische Städte, z. B. Calatagirone, eine viertel Meile weit schöne Dammstraßen, die sich aber sehr bald in elende klippenreiche oder sumpfige Pfade verlieren. Die vortheilhafte Beschreibung, die Diodor von den um das alte Enna, das heutige Castro Giovanni, gelegenen Auen macht, war uns nicht unbekannt; wir gedachten daher in paradiesische Gefilde

einzuziehn, aber wie sehr betrog uns unsere Hoffnung! Bald hinter Caltanisetta fing die Gegend an ziemlich öde zu werden: der üppige Baumwuchs verschwand, die Fröhlichkeit der Vögel verstummte, blumenlose Rasendecken breiteten sich über die sonst schön geformten Hügel, die übrigens, wo es nur möglich war, der vergebliche Fleiß der Sicilianer fast bis an die Spitzen angebaut hatte. Die Luft war ziemlich schwül, das Marschiren an den sumpfigen Abhängen der Hügel kostete unsägliche Mühe, und nirgends rieselte eine Quelle, die unsere durstigen Zungen hätte kühlen können, als mit einem Male wir in ein zwar ödes Thal nieder stiegen, das aber ein schöner, breiter Fluß durchströmte. Mit schnellen Sprüngen eilten wir zum Ufer, indeß kaum hatten wir sein brakes Wasser geschmeckt, als wir, zu unserm größten Verdruß, inne wurden, es sey der alte Himera, an dem Gelon siegte, den die Alten schon salzig nannten, und auch noch heut führt er mit Recht den Namen Fiume salso. Dieser gänzliche Mangel an erquickenden Quellen macht das Fußreisen in Sicilien oftmals peinlich; wir mußten uns gefallen lassen die achtzehn Millien von Caltanisetta bis Castro Giovanni in schwülem Wetter, ohne eine andere Erfrischung, als den Regen und Thau, welchen wir vom Grase und den Aehren abstrichen, mit dürrem Gaumen zurück zu legen; denn wir fanden auf diesem Wege nur Ein Haus nahe bey Castro Giovanni, es wohnte jedoch niemand darin. Durch den sehr breiten, aber eben so seichten Himera wateten wir glücklich hindurch; über einen seiner Arme mußten wir neunmal setzen. Noch hatten die Thäler nicht allen Reiz verloren, da das lieblichste Grün, wenn auch durchaus kein Blumenflor, sie bekleidete; wirklich können die Jagdhunde hier

nie in Gefahr kommen, vom Duft der Blumen betäubt, wie Diodor erzählt, die Fährte des Wildes zu verlieren; und diese einst so üppigen Gefilde müssen durch Unkultur außerordentlich verschlechtert worden seyn. Der Berg, auf dem Castro Giovanni wie die Citadelle einer Festung liegt, ist außerordentlich steil, und würde für uns erschöpfte Wanderer fast unerträglich gewesen seyn, labte die entzükkende Aussicht unsere Seele nicht. Eine Saumstraße führt zur Stadt hinauf, in welche wir unter strömendem Regen einzogen. Wir hielten hierauf vor einem Stall, denn an ein Wirthshaus war in dieser Stadt, obgleich sie über eilf tausend Einwohner zählt, nicht zu denken, und ein Privatmann kam zu uns und versicherte, daß er, keinesweges um des Gewinnstes, sondern allein um der Bequemlichkeit der Herren Fremden willen, eine Stube für Reisende in Bereitschaft habe. Wir wurden in einen Saal geführt, über welchem das Dach des Hauses, aus Rohr bereitet, wie über einer Scheune, unmittelbar zusammen lief, alles war öde und still, kein Mensch auf der Straße zu sehn, auch war unser Einzug in dieses abgelegene Haus, um des Regens willen, von niemanden bemerkt worden; ohne Zweifel hatte alles ein verrätherisches Ansehn, indeß waren wir herzlich froh, unter Dach gekommen zu seyn. Wie sehr ist der Charakter solcher sicilianischen Städte von dem der unsrigen verschieden. Es würde gar nicht möglich seyn in unserem Teutschlande, in einer Stadt von elf tausend Einwohnern, gleichsam wie in einer öden Gruft zu wohnen, oder wie auf einer düstern Tenne zu lagern. Doch söhnten wir uns bald mit unsern Umgebungen aus; unser Wirth war sehr gutmüthig und gefällig, des Abends spielte er Guitarre, und dazu sangen zwey Frauenzimmer sicilia-

nische Volkslieder, von denen wir leider sehr wenig verstehen konnten, in höchst eigenthümlicher Weise; wir waren während heftiger Regen ringsum und Sturmwind sauste, um einen großen Kessel voll Kohlen gelagert, und wärmten uns im May in Sicilien mit großer Behaglichkeit die erstarrten Glieder.

Diesen ganzen Nachmittag, so wie den folgenden Morgen erlaubte uns der desperateste Regen nicht, unsere elende Wohnung zu verlassen, und doch hätten wir so gern auf die Gefilde herab geschaut, auf welchen Proserpina beym Blumensammeln geraubt wurde; undurchdringlicher Nebel entzog uns jeglichen Blick in die Ferne. Endlich Nachmittags hellte sich der Himmel aus, und wir bestiegen die luftige Spitze des Berges, auf dem das Kastell des alten Enna lag, und um welchen jetzt die neue Stadt, in Gestalt eines Hufeisens, herum liegt. Prachtvoll und erhaben ist die weite Aussicht hier vom Nabel Siciliens herab auf die lang gestreckten Berge, Thäler und grünen Auen der Insel; denn ob gleich die zunächst liegenden Gefilde, wenn man unmittelbar auf ihnen wandelt, nicht so schwellend erscheinen, so bilden sie doch hier, von dieser Höhe gesehen, die brillantesten, farbenreichsten Schattirungen und zahllose Schimmer von Grün, Violet, Gelb und Blau fließen duftig in einander. Der Sturm trieb die Wolken wie flüchtige Heeresmassen über die Insel vor sich hin, und zog vor diesem köstlichen Gemälde bald einen Vorhang zu, bald wiederum eröffnete er die wundervolle Scene. Wir konnten das alte Argyrium, Diodors Vaterstadt, heut San Filippo d'Argiro, sehr gut vor uns liegen sehn. Man zeigt den Fremden zwey Stücke altes Mauerwerk, die dem

ehemaligen Cerestempel angehören sollen. Sehr bedeutend sind die Reste des wahrscheinlich von den Normannen, da Roger sich hier fest setzte, und keinesweges, wie die Einwohner behaupten, von den Griechen angelegten Schlosses. Von den dreyßig Thürmen, die es ehedem gehabt haben soll, stehen noch einige; überhaupt ist die Ruine von großem Umfang; dieß sind die einzigen Alterthümer dieser Stadt, von der herab, als noch die umliegenden Thäler alle bewohnt und blühend waren, sich freylich dem Auge eine der lachendsten Landschaften Siciliens dargeboten haben muß. Da der Himmel Heiterkeit versprach, so beschlossen wir den folgenden Tag Castro Giovanni zu verlassen.

Fünf und funfzigstes Kapitel.

Piazza. Caltagirone.

An der einen Seite des Berges führt nach Piazza zu ein schönes Stück Straße hinab mit guten Substruktionen und Seitenmauern; ohne Zweifel ein großes Werk für diese armselige, zum Theil in Ruin liegende Stadt. Höchst merkwürdig sind zu beyden Seiten dieser Straße in lebendigen Fels gehauene Höhlenwohnungen; denn Gräber, den girgentinischen ähnlich, sind es durchaus nicht; sie gleichen vielmehr den wunderbaren Höhlen, welche wir nachmals im Thal von Ispica, zwischen Noto und Spaccafurno, erblickten. Man hält sie anfänglich für graue, zerstörte Wohnungen, ja einige derselben waren wirklich von menschlichen Wesen bewohnt. Wir zählten deren hier über hun-

dert, und obgleich diese die ersten waren, welche wir in Sicilien sahen, so haben wir doch hernach noch unzählige dergleichen angetroffen, wie man sie, so viel uns bekannt ist, in Italien durchaus nicht findet. Es scheint also wirklich, daß im Innern von Sicilien ein eigenthümliches Troglodytenvolk lebte.

Je weiter wir uns von Castro Giovanni entfernten, desto mehr bekleideten sich die Gefilde mit dem gewöhnlichen Schmuck und Farbenglanz sicilianischer Blüthenfülle, so daß, wie es scheint, der Unsegen nur allein auf den ehemals so gepriesenen Fluren ruht, wo Veilchen und tausend andere Blumen sonst nie verblühten. Bald erreichten wir den, der Aussage des Diodor zufolge, in der Mitte der ganzen Insel liegenden See Pergusa, an welchem eigentlich Proserpina geraubt wurde, wiewohl andere Dichter die ganze Scene nach Hipponium oder Vibo Valentia, heut Monte Leone in Calabrien, versetzen. Der See mag drey Viertel Meilen in Umfang haben, und ist ringsum von kahlen Hügeln eingeschlossen, doch bildet das Ganze ein artiges Landschaftsgemälde. Dabey ist ein mit Steinen angefülltes Loch *), aus welchem einst Pluto mit seinem Wagen zum Raub der Jungfrau hervor gegangen sein soll; er verschwand mit ihr an der Quelle der Cyane bey Syracus. Das Wasser des Sees ist süß, soll aber keine Fische nähren. Sonderbar ist, daß die Eingänge zur Unterwelt fast immer in die Nähe so kleiner Binnenseen ver-

*) Welches freilich mit den Worten Diodors „σπήλαιον εὐμέγεθες“ und Ciceros „infinita altitudine“ nicht recht übereinstimmt.

legt werden, vielleicht weil diese oftmals in eingesunkenen Kratern ausgebrannter Vulkane sich bildeten.

Von hier an dehnen sich reizende Hügel und üppige Thäler voll wohlgenährter Rinder bis Piazza hin; weithin wallete, wie ein endloses Meer, die schwellende grüne Fläche, und an mehrern Stellen ließen die Hirten ihre theokriteischen Flöten ertönen. Welche Wonne, in diesen zauberreichen Fluren zu wandern! Immer erscheint diese wundervolle Insel in einem neuen, prächtigen Gewande; doch wer die Mannigfaltigkeiten ihrer Herrlichkeit nach der Wahrheit recht beschreiben wollte, müßte dieselbe Kraft besitzen, mit welcher die unbesiegbare Natur, seit Menschengedenken, im Schoße dieses Eilands wirkt.

Piazza mit zwölf tausend Einwohnern ist eine der bessern Städte der Insel, und wunderschön auf einem Hügel gelegen, umgeben von prächtigen Pinien, Mandelbäumen und Castanien. Die Aloe wächst hier unendlich seltener, dagegen sahen wir in diesem Striche die Esparsette häufig wild wachsen. Ein Wirthshaus war in der Stadt nicht zu finden, wir traten deshalb in eine bloße Küche ab, die zu gleicher Zeit als Speisestube, Schlafgemach und Schweinestall diente; überdieß umlagerte uns eine zahlreiche Betteljugend, die die schlechten Orangen, die wir nur zur Noth bekommen konnten und, wenn wir sie ausgesogen, vor die Thür warfen, mit Gier auffraß.

Der ganze Weg von Piazza nach Calatagirone führte uns wiederum durch die reizendsten Auen, die an Kraft und Fülle des Baumwuchses beynah alle bisherigen übertrafen. Ueber die schimmernden Thäler erheben sich die

kahlen Spitzen der Hügel, und diese Baumlosigkeit ist der Hauptcharakter der sicilianischen Höhen; die Einheit, Ueppigkeit, Ründe, Lieblichkeit und der zart verschmolzene Farbenglanz süditalischer und sicilischer Landschaften sind bezaubernd, und werden keinesweges durch die erhabene Ansicht unserer nordischen Alpen ersetzt, und in dieser Hinsicht scheint beynah das ganze Val Mazzara ein überirdisches Paradies zu seyn. Denn die etwas öde Gegend bey Castro Giovanni ausgenommen, hatten wir noch keine einzige Steppe durchreiset, diese fanden wir erst im Val di Noto. Wir freuten uns herzlich durch eins dieser Thäler, welches nach Süden auslief, das Meer bey Terra nova, und selbst, westlich in der Ferne, den hohen Mongibello zu sehn. Dieser heitere Nachmittag, in welchem wir die fetten Triften von Piazza bis Calatagirone durchstrichen, war einer der glücklichsten unserer ganzen Fahrt.

Ueber den Berg, auf welchem, wie gewöhnlich, auch diese Stadt liegt, führt ein herrlicher, breiter Steinweg, und je kolossaler die Sicilianer angefangen haben, ihre Straßen zu bauen, desto mehr ist es zu bedauern, daß die Nation um die Fortsetzung derselben förmlich betrogen wird. Erst bey dunkler Nacht erreichten wir die Stadt, von der die Sicilianer behaupten „sie schmecke ein wenig nach Palermo," wenigstens fanden wir hier einmal ein erträgliches Wirthshaus. Da überdieß noch gerade Markt war, so gewann die Stadt an Lebendigkeit so sehr, daß wir wirklich in andere Regionen versetzt zu seyn glaubten. Ein Paar Hundert, die sich auf dem Platz herum trieben, erregten ein desperates Lärmen; alles lief umher, und brüllte unordentlich durch einander; Händler und Verkäufer aller

Art schrieen ihre Waare aus, man spielte Guitarre und sang häufig mit obligaten Stimmen der Esel; besonders ließ ein blinder Sänger sich über den ganzen Platz vernehmen; man lief mit Fackeln wild herum; die ausgelassenste Fröhlichkeit sprach alle Sinne an; und dieser in einer sicilianischen Stadt so höchst ungewohnte Anblick bestimmte uns, einen Tag hier zu verweilen, um die genauere Bekanntschaft der lustigen Stadt zu machen.

Caltagirone hat beynah zwanzig tausend Einwohner, und diese haben, was noch mehr ist, überflüssig zu leben; eine große Menge Fleisch und alles, was sonst zur Leibesnährung und Nothdurft gehört, war auf dem Markt und in den Straßen ausgelegt, während man sonst in andern Städten, um ein wenig Kalbfleisch zu speisen, häufig das Kalb oder Zicklein erst auf eigene Rechnung schlachten lassen muß. Es fehlte nicht an eleganten Kaffeeladen; die Straßen waren alle reinlich, wohlgebaut, hell und großstädtisch, und die Kirchen gefielen uns besser, wie die palermitanischen. Die Aussicht vom Thurm des Doms über die Insel, und nach dem Mongibello hin, ist außerordentlich und unser Herz sprang vor Freuden beym Anblick dieses ungeheuern Vulkans, der als das höchste Ziel unserer noch harrte. Man zeigte uns einige Gräber, die eben so wenig, als ein alter Thurm, von Griechen, sondern vielmehr von Normannen erbaut sind; besonders auffallend waren an den Zinnen und Fenstern jenes Thurmes die normannischen Säulen. Die Straße nach Modica ist eine und eine halbe Millie fahrbare herrliche Chaussee; unfern dem Thore an derselben haben sich die Caltagironesen ein allerliebstes Lusthaus, Teatrino nennen sie es, in sehr

edlem Styl erbaut, und davor liegt ein sehr schönes Thal, zu beyden Seiten grünende Hügel, und die lebhafte Stadt; im Hintergrunde schließt der Aetna die Aussicht, so daß dieser Spaziergang, wenn die Abendsonne das liebliche Grün der Höhen und den Schnee des Aetna röthet, zu den reizendsten gehört, deren wir uns erinnern.

Indem wir in eine Klosterkirche eintraten, erblickten wir durch ein Gitter in einem an die Kirche stoßenden Saale zwey schöne, bräutlich geschmückte Mädchen; sie waren die Töchter eines vermuthlich armen sicilianischen Edelmanns, und bestimmt, sich folgendes Tages einkleiden zu lassen. Sie waren von einer Menge Schmuck und schönen weltlichen Kleidern umgeben, die sie mit kindlicher Freude den durch das Gitter schauenden Armen entfalteten, und von ihnen mit dem größten Wohlbehagen bewundern ließen.

Wir begaben uns hierauf in das Collegio oder die Academia reale, ein sonderbares Unding von Trivialschule, Gymnasium und Universität; denn von den ersten Anfangsgründen der italiänischen und lateinischen Sprache an bis herauf zu academischen Wissenschaften, als z. B. der Jurisprudenz, ja selbst der Chirurgie, wurde in omni scibili et quibusdam aliis, Unterricht ertheilt. Daher trafen wir auch alle Generazionen von Lernenden auf dieser Anstalt: unreife Abcstümper und handfeste Studenten. Die geistlichen Herren, in deren Händen, wie gewöhnlich, der Unterricht war, empfingen uns äußerst freundlich, und hatten die Güte, uns ein wenig mit ihrer Lehrmethode bekannt zu machen, woraus indeß nicht recht klug zu wer-

den war. Sie behaupteten, im Elementarunterricht des Lesens und Schreibens dieselbe Methode angenommen zu haben, die Friedrich der Einzige und Maria Theresia in ihren Staaten eingeführt hätten; überdieß wären sie im Besitz vortrefflicher Lese = und Buchstabirtabellen; da wir sie jedoch zu sehn begehrten, entschuldigte man sich.

Unsere Erscheinung machte sehr großes Aufsehen, und es schien ihnen noch kaum vorgekommen zu seyn, daß Fremde hier mitten in der Insel sich um ihr Lyceum bekümmerten. Sie behandelten uns daher mit der ausgezeichnetsten Achtung, nicht anders, als ob wir verordnete Räthe aus Palermo wären. So bald wir in eine Klasse eintraten, erhoben sich Lehrer und Schüler von Katheder und Bänken, man nöthigte uns kühnlich die Hüte aufzubehalten, während sie uns, in ehrerbietiger Stellung, einige Proben ihrer Geschicklichkeit sehen ließen, und wir mußten im Herzen über die vornehme Rolle lachen, die wir bey diesen ehrlichen Sicilianern spielten. Lateinische und italiänische Grammatik wurde in drey Klassen des Colleggio's und in noch zwey niedern Klassen gelehrt, die sie Normalklassen nannten. An das Griechische war nicht zu denken. Logik, Metaphysik, Mathematik, Physik, Rhetorik, Theologie, Jurisprudenz, waren die übrigen Lehrgegenstände. In der zweyten lateinischen Klasse wechselt man alle Monate mit Phädrus, Cornel, Simplicius, Cäsar, und Ovid ab; daneben wurden die Conjugationen beygebracht. Wir trafen gerade den Cäsar an der Reihe; der Bube, der uns etwas übersetzen mußte, hatte die italiänische Uebersetzung auf ein Blättchen so geschrieben, daß je zwey bis drey lateinischen Worten immer die Italiänischen

folgten, an eine wohlstylisirte Version also gar nicht zu denken war; außerdem wurde noch die Construktion nothdürftig zusammen gestoppelt. Doch schien uns der Lehrer ein recht gescheidter Mann zu seyn, nur ohne Ahndung einer bessern Methode. Unser Zug bewegte sich hierauf nach der ersten lateinischen Klasse, worin man uns, binnen einer Viertelstunde, die Eclogen des Virgils und das Somnium Scipionis, ebenfalls durch elendigliches Sammlen der Wörter, ohne alle grammatikalische Genauigkeit expliciren ließ. In der mathematischen Klasse wurde die Theorie der Gleichungen des ersten Grades ziemlich mechanisch in lateinischer Sprache vorgetragen; obgleich nun ein Schüler, mit Hülfe des Lehrers, die Aufgaben an der Tafel rechnete, die andern aber nichts thaten, als abschreiben: so waren die Jungens doch nicht im Stande, sich mit dem bischen Plus und Minus zurechte zu finden, was uns desto mehr wunderte je trefflicher wir sonst den mathematischen Unterricht in Italien bestellt gefunden hatten. Am sonderbarsten aber ging es ohne Zweifel in der rhetorischen Klasse her; der außerordentlich freundliche Lehrer sprang sogleich bey unserm Hereintreten vom Katheder, führte uns am Arm zu den ehrenvollsten Sitzen, und ließ seine Schüler alsbald rasch ins Zeug gehn. Erst plauderten einige elendes Zeug, das sie wahrscheinlich längst auswendig gelernt hatten, über Begriff und Zweck der Rhetorik und Eloquenz her, woraus der uralten Schulerklärung gemäß hervorging: „sie sey die Kunst weniges mit vielen Worten zu sagen.“ Hierauf wandte sich der Docent an einen Schüler, der wahrscheinlich sein rhetorischer Stolz und Zier war: „Don Ambrosio erweckt anjetzo bey den Herren Fremden den Affekt des Mitleids durch Hülfe der Symploce.“ Alsbald wurde ein

zierliche, auf die Symploce basirte Phrase abgedrechselt, durch welche der Schüler das unglückliche Schicksal und den Verfall Siciliens nicht ungeschickt bedauerte. Der Lehrer nahm wieder das Wort, und sagte: „Don Biagio erweckt anjetzo den Affekt des Hasses bey den Herren Fremden durch Hülfe der Aposiopesis,“ und so ließ er alle rhetorischen Figuren wie Belagerungsgeschütz operiren, hierdurch abwechselnd in unserm Gemüth Furcht und Liebe, Verachtung und Staunen erregen, überdieß aber noch eine Menge Enthymemen, Syllogismen und Floskeln anfertigen, welche alle den Jungen so leicht wie schimmlich Brot vom Maule gingen, so daß wir zu unserm Erstaunen eher in einer Nadelfabrik, als in einer gelehrten Klasse zu seyn glaubten; bey dem allen schien uns diese Anstalt einen regeren Geist und bessere Regierung zu haben, als alle, die wir auf dem Continent von Italien, und namentlich in Rom getroffen hatten.

Sechs und funfzigstes Kapitel.

Modica.

Den neunten May brachen wir sehr zeitig nach Modica auf, weil die Tagereise von Caltagirone bis dahin ziemlich derb ist. Wir zogen durch die blühendsten Hügelgefilde, in denen selbst die Weinrebe, wie zu Homers Zeit, wild wuchs, was wir bisher noch nicht gesehen hatten; doch tragen diese wilden Stöcke keine Frucht. Diese herrlichen Gegenden dehnten sich bis zu dem Städtchen Chiaramonte, zu welchem, wie gewöhnlich, da es auf einem

hohen Hügel lag, eine schöne Bergstraße empor führte. Der Ort ist sehr öde, obgleich er sechs tausend sechs hundert Einwohner hat, und dem äußern Ansehn nach glich er einem wahren Rattenneste. Wir wurden auch hier bald von einem Heer Zuschauer umringt, und überhaupt ist gewiß für jeden Nordländer die außerordentliche Sorglosigkeit und Naivetät, mit der ein jeder, den Hut auf dem Kopf, sich heran drängt und, seine Neugier zu befriedigen, so gar bis in das Zimmer dringt, höchst auffallend, und oft beleidigend. Ehe man sich umsieht, ist man von Alt und Jung umgeben, die, ohne Arges, nach Herzenslust gaffen und gewöhnlich ihre Dienste anbieten.

Nachdem wir uns mit Wein und Eyern, das Einzige, was ziemlich gut zu haben war, erquickt hatten, zogen wir in einer Hitze von zwanzig Graden weiter, ohne daß sie uns besonders beschwerlich gefallen wäre. Nun aber, da wir ins Val di Noto eingetreten waren, wurde die Gegend außerordentlich öde; nach allen Seiten breitete sich ein elendes Steinfeld aus; ringsum sahen wir nichts als nackte Kalkfelsen ohne alle Vegetation, und durch diese Wüste, die nur bey Ragusa durch ein sehr schönes Thal unterbrochen wird, zogen wir diesen und den ganzen folgenden Tag bis Noto, von Chiaramonte an gerechnet, eine Strecke von acht bis neun teutschen Meilen, immer fort. Ja selbst der Strich gegen Syracus, und sogar nach Catanien hin, ist ziemlich öde und einförmig; daher scheint es unerklärlich, warum manche Reisebeschreiber das Val di Noto eine ununterbrochene gartenähnliche, fruchtreiche Ebene nennen, vermuthlich soll dieß besonders von den Strichen am Meer, gegen Terranova hin, gelten, die wir nicht gesehen haben;

von dem andern Theile des Val di Noto aber können wir mit Grund behaupten, daß es sehr hügelreich und voll erstaunlicher Steppen und klippenreicher Einöden sey. Zwischen den Steinen sprießt nur so viel spärliches Gras hervor, als kaum hinreicht magere Kühe nothdürftig zu befriedigen, und nur hin und wieder sieht man ein elendes Kornfeld, dessen dünn gepflanzte Halme abzumähen sich unsere Bauern gar nicht erst die Mühe nehmen würden. An Wohnungen und Dörfer ist gar nicht zu denken.

Das liebliche ragusaner Thal durchströmt der namenlose Fiume di Ragusa, an welchem sehr mahlerische Trümmer einer vor etwa vierzig Jahren erbauten Brücke die schon an sich schöne Gegend noch mehr verzieren. Aus diesem Thal steigt man einen Weg hinauf so voll Klippen und verworrener Felsmassen, daß die keuchenden Maulthiere kaum einen Pfad zu finden im Stande sind, daher er mit Recht „via scellerata" genannt wird. Demungeachtet sind die Felslagen an sich so regelmäßig und sonderbar geschichtet, daß man alle Augenblicke in Versuchung geräth sie für Trümmer zerstörter Wohnungen zu halten. Auf diesem abscheulichen Wege begegnete uns eine ganze Familie zu Maulthier: der Hausherr mit einer recht hübschen Frau und einem sehr schönen, etwa funfzehnjährigen Töchterlein, jede Person auf einem besonderen geduldigen Saumroß, und auf dem vierten ritt eine reich gesegnete Amme mit einem kleinen Knäblein in ihren Armen. Sie sahen uns nicht weniger neugierig, als wir sie verwundert an, denn gewiß hatte ihr sonderbarer Zug nach dem schönen ragusaner Thale hinab etwas ziemlich Auffallendes und Patriarchalisches.

Endlich erreichten wir, schon überdrüßig des langen, einförmigen Weges, Modica. Die Lage dieser Stadt ist höchst originell und in Sicilien beyspiellos, in einem sehr tiefen, von hohen Bergen rings umgebenen Bergkessel, und wir mußten von unseren Thieren absteigen, um beym Einzuge in diese sonderbare Stadt nicht die Hälse zu brechen. Die weißlichen Felsen des Thales und die grauen Häuser der Stadt machen, daß man glauben sollte, man sähe in eine Grube voll gebleichter Todtengebeine hinab. Jemehr indeß die Schönheit der Gegend und die Ueppigkeit des Bodens abnahm, desto schöner wurde der Menschenschlag. Schon auf dem Wege von Caltagirone verschwanden die häßlichen Mulattenphysiognomien, und über Syracus nach Catanien und Messina hinaus sahen wir die schönsten Profile.

Unsere Führer hatten versprochen, uns in den allerstupendesten Gasthof von ganz Modica zu führen; aber durch einen Pferdestall stiegen wir eine halsbrechende Treppe hinan in einen Hausflur, der zum Schweinestall eingerichtet war, so daß uns diese Thiere die ganze Nacht vormusicirten, und in unserer Stube bereitete man uns ein Lager von faulem, mulmigten Strohe, und einigen stinkenden, knotigen Matrazen, nicht viel besser als das, welches die Asturische Magd dem unglücklichen Don Quixote zurecht machte.

Mit Hand und Fuß machten wir dem Wirth unsere geringen Bedürfnisse verständlich, und am Ende bekamen wir doch nichts von dem, was wir verlangten, außer Wein und Eyer, in einer Stadt von siebenzehn tausend fünf hundert Einwohnern. Während wir noch mit unserem

frugalen Abendbrote beschäftigt waren, ließen sich drey Cavalieri, wie sie sich nannten, anmelden. Ein Notar und zwey Geistliche traten herein, und da sie uns für Engländer hielten, brachen sie zuvörderst in das ungemessenste Lob gegen die englische Nation aus, betheuerten, daß sie derselben unendlich viel Dank schuldig seyen, und bereit wären, uns auf alle Weise zu dienen. Wir ließen sie eine Zeit lang gewähren, eröffneten ihnen aber endlich, daß wir weder Engländer seyen, noch für selbige zu gelten die geringste Lust hätten, und folglich uns ihre Lobsprüche und Dankbarkeit eben so wenig, als ihre Dienste, anmaßen könnten. Sie ließen sich dadurch nicht merklich irre machen, versicherten uns, daß die Teutschen im Grunde besser, als die Engländer seyen, welche auf die Insel kämen und sich jeglicher Erwerbsquelle bemeisterten, und unterhielten uns den ganzen Abend höchst interessant über die sicilianische Verfassung. Ohne Zweifel gibt es kaum diesen Augenblick ein Volk, das sich so lebhaft für seine Verfassung interessirte, als die Sicilianer; auch diese drey Herren sprachen, wie wir es schon selbst in Palermo an öffentlichen Orten zu unserer Freude gehört hatten, nicht etwa voll Geifer, Gift und Galle, sondern voll Freyheit, Einsicht und Interesse über die Lage ihres unglücklichen Vaterlandes; klagten den Finanzminister, wie gewöhnlich, hart an, besonders um einer neuen Auflage willen, die damals ganz Sicilien empörte, kraft welcher die Braccelieri oder Pächter der Barone etwa zwey Gulden jährlich von jedem Maulthier oder Esel entrichten sollten, was alle für himmelschreyend ungerecht hielten, da sie schon zehn pr. Ct. Einkommensteuer bezahlten und die Barone ganz frey ausgingen; sie bedauerten, daß zum Ruine der Insel und

gegen den Willen der Gesammtheit der Nation, ein Parlement aus Nichtconstitutionalisten durch allerley Ränke und Kniffe zusammen gebracht sey, und sich dadurch der König um die Liebe seines Volks, das ihm sonst von jeher sehr treu anhing, gebracht habe. Wirklich haben wir häufige Ausbrüche der Unzufriedenheit mit Sr. Majestät anzuhören Gelegenheit gehabt, und doch riefen sonst calabresische und sicilianische Räuber, kurz ehe man ihnen den Hals zuschnürte, „eh viva il re!"

Des folgenden Tages vernahmen wir mit dem größten Mißvergnügen, daß unsere beyden Maulthiertreiber, die wir den Abend zuvor bis Noto durch Handgeld verpflichtet hatten, obgleich sie uns im größten Eifer schworen „mit ihrem ganzen Genie uns zu dienen," in aller Frühe davon gegangen seyen. Wir erwähnen diesen Betrug blos deshalb, weil er der einzige gewesen ist, der uns von den braven Insulanern wiederfuhr.

Es verlohnt sich wohl auf den Berg zu steigen, der mitten hinein in das Thal sich drängend, das Kastell trägt; rings um seinen Fuß liegt, wie eine Menge Felsblöcke, wild und verworren durch einander Modica, in Gestalt eines Hufeisens, und, den Markt ausgenommen, ist es ein krummes, elendes, verarmtes Nest; besonders abscheulich war die große Menge grauköpfiger, alter Weiber, die sich alle auf der Straße lauseten und kämmten.

Sieben und funfzigstes Kapitel.

Thal von Ispica.

Ein höchst beschwerlicher Weg voll Klippen und Steine führt durch eine völlige Einöde zu der vier Millien von Modica gelegenen, wunderbaren Troglodytenstadt, gewöhnlich das Thal von Ispica genannt. Es dehnt sich fünf Millien, also eine teutsche Meile weit, bis Spaccafurno hin, und seine Wände bestehen aus weichen Kalkfelsen, wie überhaupt das ganze Gebirge in der Grafschaft Modica, weshalb es denn sehr leicht ist, Höhlen hinein zu hauen, und von Seiten der Kraftäußerung ihrer Erbauer scheint daher diese Höhlenstadt nicht so ungeheuer merkwürdig, als manche glauben. An beyden Wänden des Thales nämlich und auf der nördlichen Außenseite, laufen eine zahllose Menge größerer und kleinerer Höhlen, stockwerkmäßig über einander in die Felsen gehauen, bis Spaccafurno hin. In eine derselben zogen wir unsere Maulthiere hinein, und nachdem wir an diesem seltsamen Orte ein kleines Frühstück eingenommen hatten, machten wir uns auf, dieß Höhlennest ein wenig zu besehen. Wir trafen in mehreren derselben Bauern an, die vor dem heftigen Platzregen, der eben nieder ging, sich von der Arbeit in diese Höhle geflüchtet hatten, und obgleich sie die ehrlichsten Leute von der Welt seyn mochten, so gaben ihnen ihre braunen über dem Kopf zugespitzten Capotte, die nur eine Hand breit das Gesicht mit den grellen Augen sehen ließen, und die Düsterkeit der Grotten, ein so seltsames und gefährliches Ansehn, daß wir uns wirklich einen Augenblick unter die alten siculischen Troglodyten versetzt glaubten.

Da die Höhlen, wie schon erinnert, in zwey bis drey Stockwerken über einander in die senkrechten Thalwände gehauen sind, so konnte man zu den obern nur durch Leitern kommen, die, wenn sie weggenommen wurden, die Wohnung unzugänglich ließen. Sie haben gewöhnlich die Gestalt eines regulären Vierecks, bisweilen eines Oblongums mit einem zwar sehr breiten, aber auch sehr niedrigen Eingange; bey manchen ist die obere Schwelle des Einganges ausgeschweift, nach Art eines Gewölbes. Alles dies hing ohne Zweifel von der Verschiedenheit ihrer Bestimmung und dem Rang und Reichthum ihrer Bewohner ab. Einige haben mehrere Abtheilungen, andere bestehen blos aus einem Gemach, sonst sind sie sich unter einander alle ähnlich, wie uns unsere Augen, Ferngläser, und die Aussagen der Bauern versicherten; denn diese würden sehr gern die Gelegenheit wahrgenommen haben, wenn sie, wie wir verlangten, nur irgend etwas besonders zu zeigen gehabt hätte.

Gleich am Eingange van Modica her befindet sich indeß eine höchst merkwürdige und zwar die größte Grotte des Thales, Altaria genannt; wahrscheinlich sonst die Begräbnißstätte. Sie zieht sich wohl zwey Mannslängen hoch, in mehreren durch parallele Separazionswände geschiedenen Abtheilungen, ungeheuer weit in den Bauch des Berges hinein. In den Fußböden dieser einzelnen Corridore sind lauter Löcher in Gestalt länglicher Vierecke, also völlige Gräber, eines neben dem andern eingehauen, wahrscheinlich die Leichname gemeiner Personen aufzunehmen bestimmt. Die vielleicht sechs bis acht Ellen dicken Separazionswände, welche die einzelnen parallelen Corridore trennen, sind durch-

brochen, so daß man durch diese Oeffnungen aus einem Corridor in den andern schauen kann. In diesen Querzügen oder Separazionswänden, deren Basis etwa anderthalb Ellen über dem Fußboden der ganzen Grotte erhaben ist, und deren Höhe etwa zwey bis drey Ellen beträgt, sind gleichfalls Gräber angebracht, und es ist höchst wahrscheinlich, daß sie Familiengrüfte sind. Ganz so ist auch die Einrichtung der Catacomben bey den Capuzinern in Syracus. Diese Behälter in den Querzügen, deren unzählig viele parallel mit einander eben diese Separazionswände durchschneiden, sind aber nicht, wie es häufig in den Catacomben vorkömmt, an den Seiten über einander geschichtet, sondern sie sind am Boden dieser Durchzüge einer neben dem andern angebracht, wie auch die anderen gemeinen Gräber am Boden der Grotte. Dieser sieht daher netzförmig aus, und wenn zwey Personen in zwey neben einander liegenden Corridoren gleichmäßig vorwärts gehn, so können sie sich über die Reihen der Gräber in den Querzügen sehn. Da uns leider Fackeln fehlten, so war es nicht möglich, obschon wir ein gutes Stück in den Bauch des Berges hinein schritten, das Ende dieser Gräberhöhle zu finden. Freilich findet man auch solche längliche Löcher in den andern Höhlen, die offenbar Wohnungen waren, allein sie mögen nicht zu Gräbern, sondern zu Behältern für Hausrath und dergleichen gedient haben. Auffallend ist allemal die Aehnlichkeit dieser Grotte mit den Catacomben in Syracus und den Höhlen von Castro Giovanni; rührten sie wirklich von troglodytischen Siculern her, so ist es doch sehr sonderbar, daß die Griechen einer so bedeutenden und seltsamen Stadt mit keiner Sylbe gedenken, sie müßte denn zu ihrer Zeit schon entvölkert gewesen, oder erst

gleichzeitig mit den Catacomben angelegt worden seyn, wofür die Aehnlichkeit der Construkzion, besonders der Altaria, zu sprechen scheint. Ueberdieß sieht man nicht ein, was die Sikuler bewog, sich in diese Höhlenstadt nieder zu lassen. Wurden sie etwa von den Griechen, oder wenn man einen späteren Zeitraum annehmen will, von den Saracenen verdrängt, so hätten sie weit sicherer sich in die Einöden der Neptunischen und Heräischen Gebirge im Innern der Insel, als hier, so nahe den Griechischen Pflanzstädten, oder dem von den Saracenen beherrschten Meere, in einem Thale verborgen, das ihnen höchstens gegen wilde Thiere, keinesweges aber gegen ein feindliches Heer, das sie leicht aushungern konnte, Schutz gewährte. Die Grotten des untern Stockwerks waren ohnehin jedem Angriff offen, und den obern konnte man auch sehr leicht vom Rücken der Thalwand beykommen, und die Bewohner auf alle Weise ängstigen. Man versicherte uns, daß viele, in Meinung Schätze oder sonst Merkwürdigkeiten zu finden, in diesen Höhlen große Nachgrabungen angestellt, aber nichts als einige menschliche Gebeine gefunden hätten. Es scheint daher andrerseits, daß dieses Thal seit ogygischen Zeiten nicht mehr zu Wohnungen menschlicher Wesen diente; denn war es eine völlige Troglodytenstadt, etwa aus den Zeiten der Griechen, so müßte man doch einigen Hausrath, Münzen und dergleichen gefunden haben; wäre es aber ein bloßer Begräbnißort gewesen, so hätte man sicherlich mehr Gebeine und nicht eine ganz besondere zu Gräbern eingerichtete Grufthöhle, die Altaria, gefunden, während die anderen Höhlen, so wie die bey Castro Giovanni, durchaus nicht Gräbern ähnlich sehen; auch müßte dieser ungeheure Kirchhof für die halbe Insel hinlänglich gewesen seyn.

Uebrigens soll es in den weichen Steingebirgen des Val di Noto noch unzählige solcher Grotten geben. Die einzelnen Partieen dieses Höhlenthales haben von den Einwohnern der Gegend besondere Namen erhalten, aus denen man aber keineswegs auf die ehemalige Bestimmung zurück schließen darf; so z. B. wird der eine Theil des Thales, in welchem mehrere Grotten über einander in den Fels gehauen sind, Castell d'Ispica genannt, ohne daß man deshalb an ein altes Kastell zu denken hätte. Einen besondern Grad von Kultur dürfen die Erbauer dieser sonderbaren Stadt nicht besessen haben, denn erstlich gehörte überhaupt nicht viel dazu, in diesen weichen Fels zu hauen, zweytens sind diese Grotten noch überdieß so roh und einfach gearbeitet, daß man nicht einmal Stützen oder Säulen auszusparen verstanden hat, weshalb denn diese Höhlen meist kleine Löcher sind, und die größten nicht die Ausdehnung einer gewöhnlichen Stube überschreiten. Viele sind freilich durch herabgestürzte Felsstücke zerstört, und man kann über ihre innere Struktur, besonders aber ihre Eingänge nicht mit Gewißheit urtheilen, doch scheint es als fände sich nirgends die Spur einer Treppe; sie müssen sich also der Leitern bedient haben. Eben so wenig sieht man Spuren von Pfosten und Thürangeln und es bleibt unerklärlich, womit sie ihre Wohnungen verrammelten. Unmöglich ist zu bestimmen, wie viel Einwohner diese Troglodytenstadt, wenn es eine war, haben konnte; sie bildete eine einzige, aber über eine Meile lange Gasse, ungerechnet, daß noch auf der Rückseite des Berges auch Grotten angebracht sind. Man kann sich leicht vorstellen, welchen seltsamen Gesammteindruck dieses sonderbare Thal machen muß. Zahllose Raben und Schreivögel flattern verstört aus den Höhlen

hervor; die ödeste Melancholie und düstere Dumpfheit haben hier ihren Sitz aufgeschlagen, und das Ganze gleicht einem großen Räuberlager von sehr verrätherischem Ansehn.

Acht und funfzigstes Kapitel.

Noto. Ankunft in Syracus.

Der Weg aus dem Thal bis in die Gegend von Noto ist außerordentlich beschwerlich, um der zahllosen Klippen und Steine willen, welche ihn so wohl wie überhaupt das öde Gefilde bedecken; daher in diesem ganzen Strich die Vegetation sehr schlecht und nur hie und wieder ein kümmerliches Getreidefeld zu sehn ist. Neun Millien von Noto trafen wir auf ein Dorf, eine wahre Seltenheit in Sicilien; man nannte es uns Rosalino, und obgleich es erst vor einem Jahre ganz abgebrannt war, so hatten es seine fleißigen Einwohner doch wieder hübsch und reinlich hergestellt; indeß hatte es mehr das Ansehen eines Marktfleckens, als eines Dorfes nach unserer Art.

Wir traten eine halbe Stunde bey einem Krämer ab, denn ein Wirthshaus gab es nicht, und ehe ein Paar Minuten vergingen, hatte sich die Stube mit zwanzig bis dreyßig Zuschauern, Groß und Klein, Männern und Weibern erfüllt, die, ohne den Hut abzunehmen, oder um Erlaubniß zu fragen, ins Zimmer drangen, uns neugierig frugen „wer seyd ihr Excellenz? Seyd ihr roba Inglese, d. h. englische Waare? und uns mit stummen Erstaunen, wie alle Christen, essen und trinken sahen. Wir waren

nicht im Stande, das Geringste unbemerkt zu thun, und die Otaheiter können die ersten Europäer nicht sorgfältiger beobachtet haben, wie uns diese guten Rosaliner. Wirklich konnte man ihnen nicht böse seyn, sie waren so gut und höflich, berührten mit ihrer Mütze, oder sonst einem Kleidungsstück, einen Theil des Körpers, und küßten dann jenes, anzuzeigen, daß sie den Theil am Körper des Fremden zu küssen wünschten, indem sie dabey aufs herzlichste sprachen: „Gott segne Euch Excellenz," „Cellenza benedico" und so gingen sie davon.

Erst kurz vor Noto bekleideten sich die Gefilde mit duftigem Grün und würzigen Kräutern; besonders lieblich ist die Anhöhe, auf der diese schöne Stadt liegt. Sie nimmt sich von fern sehr gut aus, da sie schöne Gassen, eine Menge prächtiger Gebäude und treffliches Material hat. Nachdem wir über den breiten Fiume di Noto gesetzt hatten, zogen wir in die Stadt selbst ein, und ließen uns, wie gewöhnlich, in die stupendeste Locanda oder Kneipe führen. Da wir jedoch mit kleinen Kindern und Schweinen herbergen, auch beynah nichts zu essen haben sollten, so wandte sich unser brittischer Reisegefährte an seinen Consul, und zwar mit besserem Erfolge, als früher in Castelvetrano. Der Consul war ein Prinz und sehr gefällig, empfahl uns alle dem reichen Dominicanerkonvent, und ehe eine Stunde verlief, ruheten wir auf den schönsten Matrazen, die der Herr Fürst mit dem feinsten Weißzeug bekleiden ließ, und mit wahrem Wolfshunger verzehrten wir die prächtigsten Seefische und Aale, die uns der geübte Koch der heiligen Männer aufs schmackhafteste zubereitet hatte, umgeben von einem zahlreichen Diener-

personal; überdieß verherrlichte unser Mahl der freygebige Prinz mit ein Paar ungeheuern Flaschen guten Weines, und wir waren unendlich froh so reinlich wohnen und speisen zu können, da wir bisher unser stinkendes Lager gewöhnlich mit nichtswürdigen Flöhen theilen und uns blos von Eyern und sauerm Weine hatten nähren müssen. Der Prinz sandte uns einen seiner Bedienten zur Pflege, und die guten Dominikaner, weil sie hörten, daß wir nach Taormina gehn würden, schrieben an ihre dasigen Brüder, um uns auch dort eine gute Aufnahme zu bereiten.

Tags darauf begaben wir uns zu dem Herrn Don Antonino Astuto Baron von Fargione, einem der angesehensten Cavaliere in Noto. Wir wurden in einen schönen mit Marmor verzierten Saal geführt, in welchem jedoch die mehrsten Fenster zerbrochen waren, ja man findet dergleichen Säle ohne alle Glasscheiben. Der Herr Baron, ein freundlicher alter Mann, empfing uns sehr leutselig, und versicherte uns, „es freue ihn außerordentlich, daß wir Teutsche seyen; alle Augenblicke würde er von Engländern beschwert, die als Packsäcke kämen, als Packsäcke gingen, baule viene, baule va; ja einige hätten ihn so gar gefragt, ob sie dergleichen Münzen, (um deren willen der Baron ganz Italien und Sicilien durchreiset hatte) nicht in Krämerladen zu kaufen bekämen. Diese Complimente mochten nun freilich unserm braven brittischen Reisegefährten, den der Baron auch für einen Teutschen hielt, nicht sonderlich gefallen; uns zum wenigsten waren sie ziemlich verdrießlich; indeß antwortete unser Freund ganz kaltblütig: „Ja Herr, meine Landsleute verstehen nicht viel."

Die Münzsammlung des Baron Astuto ist gewiß eine der besten und lehrreichsten der Welt, wenn es auch schon sonst zahlreichere geben mag, indeß hat er doch über vier tausend der ausgesuchtesten und seltensten Medaillen in Gold, Silber und Erz. Die mehresten davon sind so rein geprägt, als ob sie gestern gebildet worden wären, und wahre Muster der Sculptur; und z. B. seine zwanzig Philistisköpfe ein Reichthum, dessen sich gewiß keine Sammlung der Welt rühmen kann. Die Münzen der Sicilianischen Griechen sind unendlich schöner gearbeitet, als die aus dem eigentlichen Griechenlande, und besonders die Atheniensischen mit ihnen gar nicht zu vergleichen. Wie interessant ist es nicht, hier die Sinnbilder und Wappen der Alten sicilianischen Städtegemeinden kennen zu lernen. Selinus führt ein dreygezacktes Blatt, vielleicht Eppich, σέλινον, im Schilde; die Fächerpalme kann also dieser Stadt nur den Beynamen gegeben haben. Gela's Wappen ist ein halber Stier mit einem Menschengesichte. Ferner sahen wir eine große Menge Münzen, die eine ganze Reihe der consularischen Familien und der römischen Kaiser darstellten; überdieß fehlte keine sicilianische und griechische Stadt. Unserm Erachten nach ist diese die merkwürdigste Sammlung in ganz Sicilien, und selbst das Museum des Prinzen Biscari in Katanien kann sich an Interesse keinesweges mit ihm messen. Während wir diese Kleinodien besahen, war der Herr Baron so klug, uns durch drey bis vier Bediente sorgfältig beobachten zu lassen.

Sein Antiquitätenkabinet ist klein und, wie alle dergleichen Sammlungen in Sicilien, unbedeutend. Es enthält allerley Kleinigkeiten, z. B. einen Strigil zum Frot-

tern; er sieht aus wie eine Sichel, nur viel kleiner; eine Menge niedlicher Agraffen; Ringe, in welche zwey ihre Hände steckten, sich gegenseitig hin und her ziehend; wer ihn behielt, war der Stärkste. Der anstoßende Antikensaal enthält nichts besonderes außer einem sehr schönen Altar, oben mit einer beckenförmigen Höhlung um Früchte und dergleichen zu opfern. Ferner sieht man hier einen sehr schönen Candelaber; dann einige griechische Vasen, aber, wie fast alle, mit schlechter Zeichnung. In der Bibliothek des Herrn Barons, die für einen Privatmann recht anständig ist, trafen wir einen rauchen Kapuziner, der zu unserm Erstaunen sich sehr angelegentlich nach dem großen „Kante“ erkundigte, dessen Philosophie ihm aus einer französischen Paraphrase bekannt war. Wer sollte glauben, daß der Name dieses Mannes bis zu den Cyclopen gedrungen wäre.

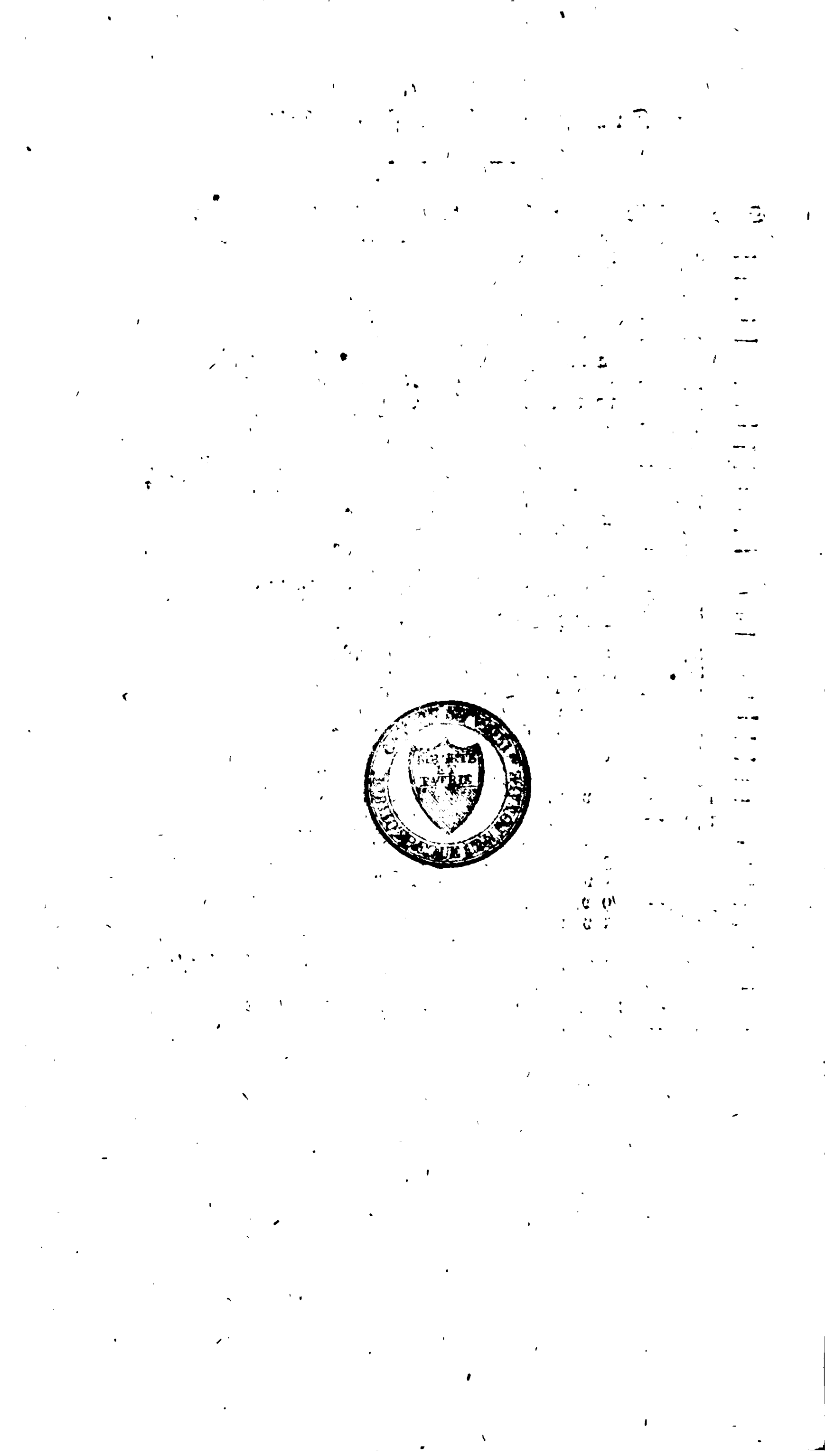
Noch des Abends traten zwey Maulthiertreiber in unser Zimmer, versicherten, sie seyen Syracusaner, und boten uns ihre Saumrosse an; voller Freuden bey dem Gedanken, bald in die erste Stadt der Welt einzuziehn, wurden wir mit diesen braven Leuten schnell einig, und bey guter Zeit des andern Tages, den zwölften May, erreichten wir Avola; das Meer schlug, von fern her donnernd, ziemlich wild an die Ufer, und wir ritten durch den thauigten Morgen unter blühenden Oleander- und Granatbäumen. Diese köstlichen Blüthen des Südens hatten wir bisher nur selten gesehn, daher sie hier in ganzer Fülle prangend, alle unsere Sinne berauschten. Seligen Herzens zogen wir auf unsern Maulthieren durch die duftigen Wiesen weiter, und bald erblickten wir „die großstädtigen Syracusen,“ die Halbinsel Ortygia, und gerade über das „wellenreiche Plemmyrium.“ Seit der Einfahrt

in Rom hatte uns kein so gewaltiges Gefühl durchdrungen, als jetzt, da wir die traurige Oede durchritten, die todten Klippen der Acradina, wo sonst das Brausen der größten Stadt der Welt ertönte, und den blauen Guß des Hafens, in dem die Flotten der Athenienser und Karthager versanken, vor uns liegen sahen. Bald setzten wir über „die große Furt des Anapus," durchzogen auf einer neu gebauten Straße die pestilenzialischen Sümpfe Syraca und Lisymelia, in denen das Heer der Karthager umkam, und rechts erschien die einsame Säule des zertrümmerten Jupitertempels.



Druckfehler im ersten Theil.

Seite 13	Zeile	1	von oben statt: meistens	lies: wenigstens
— 13	—	8	von unten st. erinnernde	l. wimmernde
— 15	—	15	v. u. st. Zierlichkeit	l. Herrlichkeit
— 21	—	3	v. o. st. Mineio	l. Mincio
— 22	—	7	v. o. st. Säulen	l. Sälen
— 26	—	5	v. u. st. feinern	l. seinen
— 33	—	1	v. u. st. umher	l. einher
— 34	—	4	v. u. st. Handelsstadt	l. Handelsstaat
— 41	—	10	v. u. st. Ferienkleider	l. Feierkleider
— 43	—	12	v. u. st. Fori	l. Foro
— 55	—	8	v. u. st. De Romeus	l. De Romanis
— 58	—	3	v. u. st. brauchte	l. braucht
— 59	—	5	v. o. st. deckt. Bedenkt	l. deckt: bedenkt
— 59	—	9	v. o. st. welchen Schatz denn	l. welch ein Schatz den
— 60	—	13	v. o. st. Maria	l. Marcia
— 60	—	7	v. u. st. östlich	l. westlich
— 61	—	13	v. o. st. östliche	l. westliche
— 63	—	4	v. o. st. westliche	l. östliche
— 69	—	2	v. o. st. nordwestliche	l. nordöstliche
— 81	—	1	v. u. st. In	l. in
— 81	—	1	v. u. st. levatum	l. lavatum
— 84	—	2	v. o. st. Kostele	l. Kastelle
— 86	—	14	v. o. st. Kostele	l. Kastelle
— 88	—	9	v. o. st. jedem	l. dem
— 94	—	4	v. u. st. Kostele	l. Kastelle
— 118	—	1	v. u. st. Barinia	l. Lariccia
— 123	—	16	v. o. st. mehr	l. weniger
— 135	—	6	v. u. st. kleinern	l. bleyernen
— 138	—	9	v. u. st. Sabium	l. Sabinum
— 140	—	9	v. o. st. Tibur	l. Tiburnus
— 152	—	1	v. o. st. Basenlicht	l. Rosenlicht
— 154	—	3	v. u. st. der	l. des
— 162	—	8	v. u. st. Thürme	l. Thüren
— 225	—	9	v. u. st. überflüssigen	l. oberflächlichen
— 253	—	3	v. o. st. umher	l. nunmehr.
— 258	—	10	v. u. st. Miethshaus	l. Wirthshaus
— 265	—	8	v. u. st. vier und zwanzig	l. vier und vierzig
— 267	—	3	v. o. st. Speronara	l. Speronaro
— 271	—	12	v. u. st. hausbekannt	l. Haus bekannt
— 282	—	9	v. u. st. Bruch	l. Bauch



1. Theil.

hagerhügel

NT

R

